

*Daniel Goldstein*

# Sprache im Gros und im Detail (II)

Die zweiten 144 «Sprachlupen»  
aus dem Berner «Bund» –  
und die letzten 18 als Zugabe  
(2015–2021)

Sprachlust

Neuhausweg 1  
CH-3063 Ittigen  
[sprachlust.ch](http://sprachlust.ch)

Vorwort (als «Sprachlupe» 293 am 23. 4. 2021 erschienen)

## Kein Pflegefall, aber pfleglich zu behandeln

«Man muss die Sprache nicht pflegen, weil sie nämlich nicht krank ist.» Das pflegt der Schriftsteller [Pedro Lenz](#) zu sagen, und man möchte ihn zurückfragen: «Wie hältst du's mit der Körperpflege?» Die betreibt er hoffentlich auch dann, wenn er nicht gerade krank ist. Und er braucht wohl keine Sauberkeitspolizei, die ihn daran erinnert. Die «Mundartpolizei» ist's, gegen die er sich mit seiner Bemerkung verwahrt, denn wenn er in Mundart schreibt, so verwendet er sie als Stilmittel, samt «Unreinheiten»: «Ich pflege die Sprache nicht, ich brauche sie.» Damit verwahrt er sich zugleich gegen jene, die sein Dialektschreiben als Heimatpflege loben und so politisch vereinnahmen wollen.

Ob Polizei oder Politik: Was Lenz ablehnt, ist eine «Pflege», die sich mit dem Anspruch allgemeiner Gültigkeit einer bestimmten Sprache annimmt, sei es eine Mundart oder eine Schriftsprache. Letztere ist freilich gerade dadurch definiert, dass für sie bestimmte Regeln gelten. Für Deutsch betrifft das mit amtlichem Siegel nur die Rechtschreibung; für die Grammatik gibt es immerhin weitgehend unbestrittene Lehrmeinungen. Dass Ämter, Schulen oder Medien diese Regeln beachten – dafür kann auch eintreten, wer die Sprache für gesund hält und sie mit Pflege so erhalten möchte.

Meistens geht es Leuten, die etwa in Kolumnen Sprachkritik oder Sprachpflege betreiben, nicht nur darum, mit schriftsprachlicher Korrektheit die Verständigung zu erleichtern: Sie nehmen auch stilistische Erscheinungen aufs Korn, etwa die Anglizismen oder die oft umständlichen Bemühungen, allen biologischen oder sozialen Geschlechtern gerecht zu werden. Was mich betrifft, rede ich lieber von Sprachbeobachtung – hoffe aber durchaus, dass meine Bemerkungen ab und zu beim einen oder bei der andern etwas auslösen: Überlegungen zum eigenen Sprachgebrauch nämlich, denn wirklich pflegen kann man immer nur die eigene Sprache und immer nur in dem Moment, in dem man etwas sagt oder schreibt. Also wenn man die Sprache «braucht».

«Die Sprache» als öffentliches Gut setzt sich aus all diesen einzelnen Sprachleistungen zusammen; wer sie (pflegerisch) beeinflussen will, kann gar nicht anders, als Einzelne anzusprechen, direkt oder via Medien. Institutionen, die auf «gepflegtes» sprachliches Auftreten achten, betrauen gern eine Stelle mit der Aufgabe, dafür zu sorgen. Als «Bund»-Redaktor versah ich etwa ein Jahrzehnt lang nebenbei das informelle Amt des Sprachpflegers, als Animator eines gemeinsamen Bemühens um korrekte, klare und gut geniessbare Sprache. Aber eben: um die der eigenen Zeitung, ohne Anspruch auf Breitenwirkung, es sei denn als Beispiel.

Nach der Pensionierung war ich gut sieben Jahre Redaktor des [«Sprachspiegels»](#). Der Schweizerische Verein für die deutsche Sprache, der diese Zeitschrift herausgibt, setzt sich nach seinen Statuten an erster Stelle ein für «die Pflege der Schweizer Standardsprache (Schweizerhochdeutsch), insbesondere in den Bereichen Politik und Bildung». Also doch so etwas wie «Sprachpfleger der Nation» (bzw. ihres deutschsprachigen Teils)? Einem solchen Anspruch stand nur schon entgegen, dass der Verein und seine Zeitschrift leider zu wenig bekannt sind.

Unser Schriftdeutsch kann allerdings schon an sich, nicht nur im individuellen Gebrauch, als Pflegefall angesehen werden. Denn diese helvetische Ausprägung des Hochdeutschen steht unter doppeltem Druck: Wenn schon schweizerisch, dann soll's gleich Mundart sein, finden manche. Wenn schon hochdeutsch, so finden andere (oder dieselben), dann «richtig» – und meinen damit so wie in Deutschland. Auch dort klingt's aber nicht überall gleich, und Österreich sowie die Deutschschweiz haben durchaus ein Wörtchen mitzupflegen.

*Daniel Goldstein, Ittigen, im Dezember 2021*

Das Vorwort zum [Band I](#) (2009–2015) ist in die «Sprachlupe» [274](#) eingeflossen. Unter [sprachlust.ch/Wer](http://sprachlust.ch/Wer) sind Möglichkeiten angegeben, auf den Plattformen [E-Helvetica](#) und [Issuu](#) meine E-Bücher zu lesen oder als PDF herunterzuladen.

zu [Inhalt](#) oder [Themen](#)

Nr.	Inhalt	
<a href="#">145</a>	Lieber politisch klug als politisch korrekt	12
<a href="#">146</a>	Ein Nachruf auf den Konjunktiv	14
<a href="#">147</a>	Lieber langweilig als «scheinheilig»	16
<a href="#">148</a>	Schöne neue kuratierte Welt	18
<a href="#">149</a>	Es ist zum Schauern, eine kalte Dusche	20
<a href="#">150</a>	Kommen da Migranten oder Flüchtlinge?	22
<a href="#">151</a>	Die liebe Mühe mit dem Lieblingskomma	24
	<a href="#">Beispiel</a> : Es fehlt, und schon versinkt sie statt er	344
<a href="#">152</a>	Wo die Dolmetscherin im Telefon sitzt	26
<a href="#">153</a>	Es ging fast ohne Schmierenkampagne	28
<a href="#">154</a>	«Die Malaise» löst hier ein Malaise aus	30
<a href="#">155</a>	Wo der Ton die falsche Musik macht	32
<a href="#">156</a>	Was die Alten sungen, entkräften die Jungen	34
<a href="#">157</a>	Einmal ist keinmal – oder keinmal grösser	36
	<a href="#">Anhang 1</a> : Wie viel Mal grösser?	334
<a href="#">158</a>	Bei SVP-Text hilft «in Gedanken umdeuten»	38
<a href="#">159</a>	Wie sollen heuer die Flüchtlinge heissen?	40
<a href="#">160</a>	Wenn richtig wichtig ist, hilft ein Buch	42
<a href="#">161</a>	Sprachdogmatisch, wenn es sein muss	44
<a href="#">162</a>	Lesen Sie diese Premium Kolumne!	46
<a href="#">163</a>	Aus falschen Freunden werden regelrechte	48
<a href="#">164</a>	«Schweizerdeutsche» fürs Büro gesucht	50
<a href="#">165</a>	Von der trächtigen Frau zum schwangeren Tier	52
<a href="#">166</a>	Von Gewinnern, die nicht siegen	54
<a href="#">167</a>	Verkehrt herum ist auch gefahren	56
<a href="#">168</a>	Wer hat's erfunden? Holland weiss es.	58
<a href="#">169</a>	Zweisprachig hüben, sprachnational drüben	60
<a href="#">170</a>	Sagen Sie «ässä», wie's «gschribä» ist?	62
<a href="#">171</a>	Ein Spielfeld für die Phrasen der Nationen	64
<a href="#">172</a>	Liebe Festgemeinde, verstehen Sie mich?	66
	<a href="#">Anhang 2</a> : Hickhack über den Röstigraben	335
<a href="#">173</a>	Wie das Thema Alter in die Tasten fliesst	68

<a href="#">Anhang 3</a> : Reden über das Alter	335
<a href="#">174</a> Wenn der notorische Haderlump hadert	70
<a href="#">175</a> Was die Lesefee dem Schreibaling rät	72
<a href="#">176</a> Umweltsünder, lies und rechne!	74
<a href="#">177</a> Wer Selbsternannte selbst ernennt, ist ...	76
<a href="#">178</a> Wanderer, kommst du nach Roopel ...	78
<a href="#">179</a> Hochdeutsch fremd? Nein, trotz Fremdeln!	80
<a href="#">180</a> Hand aufs Herz: Sind Sie identisch?	82
<a href="#">181</a> Plakat das! Egal, was ...	84
<a href="#">182</a> «Man sagt» und andere trübe Quellen	86
<a href="#">183</a> Schweizer Lehrmittel für weniger Rotstift	88
<a href="#">184</a> Das glaube, wer will: «Wir sind das Volk»	90
<a href="#">185</a> Wo man Feudel und Bodenlumpen findet	92
<a href="#">186</a> Spucken und Würgen mit «Woodvetia»	94
<a href="#">187</a> Nicht für Idioten: Idiotikon & Idiotikon	96
<a href="#">188</a> Sprache in Zeiten des Populismus	98
<a href="#">189</a> Den Sack besteuern und den Esel meinen	100
<a href="#">190</a> «Deutsche Stilkunst», erstattete Raubkunst	102
<a href="#">191</a> Wenn die Alp ruft: «klasse.heirat.kinn»	104
<a href="#">192</a> Das deutsche Credo des Pfarrers Blocher	106
<a href="#">193</a> Dich, mein Digi-Tal, grüss ich 1000 X	108
<a href="#">194</a> Die pherräterischen Pheler der Phisher	110
<a href="#">195</a> So hat Luther das Übersetzen reformiert	112
<a href="#">196</a> Wie ist der Mensch zur Sprache gelangt?	114
<a href="#">197</a> Weidehaltung – ein Fall für Realpolitik	116
<a href="#">198</a> Englisch bietet mehr als Wörter: Findigkeit	118
<a href="#">199</a> «Züricher» Tradition: der Saubannerzug	120
<a href="#">200</a> Freiburg – für zwei Namen gross genug	122
<a href="#">201</a> Was Wörter erzählen, die eine Rückreise tun	124
<a href="#">202</a> Wortimport mit und ohne guten Grund	126
<a href="#">203</a> Nur noch bildeln, statt zu schreiben?	128
<a href="#">204</a> Nicht ganz lupenrein, aber als Titel tauglich	130

<a href="#">205</a>	Zur Werbemasche passt der Tarnname	132
<a href="#">206</a>	Was winkt uns da als Überraschung?	134
<a href="#">207</a>	Miau, gibt's da einen Code zum Knacken?	136
<a href="#">208</a>	Sprache des Bodens oder der Menschen?	138
<a href="#">209</a>	Der Name gibt dem EU-Vertrag den Gout	140
<a href="#">210</a>	Typografische Tricks bedrohen die Sprache	142
	<a href="#">Anhang 4</a> : «Wiener Sprachblätter» (D. Schönagel)	336
<a href="#">211</a>	Die Wütigen sind da, Nachbildung ratsam	144
<a href="#">212</a>	Schicksale vereinen Mensch und Buch	146
<a href="#">213</a>	Gut geduzt ist halb verkauft – wirklich?	148
<a href="#">214</a>	Zivilgesellschaft: Was ist sie, und wozu da?	150
<a href="#">215</a>	Italienisch ist überall, wo wir gut hinhören	152
<a href="#">216</a>	Verneinungen und andere Logik-Tücken	154
<a href="#">217</a>	Mit Widersprüchen klug reden und leben	156
<a href="#">218</a>	Mit Reisebegleiter sprachkundig speisen	158
<a href="#">219</a>	Verborgener Schatz eines Basler Pioniers	160
<a href="#">220</a>	Wie Sprache Berge versetzt oder schützt	162
<a href="#">221</a>	Wer beschulen will, muss bespassen	164
<a href="#">222</a>	Wie Fussballsprache trennt und verbindet	166
<a href="#">223</a>	Wenn aus Wutbürgern Votebürger werden	168
<a href="#">224</a>	Der aufregendste Superlativ im Medienzirkus	170
<a href="#">225</a>	Vom urwüchsigen Fluchen zur Kackerlackensprache	172
<a href="#">226</a>	So was von Flottschreibe: Jetzt. Crash. Lernen!	174
<a href="#">227</a>	Von der Wahrheit in der Weinsprache	176
<a href="#">228</a>	Meidet falsche Freunde – oder umarmt sie!	178
<a href="#">229</a>	Hilfsmittel, um Helvetismen frei zu brauchen	180
	<a href="#">Anhang 5</a> : Gastbeitrag dazu in der «NZZ am Sonntag»	337
<a href="#">230</a>	Wort ausgewischt, Ding und Sinn noch da	182
<a href="#">231</a>	Österreich und sein eigenes Deutsch	184
	<a href="#">Anhang 6</a> : Quellen und Ressourcen	338
<a href="#">232</a>	Drum prüfe, wer zur Urne schreitet ...	186
<a href="#">233</a>	«Leihbar» gibt's nur dank «Bar»-Ausleihe	188
<a href="#">234</a>	Nehmt den Männern das Maskulinum weg!	190

<a href="#">235</a>	Braucht plastischer Chirurg individuellen Lernort?	192
<a href="#">236</a>	Strassburg lichtet Nebel um Antirassismus-Artikel	194
<a href="#">237</a>	Trolls, die gern in Chors singen	196
<a href="#">238</a>	«Das Anna und ihr Hund» werden erforscht	198
<a href="#">239</a>	Die Sprache kehrt nicht zu Tarzan zurück	200
<a href="#">240</a>	Wo man bei Vorständen nur Bahnhof versteht	202
<a href="#">241</a>	Wo und wie tickt der Kultautomat?	204
<a href="#">242</a>	Dürrenmatts Deutsch ist klassisch helvetisch	206
	<a href="#">Anhang 7</a> : «Zu einem Sprachproblem» (F. Dürrenmatt)	339
<a href="#">243</a>	Gesucht: Spezialist(=) für Geschlechtergerechtigkeit	208
	<a href="#">Anhang 8</a> : Genderspezialist <sup>⊖</sup> (aus dem «Sprachspiegel»)	340
<a href="#">244</a>	Man kann es sich bei «gleichwohl» wohl sein lassen	210
<a href="#">245</a>	Ist «ihr» statt «Sie» auf Hochdeutsch unhöflich?	212
	<a href="#">Anhang 9</a> : «So, zelled Er Gäld?» (A. Guggenbühl)	341
<a href="#">246</a>	Ist diese Kolumne schlicht und recht verfasst?	214
<a href="#">247</a>	Velofahrende, die nicht fahren, sind keine	216
<a href="#">248</a>	«Fribourg» auf Deutsch, kein «Biel» auf Französisch	218
<a href="#">249</a>	Wenn Wörter auf Abwege geraten	220
<a href="#">250</a>	Was zeichnet ausgezeichneten Journalismus aus?	222
<a href="#">251</a>	Ist Hochdeutsch in «Biu» nur eine Fremdsprache?	224
<a href="#">252</a>	Lëtzebuergesch, Nationalsprache des Grossherzogtums	226
<a href="#">253</a>	Wenn sich Sprachfreunde auf der Heubühne streiten	228
<a href="#">254</a>	Wer «völkisch» sagt, soll von (Neo-)Nazis reden	230
<a href="#">255</a>	Das interessiert Sie, weil Sie lesen es	232
<a href="#">256</a>	So beginnt im Hirn die Eile nach «weil»	234
<a href="#">257</a>	Hoch- und Schweizerdeutsch im selben Hirnwinkel	236
<a href="#">258</a>	Reden wie in Hannover? Sinnlos, sich zu quälen!	238
<a href="#">259</a>	Leute, wo meinen, das sei Hochdeutsch	240
<a href="#">260</a>	War das Jahrzehnt dekadent, weil «Dekade»?	242
<a href="#">261</a>	Spoiler Alert: Hier wird Kudos nicht gelikt	244
<a href="#">262</a>	Hier ist «mit Hilfe» imfall besser als «mithilfe»	246
<a href="#">263</a>	So redet man heute mit Engelszungen	248

<a href="#">264</a>	Vor der nächsten Vorlage «Antirassismus plus»	250
<a href="#">265</a>	«Kein Grund zur Panik» – oder zu angemessener	252
<a href="#">266</a>	Gilt es ernst, muss ein Ruck durchs Land	254
<a href="#">267</a>	In die Mundart eingewandert	256
<a href="#">268</a>	Wie viele Worte wiegt ein Bild?	258
<a href="#">269</a>	Von «durchseucht» zu «durchgeseucht»	260
<a href="#">270</a>	Müssen nur Frauen Geräte selber putzen?	262
<a href="#">271</a>	Misstöne, «wenn der Sprecher nicht mitdenkt»	264
<a href="#">272</a>	Klafft der Röstigraben mitten im Spielfeld?	266
<a href="#">273</a>	Rassifizierte aller Länder, vereinigt euch!	268
<a href="#">274</a>	So kommt der Teufel vom Detail ins Gros	270
<a href="#">275</a>	Wo Jeans ziepen, ist die Untreue nicht weit	272
<a href="#">276</a>	In der Schweiz «verhägt» auch die Mundart	274
<a href="#">277</a>	Kein Boboli: Im Duden steht jetzt «Boboli»	276
<a href="#">278</a>	Zu viel Englisch? Ist doch nur Code-Switching!	278
<a href="#">279</a>	Schweiz, wie hältst du's mit dem Hochdeutsch?	280
<a href="#">280</a>	Von Viren und von Sprachregeln verunsichert	282
<a href="#">281</a>	Aus den Fingern in den Sinn: So geht's	284
<a href="#">282</a>	«Tschutte» hält sich besser als «bäbbeln»	286
<a href="#">283</a>	Wo das böse Wort im Schafspelz lauert	288
<a href="#">284</a>	War «mauscheln» lang genug vergraben?	290
<a href="#">285</a>	Die babylonische Sprachvermischung	292
<a href="#">286</a>	Der Weg zur Hölle ist mit Erlebnissen gepflastert	294
<a href="#">287</a>	Mietersversammlung: laut Duden ohne Frauen	296
<a href="#">288</a>	»das thier frizt, der mensch iszt«	298
<a href="#">289</a>	Über Deutsch reden, aber nicht Überdeutsch	300
<a href="#">290</a>	Nicht(s) weniger als lebensfrohe Dudenbude	302
<a href="#">291</a>	E-ID-Gesetz – ausser Spesen Stilkunde gewesen	304
<a href="#">292</a>	«Da klemmt's», schlägt die «Sprachlupe» Alarm	306
	<a href="#">Anhang 10</a> : Taten im niederländischen Mund	342
<a href="#">293</a>	Kein Pflegefall, aber pfleglich zu behandeln (=Vorwort)	2
<a href="#">294</a>	Wenn die Diversität sprachliche Blüten treibt	308
<a href="#">295</a>	Wenn die Blasensprache in die Zeitung rinnt	310



<a href="#">296</a>	Fehlt Wissenschaftern in der Schweiz ein I?	312
<a href="#">297</a>	Jetzt trifft uns gleich der Glottisschlag	314
<a href="#">298</a>	Mundart, die aus dem Computer kommt	316
<a href="#">299</a>	Mit Buchstaben Schwarz oder <i>weiss</i> malen	318
<a href="#">300</a>	Alphamännchen und der Sexismus-Verdacht	320
<a href="#">301</a>	Sind Sie durch den Wind? Gehen Sie in die Beiz!	322
<a href="#">302</a>	Velofahrerinnen und -fahrer, macht Platz da!	324
<a href="#">303</a>	Wer hat ein Flair für grosstädtisches Flair?	326
<a href="#">304</a>	Wo sich Tote mausern, droht ihnen der Hammer	328
<a href="#">305</a>	Wer Unterstellungen merkt, hat mehr vom Lesen	330
<a href="#">306</a>	Ein stolzes Programm mündet im « <del>Ver-Bund</del> »	332

Weitere «Sprachlupen»:

**Sprachlust**

**INFOSperber**

## Themen

Amtliches (siehe auch Politik): [189](#), [232](#), [247](#), [265](#)

Anglizismen: [149](#), [162](#), [163](#), [186](#), [198](#), [201](#), [202](#), [205](#), [223](#), [226](#), [233](#), [261](#), [263](#), [278](#), [285](#), [286](#), [294](#), [295](#)

Bilder (siehe auch Redewendungen): [203](#), [212](#), [304](#)

Bücher: [160](#), [164](#), [165](#), [179](#), [190](#), [192](#), [196](#), [203](#), [207](#), [215](#), [220](#), [221](#), [225](#), [229](#), [239](#), [242](#), [248](#), [258](#), [274](#), [277](#), [278](#), [279](#), [281](#), [284](#), [287](#), [288](#), [Anhang 6](#)

Framing (Suggestion, s. auch Geschlechter): [173](#), [209](#), [220](#), [288](#), [305](#)

Fremdwörter (siehe auch Anglizismen): [174](#), [193](#), [180](#), [260](#), [303](#)

Geschlechter: [175](#), [210](#), [211](#), [234](#), [243](#), [247](#), [270](#), [276](#), [280](#), [287](#), [297](#), [300](#), [302](#), [Anhang 4](#), [Anhang 8](#)

Grammatik, Satzbau: [146](#), [155](#), [156](#), [160](#), [204](#), [206](#), [216](#), [234](#), [235](#), [244](#), [253](#), [255](#), [256](#), [259](#), [262](#), [269](#), [290](#), [291](#), [292](#), [Anhang 10](#)

Helvetismen/Hochdeutsch: [154](#), [168](#), [172](#), [179](#), [183](#), [185](#), [192](#), [199](#), [211](#), [222](#), [229](#), [240](#), [242](#), [245](#), [257](#), [258](#), [275](#), [277](#), [279](#), [289](#), [293](#), [296](#), [301](#), [303](#), [Anhang 5](#), [Anhang 7](#), [Anhang 9](#)

Korrektheit, «politische» (siehe auch Framing): [145](#), [150](#), [159](#), [254](#), [283](#), [284](#), [299](#)

Linguistik: [173](#), [187](#), [196](#), [207](#), [217](#), [219](#), [225](#), [227](#), [238](#), [239](#), [252](#), [256](#), [257](#), [259](#), [276](#), [277](#), [278](#), [282](#), [288](#), [293](#), [298](#)

Medien, schriftliche: [181](#), [182](#), [224](#), [226](#), [250](#), [261](#), [306](#)

und beinahe überall

– mündliche: [155](#), [240](#), [258](#), [271](#), [297](#)

Modewörter (siehe auch Anglizismen): [193](#), [214](#), [226](#), [241](#), [260](#)

Politik, Recht: [147](#), [153](#), [158](#), [166](#), [169](#), [172](#), [181](#), [184](#), [188](#), [200](#), [208](#), [209](#), [214](#), [215](#), [220](#), [223](#), [236](#), [264](#), [266](#), [272](#), [291](#)

Rechtschreibung: [151](#), [156](#), [162](#), [167](#), [177](#), [194](#), [210](#), [237](#), [255](#), [246](#), [280](#)

Redewendungen: [265](#), [266](#), [268](#), [283](#), [304](#)

Schweizerdeutsch (siehe auch Helvetismen): [164](#), [170](#), [178](#), [187](#), [267](#), [276](#), [282](#), [298](#)

Schulen: [183](#), [221](#)

Sprachspass: [191](#), [230](#), [233](#)

Sprachgebiete Schweiz: [164](#), [178](#), [192](#), [200](#), [208](#), [248](#), [251](#), [272](#)

– anderswo: [169](#), [185](#), [222](#), [231](#), [238](#), [252](#), [282](#), [Anhang 6](#)

Sprachwandel: [165](#), [197](#), [198](#), [219](#), [237](#), [239](#), [246](#), [249](#), [255](#), [260](#), [262](#), [274](#), [288](#), [294](#), [295](#)

Statistik: siehe Zahlen

Übersetzen: [152](#), [218](#), [228](#)

Werbung: [181](#), [195](#), [205](#), [213](#), [226](#)

Wortwahl (siehe auch Korrektheit): [148](#), [153](#), [157](#), [161](#), [163](#), [165](#), [171](#), [174](#), [177](#), [180](#), [182](#), [184](#), [189](#), [197](#), [216](#), [217](#), [228](#), [221](#), [224](#), [227](#), [230](#), [244](#), [249](#), [253](#), [269](#), [273](#), [288](#), [301](#), [304](#)

Zahlen: [157](#), [166](#), [176](#), [Anhang 1](#)

Stichwortsuche und Links funktionieren nur im PDF und in der Online-Anzeige bei Issuu ([tiny.cc/Sprachlupen](https://tiny.cc/Sprachlupen)).

Führt ein Link (in diesem Buch oder anderswo) nicht zum Ziel, so hilft möglicherweise [Mementoweb](#) oder [Archive.org](#): dort im Suchfenster die im Link enthaltene Web-Adresse (URL) eingeben.

145: «Der Bund», 3. 7. 2015

## Lieber politisch klug als politisch korrekt

Präsident Obama hat «Nigger» gesagt. Darf er das, und wenn er es darf, dürfen es dann auch andere? Die leider mit Komplikationen verbundene Antwort auf beide Fragen lautet: Es kommt drauf an. Zunächst: Der Gebrauch dieses «N-Worts» oder auch des – als weniger abschätzig empfundenen – «negro» oder «Neger» ist kein Privileg des Amtes oder der Hautfarbe. Und das Dürfen ist nur den schwammigen Regeln der politischen Korrektheit unterworfen sowie staatlichen Gesetzen gegen Rassismus oder für Persönlichkeitsschutz.

Obama brauchte das Wort nicht gerade bei der Abdankung für die Opfer des rassistischen Mörders in der AME-Kirche von Charleston, aber in einem Interview im gleichen Zusammenhang. Er sagte, die USA seien vom Rassismus «nicht geheilt», und es gehe «nicht nur darum, dass es unhöflich ist, in der Öffentlichkeit «Nigger» zu sagen» – das sei nicht der Masstab fürs Fortbestehen des Rassismus. Damit sagte er etwas Wesentliches über die – mit «politischer Korrektheit» gemeinten – Bemühungen, via Sprache eine erwünschte Gesinnung herbeizuführen: Wenn eine Sprachregelung eingehalten wird, beweist das nicht, dass sie in den Köpfen etwas bewirkt hat.

Negative Einstellungen, die manche Leute mit einem Wort verbinden, können sich auch aufs Ersatzwort übertragen: Ist es verpönt, «Neger» zu sagen, so stossen «Schwarze» auf die gleichen Vorurteile, und wenn man dieses Wort durch «Farbige» ersetzt, so hat man sich beim Vokabular der einstigen, mehrstufigen Rassentrennung in Südafrika bedient und den betroffenen Menschen kaum einen Dienst geleistet.

Das Grundproblem bleibt, dass viele Leute die Menschheit in Rassen einteilen und viele mit dieser Einteilung unterschiedliche Bewertungen oder gar Rechte verbinden. Amerikanische Studenten setzten sich in den 1980-er Jahren vermehrt für Gleichbe-

reichtigung ohne Ansehen der Hautfarbe oder des Geschlechts ein. Sie forderten, der Lehrstoff und der Sprachgebrauch müssten «politically correct» sein. Der Begriff fand aber, wie in der Wikipedia nachzulesen ist, erst dann grössere Verbreitung, als manche Hochschulen entsprechende Vorschriften erliessen und Gegner dies als «Gesinnungsterror» anprangerten. Auch auf Deutsch reden vorab Kritiker von «politischer Korrektheit». Daher ist es heute kaum noch politisch korrekt, «politisch korrekt» zu sagen, denn man setzt sich damit dem Verdacht aus, irgendeine Diskriminierung zu verteidigen.

Wer wie Obama über Zusammenhänge zwischen «Nigger» und Rassismus reden will, braucht keinen Bogen um das Wort zu machen. Wird es aber als Bezeichnung für eine Person verwendet, so ist es beleidigend – ausser wenn sich Vertreter oder Nachahmer der amerikanischen Ghetto-Jugendkultur freundschaftlich mit «Nigga» begrüssen. «Neger» wiederum wird laut Duden in jüngerer Zeit «häufig als diskriminierend» empfunden. Ob es auch so gemeint ist, lässt sich meistens leicht aus dem Zusammenhang erkennen. Alte Kinderbücher muss man nicht umschreiben, sondern erklären: Schlimm ist nicht, dass Globi zu den «Negern» reiste, sondern dass er wie ein Kolonialherr auftrat. Wer Afrikanern auf Augenhöhe begegnet, nennt sie besser so – «Afrikaner» eben, alle Hautschattierungen eingeschlossen.

Als der Berner Regierungsrat Käser letztes Jahr von «Negerbuebli» redete, für welche «die Schweiz das Schlaraffenland» sei, hätte er besser «Buebli in Afrika» gesagt: Es ging ja darum, woher die Flüchtlinge kommen, nicht um ihre Hautfarbe; so jedenfalls war seine nachträgliche Entschuldigung zu verstehen. Was Käser nicht darf, durfte dagegen Senegals Gründerpräsident Senghor: Er gehörte einer Bewegung von Intellektuellen mit Wurzeln südlich der Sahara an, die eine kulturelle und politische Renaissance im Namen der «négritude» vorantrieben – aus heutiger Sicht eine Art positiver Rassismus.

146: «Der Bund», 17. 7. 2015

## Ein Nachruf auf den Konjunktiv

«Wenn der Konjunktiv stürbe» – diesen Titel gab der Sprachpfleger Wolf Schneider 1998 einer seiner Betrachtungen im «NZZ Folio». Als Pflegefall hatte er damals Formen wie «stürbe» ausgemacht, die als «Konjunktiv II» in den Grammatiken stehen. Sie werden vom Imperfekt (Präteritum, Vergangenheit) abgeleitet und für hypothetische Fälle verwendet: konditional z. B. nach «wenn» oder unreal wie: «Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküsst.» Eichendorffs Gedicht wäre dahin, stünde da «als würde der Himmel die Erde still geküsst haben». Auch wenn gestrenge Sprachlehrer einst predigten, «wenn ist *würde*-los»: Es ist nicht unzulässig, den Konjunktiv II mit «würde» zu umschreiben.

Grammatiken legen fest, in welchen Fällen das geht, und mir scheint, sie würden damit immer grosszügiger. Nebenbei: Soeben stand «sie würden» als – nicht umschriebener – Konjunktiv II des Verbs «werden». Manch einer schriebe da umständlich «sie würden werden». Schneider liess die Umschreibung nur dann gelten, wenn der Konjunktiv gleich lautet wie das Imperfekt, etwa «sie würden gehen» statt «sie gingen», oder wenn die Zukunft gemeint ist (oder auch, was er nicht zu sagen brauchte, falls jemand «gegangen würde»). Ein Auge drückte er ebenfalls zu bei «unpopulären» Formen wie «nennte» oder «rennte».

Gestorben ist der Konjunktiv schon lange auf dem Fussballplatz: «Wenn er mich nicht anrempelt, erwische ich diese Flanke», sagt der Spieler, nachdem er die Torchance schon vermasselt hat. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe, seine Ausrede mit «würde» zu versehen. Anderswo halten sich wenigstens die einfacheren Formen des Konjunktivs II und machen sich sogar auf Kosten des Konjunktivs I breit, dem dieser Nachruf eigentlich gilt. Der wird vom Präsens (Gegenwart) abgeleitet und ist vor allem in der indirekten Rede zuhause: «Sie sagte, sie gehe.»

Was aber, wenn von mehreren Leuten die Rede ist? «Sie sagten, sie kommen» klingt umgangssprachlich oder so, als berichte da jemand, der den Konjunktiv I nicht beherrscht. Diese Form lautet hier an sich gleich wie der Indikativ (Wirklichkeitsform). Deshalb «borgt» man, wie Schneider sagte, an ihrer Stelle den Konjunktiv II: «sie kämen». Als «häufigsten Verstoss» gegen die Regeln für indirekte Rede machte er aus, dass diese Ausleihe zu oft erfolge: «Sie sagte, sie hätte keine Zeit, ihr Mann wäre betrunken.» In der Schweiz höre man die richtigen Formen – «habe» und «sei» – «überdurchschnittlich oft», lobte der Berliner Schneider, und er tadelte Bayern und Österreich: Dort «zieht man statt dessen das falsche *würde* vor: «Sie sagte, sie würde die Nase voll haben.»»

Just dieses *würde* in indirekter Rede greift nun auch in der Schweiz um sich. Im Dialekt ist es mir zum Glück noch nicht begegnet; da sind die kernigen und richtig verwendeten Konjunktivformen quicklebendig. Aber im Hochdeutsch des Radios und der Zeitungen wimmelt es von Sätzen wie: «Der Bundesrat gibt bekannt, er würde mit der EU verhandeln.» Gemeint ist nicht etwa, er täte das, wenn sich Brüssel dazu hergäbe, sondern es geht um Verhandlungen, die laut Bundesrat bereits stattfinden. Sogar die arg nach Mundart klingende Formulierung «er tue verhandeln» wäre hier besser, weil nicht missverständlich. Aber es ginge ja auch ganz einfach und fehlerfrei: «er verhandle».

Nur kommt es auch da vor, dass der Plural nach Vergangenheit tönt: «Er sagte, seine Delegierten verhandelten.» Kein Problem, solange man (dank «er sagte») weiss, dass hier eine Aussage wiedergegeben wird. Aber wenn sich die Wiedergabe in die Länge zieht, vergisst man das beim Lesen oder Hören – und wird mit «würden verhandeln» daran erinnert. Oder eben irregeführt, weil man noch so sprachbewusst ist, dass man einen mit «würde» umschriebenen Konjunktiv II vermutet. Dann erwartet man, dass eine Bedingung erfüllt sein müsste, bevor die Delegierten wirklich verhandeln würden.

147: «Der Bund», 31. 7. 2015

## Lieber langweilig als «scheinheilig»

«Wir haben ein eigenartiges Verhältnis zu unserem Land: Am 1. August danken wir dem Staat, dass er uns über Jahrhunderte Frieden, Freiheit und Wohlstand bewahrt hat. Für den Rest des Jahres heisst es, dass der Staat alles bestimmen und befehlen wolle, alles, was Private viel besser könnten.» Das schreibt Christine Egerszegi in der [August-Ausgabe](#) der Zeitschrift «Sprachspiegel», die in einigen Tagen erscheint. Das schillernde Verhältnis zum Staat schlägt sich auch in der Sprache nieder, wie die Aargauer Ständerätin am Beispiel des Abstimmungskampfs von 2013 um den Familienartikel zeigt: Der SVP-Slogan «Staatskinder – nein danke!» trug zum Scheitern am Ständemehr bei. Und er veranlasste Egerszegi zum «Nachtrag: ‹Staatsrinder – nein danke!› habe ich noch nie gehört!».

Dass der Staat zum Feindbild gemacht wird, ist in einer funktionierenden Demokratie widersinnig, denn eigentlich sind «wir alle» der Staat, jedenfalls alle mit Stimmrecht Ausgestatteten. Natürlich kommt es vor, dass eine Mehrheit der Abstimmenden – oder der Gewählten – anders entscheidet, als es einem passt, aber dann ist nicht «der Staat» schuld, sondern der Erfolg der Siegreichen oder allenfalls die eigene Passivität. Man kann versuchen, einen solchen Entscheid demokratisch umzustossen. Und wenn jemand aus der Regierung selbstherrlich auftritt, kann man ihn daran erinnern, dass bei uns das Volk «der Souverän» ist. Oder, wie einst der Flüchtlingskaplan Cornelius Koch zu Bundesrat Furgler sagte, als der keine weiteren Chilenen aufnehmen wollte: «Sie sind mein Angestellter.»

Wo wir «der Staat» sagen, sagen die Amerikaner «government» – und die Regierung, die dort nach dem System «alles dem Sieger» bestellt wird, taugt natürlich besser zum Feindbild als ein abstrakter Staat. Nebenbei hat der sprachliche Unterschied den Effekt, dass nun auch bei uns nichtstaatliche Vereinigungen als



«Nichtregierungsorganisation» betitelt oder gar als NGO abgekürzt werden. Dabei haben sie meistens wichtigere Eigenschaften als jene, nicht staatlich zu sein.

Mit der Staatskritik von links oder rechts geht meistens auch die Ansicht einher, die Regierung sei nicht in den richtigen Händen, sondern z. B. in jenen des Kapitals oder der «Classe politique» – mit andern Worten, die Demokratie funktioniere nicht richtig. Deshalb macht sich ja auch ein Roger Köppel anheischig, in Bern zum Rechten zu sehen, und das in Heldenpose – wie frühere Chefredaktoren, die «in die Hosen stiegen, als die Schweiz bedroht war».

Die Kommunikationsberaterin Barbara Ritschard führt in der gleichen Ausgabe des «Sprachspiegels» u. a. dieses Beispiel für Wahlkampfretorik an. Sie hatte wie Egerszegi vor dem Schweizerischen Verein für die deutsche Sprache (SVDS) über «Sprache in der Politik» referiert – noch bevor «Weltwoche»-Chefredaktor und SVP-Nationalratskandidat Köppel dem Thema einen Tiefpunkt hinzufügte. Dies indem er Bundespräsidentin Sommaruga als «heimliche Scheinheilige» verunglimpfte, womit er wohl den Ruhm des Intellektuellen loswerden wollte. Zudem gab der Heimatschützer damit eine Kostprobe des in den USA, aber bisher nicht hierzulande üblichen «negative campaigning»: die Gegenpartei schlechtreden.

«Kurz und prägnant bei der eigenen Basis Stimmung» zu machen, kennzeichnet laut Ritschard Legislativpolitiker und solche, die es werden wollen. Haben sie indessen Ambitionen auf ein Regierungsamt, so legen sie sich die «konkordante» Sprache der Exekutivpolitiker zu, die «nicht polemisieren, nicht polarisieren, nicht provozieren» dürfen. Das könne man «als zum Gähnen langweilig oder als warme Luft bezeichnen. Man kann sich aber auch darüber freuen, dass in der Schweiz Hassprediger keine Chance auf ein Amt mit Verantwortung haben.»

148: «Der Bund», 14. 8. 2015

## Schöne neue kuratierte Welt

Stellt sich Ihnen jemand als Kuratorin vor, dann fragen Sie die Dame vielleicht als nächstes, welches Museum sie betreut oder welche Ausstellung sie als letzte gestaltet hat. Es kann sein, dass Sie mit dieser Vermutung richtig liegen und danach ein Gespräch über die Kuratorenarbeit führen können – darüber etwa, wie man Kunstwerke oder andere Sammlungsschätze ins richtige Licht rückt, punkto Beleuchtung ebenso wie punkto Umfeld und Information. Oder darüber, wie man Besucher ans Dargebotene heranführt, ihr Interesse weckt und wachhält – über (hoffentlich unaufdringliche) Museumspädagogik also.

Es kann aber auch sein, dass Sie bloss ein mitleidiges Lächeln ernten und bestenfalls eine Belehrung darüber, was heutzutage sonst noch so alles kuratiert wird, ausser Ausstellungen handfester Dinge. Seinen Aufschwung hat das Kuratieren allerhand anderer Präsentationen im Internet angetreten: Leute, die Informationen zu bestimmten Themen zusammenstellen, begannen sich als Kuratoren zu bezeichnen. Sie ersparen mit ihrem Tun anderen die Mühe, ihre Quellen selber zusammenzusuchen, und reduzieren die enorme Vielfalt des weltweiten Netzes auf handliche Übersichten in einem Blog oder auf einer spezialisierten Website.

Der bekannteste solche Tummelplatz ist Storify.com.\* Sein Wahrspruch lautet: «Today, everyone's a reporter.» Damit wird gleich klar, was die neuen Kuratoren betreiben oder es wenigstens beanspruchen: eine Form von Journalismus. Allerdings präsentieren sie die ausgewählten Quellen meistens bloss, ohne deren Glaubwürdigkeit einzuordnen. Der Konsum erfolgt auf eigenes Risiko – vielen scheint das nichts auszumachen. Ein Leibblatt, dem sie vertrauen, haben heutzutage immer weniger Leute, und auch bei diesen hat das Vertrauen gelitten: Im Wettbewerb um Aufmerksamkeit, ob auf Papier oder auf dem Bildschirm, zählt Aufregung oft mehr als Aufklärung.

Der «Bürgerjournalismus», der sich in der Kommentarfunktion mancher Online-Medien und eben auch auf kuratierten Plattformen ausdrückt, wird von manchen als Ausbruch aus der «Bevormundung» durch die Medienzunft gefeiert. Allerdings hat man als Medienmündel die Möglichkeit, seine Vormünder auszuwählen, zwischen ihnen abzuwechseln und jene zu bevorzugen, die ihre Quellen offenlegen und Möglichkeiten aufzeigen, Sachverhalte unterschiedlich zu deuten. Wer glaubt, bei freischaffenden Kuratoren besser bedient zu werden, sollte dort zumindest ebenso kritisch sein. Auch ein Blick ins Lateinwörterbuch kann nichts schaden: In meinem steht «curator: Aufseher, insb. Vormund».

Wie alles, was im Internet Erfolg hat, greift auch das Kuratieren um sich: Bereits wird «kuratiertes Einkaufen» angeboten, zunächst für Kleider: Bei verschiedenen Anbietern kann man sein Modeprofil erfassen lassen und wird dann mit Reklamen oder gleich auch Paketen bedient, um sich wunschgemäß auszustaffieren. Hinter den Kulissen, und erst noch automatisiert, geschieht derlei längst: Wer bei Google und anderen Suchmaschinen nicht sorgsam auf Anonymisierung achtet, wer bei Einkäufen via Internet das Kleingedruckte übersieht und sich daher nicht aus dem Konsumprofil ausklinkt, der erhält Informationen oder Angebote, die auf seine angeblichen Interessen ausgerichtet sind.

Kuratiert wird mit den Angeboten auch gleich die Kundschaft, verlockt mit der Aussicht auf «Personalisierung». So verpasst einem das neue Microsoft-Betriebssystem Windows 10 eine Rundumbetreuung, wenn man es per «Express» installiert, statt sich durch die Optionen zu klicken. Immerhin lässt sich die «Assistentin Cortana» ausschalten. Sonst verlangt sie gebieterisch die Vollmacht, den Computergebrauch zu registrieren und an Microsoft sowie weitere Anbieter zu melden. Wäre sie eingeschaltet, würde ich die hilfreiche Dame mit ihrer Automatenstimme glatt zu meiner Kuratorin ernennen.

\* aufgehoben 2018

149: «Der Bund», 28. 8. 2015

## Es ist zum Schauern, eine kalte Dusche

Das Ringen des Telefons schreckt sie auf. Ist es wieder der Typ, der sie harassiert und Namen nennt? Sie nimmt trotzdem ab und merkt erleichtert, dass nur Werbung einkickt. Ein neuer Brand wird ihr angepriesen, ein wunderbares Erlebnis beim Schoppen; sie müsse das unbedingt beim Brausen im Laden spotten und dann ihren Freunden posten. Das wird sie nicht tun, denn Verkäufern kann sie in die Augen schauen, ohne zu blinken.

Kommt Ihnen diese Geschichte spanisch vor? Dann sind Sie nicht ganz auf der richtigen Spur: Englisch trifft es besser. Zwar besteht die Story aus lauter deutschen Wörtern, aber etliche davon werden in jener Bedeutung verwendet, die sie gleichlautend im Englischen haben. Und keine dieser Verwendungen ist frei erfunden: Sogar für jene, die ich nur präventiv erwähnen wollte, gibt es Belege im Deutschen, zum Teil sogar erstaunlich alte.

Das «Ringen» wird zwar «einem dieser alten Telefonapparate, einem mit Wählscheibe und silbernen Glocken» zugeschrieben, aber in einem neuen Buch, einem «dieser» Kriminalromane mit Lokalkolorit, hier sogar bernischem. Nur das Wort will nicht so recht dazu passen, spriesst es doch direkt aus «to ring». Etwas weniger selten ist «harassieren», heute wohl vom englischen «harassment» inspiriert, der (justiziablen) Belästigung. In einer Filmbesprechung geht es darum, wie in Kairo Bauchtänzerinnen «von der Polizei harassiert» werden, aber gewiss nicht in Harasse gepfercht. Doch das Verb steht schon in Meyers Konversations-Lexikon von 1888: «(franz.), abmatten». Dieses Wort erhellen dank Google Books noch ältere Bücher: Es geht um die militärische Taktik, den Gegner durch ständige Nadelstiche zu ermüden.

Und wenn der befürchtete Typ am Telefon «Namen nennt», will er damit die Angerufene erpressen? In einem PR-Artikel ging es neulich um etwas anderes: Eine Firma wurde von einem Kunden als (Bande von) «Vollidioten» betitelt und bat ihn, «darauf (zu)

verzichten, uns Namen zu nennen» – also zu beschimpfen («to call us names»). Zurück zum Telefonat: Dabei hat also Werbung eingekickt, nicht den Ball ins Tor, sondern sie hat eingesetzt, ist ins Spiel gekommen. «To kick in» wurde jüngst in einer Filmkritik zu «einkicken» ohne Objekt: Da kickte die Moral ein. Dass der «Brand», englisch ausgesprochen, auch auf Deutsch eine Marke bedeuten kann, ist Duden-konform; schliesslich kommt er vom Brandmal im Rinderfell. Aber man kann trotzdem auch an einen Weinbrand denken, wenn man am Telefon im gleichen Atemzug «Schoppen» hört. Das tönt ja auf Deutsch gleich wie «shoppen» («einen Einkaufsbummel machen», erklärt der Duden rührend).

Auch das vermeintliche «Brausen» im Laden ist akustisch zu erklären. Man ist zwar hierzulande erst im Internet mit dem «Browser» zugange, aber man darf diesen laut Duden auch deutsch aussprechen. Auf Englisch konnte man schon in der realen Welt «browse», stöbern, als es noch keine andere Welt gab. «Posten» wiederum ist in der Schweiz eine durchaus im Laden stattfindende Tätigkeit. Aber hier hätte die Duden-konforme Aussprache «pousten» verraten, dass es um «Kommentare an Newsgroups» ging – auch das ein schon wieder rührend altmodischer Ausdruck für «soziale», also gesellige Medien.

Wenn man «am Zaun mit Leiter spotten möchte», wie es ein Verein von Flugzeugfans im Internet empfiehlt, dann sagt einem der Duden (noch) nicht, wie man es auszusprechen hat. Aber Wikipedia weiss, dass ein Spotter kein Spötter ist, sondern «to spot» betreibt («ausmachen, orten»). Den vermeintlichen Anglizismus «mit den Augen blinken» statt «blinzeln» habe ich unlängst am Radio gehört. Das Wort steht aber so auch schon im «Dritten Theil» der «Betrachtungen in der Lehre von den Kopfwunden» des «Königlich-dänischen Regimentsfeldscheers» Ferdinand Martini (1782). Ja, auch auf Dänisch «blinken» Augen. Und wenn sie in manchen Gegenden Deutschlands blinken, so zwinkern sie.

150: «Der Bund», 11. 9. 2015

## Kommen da Migranten oder Flüchtlinge?

Wer sind sie, die sich an Europas Pforten drängen, sei es übers Mittelmeer oder über den Balkan? Sind es Flüchtlinge, die ihre Heimat aus zwingenden Gründen verlassen mussten, oder sind es Migranten, die vielleicht ebenfalls in Not waren, sich aber auch zum Ausharren hätten entscheiden können? Tun wir den Flüchtlingen unrecht, wenn wir sie «nur» Migranten nennen? Und tun wir ihnen gleichermassen unrecht, wenn wir auch jene Menschen Flüchtlinge nennen, die nach dem genannten Kriterium (oder sonst einem) eher Migranten sind?

Man mag es spitzfindig, angesichts der dramatischen, brutalen Geschehnisse und Bilder auch unangemessen finden, sich solche Fragen zu stellen. Aber die Medien, die Tag für Tag darüber berichten müssen, kommen nicht darum herum, sich bei jeder Meldung für (mindestens) ein Wort zu entscheiden – und das, ohne zu wissen, was die Menschen im Einzelfall dazu gebracht hat, sich auf den beschwerlichen und oft gefährlichen Weg zu machen. Und der Wortgebrauch kann dazu beitragen, dass das Publikum mehr oder weniger Verständnis aufbringt für jene, über die berichtet wird.

Die freundliche Kollegin bei Radio SRF, die mich in dieser Sache anfragte, wollte in erster Linie ein Interview führen, machte sich aber auch Gedanken über den eigenen Sprachgebrauch. Ausgelöst wurde ihr Anruf durch den Entscheid des arabischen Fernsehsenders al-Jazira, in seinem englischen Dienst (Al Jazeera) jene, die übers Mittelmeer kommen, nicht mehr Migranten zu nennen, sondern – «wo es angebracht ist» – Flüchtlinge. Angebracht ist es, so lässt sich aus der Begründung schliessen, vor allem bei jenen, die ihr Leben aufs Spiel setzen. Die Überlegung dahinter scheint zu sein, dass sie es nicht täten, wenn sie nicht auf der Flucht wären, sondern auf «freiwilliger» Wanderschaft, aus welchen Gründen auch immer.

Migration bedeutet ja eine Wanderungsbewegung. Al Jazeera macht auch geltend, auf Englisch werde «migrant» heute abschätzig gebraucht, wie für eine Belästigung; der britische Außenminister habe von «marodierenden Migranten» geredet. Wer das Wort für die Bootsflüchtlinge brauche, so findet der Sender, leiste dem Rassismus Vorschub. Das sind happige Vorwürfe, und jedenfalls für den deutschen Wortgebrauch wären sie unhaltbar. Im Gegenteil: «Migration» ist gerade deshalb aus der Fachsprache in die allgemeine Verwendung gerückt, weil man ein unbelastetes, neutrales Wort suchte. Aus «ausländischer Abstammung» wurde «Migrationshintergrund»; aus dem zuständigen Bundesamt jenes für Migration, danach gar zum Staatssekretariat erhoben.

Allerdings droht heute die gute Absicht verdreht zu werden, indem manche von Migranten reden, um ihnen die Aufnahme als Flüchtlinge a priori zu verwehren. Dem engen Sinn der Uno-Flüchtlingskonvention und damit auch des Asylrechts entsprechen wohl lange nicht alle, aber genau um das abzuklären, gibt es das Asylverfahren. Und danach gibt es als Zwischenlösung auch die vorläufige Aufnahme. Wer «Migranten» als Sammelbegriff für Ankömmlinge verwendet, unbesehen der Umstände und Motive, kann dafür ehrenwerte Gründe haben, und sei es nur die gebotene Kürze in Nachrichten. Dennoch muss aus dem Zusammenhang klar werden, dass die Notlage der Betroffenen mit dem Begriff nicht kleingeredet wird und dass alle das Recht auf humane Behandlung haben.

Wer in einer Art politischer Korrektheit nur noch von Flüchtlingen redet, zeigt zwar Anteilnahme und wirkt damit vielleicht als Vorbild – ändert aber kaum etwas daran, dass auf Dauer nicht alle werden bleiben dürfen. Weit wichtiger als die Wortwahl ist es, respektvoll über die Betroffenen zu reden und damit ein wenig dazu beizutragen, dass wir auch respektvoll mit ihnen umgehen.

151: «Der Bund», 25. 9. 2015

## Die liebe Mühe mit dem Lieblingskomma

Liebblingsblume, -tier, -ort: Das haben viele. Aber ein Lieblingskomma? Ich bin damit gesegnet, oder eher geschlagen. Denn mein Lieblingskomma fällt mir auf, wenn es fehlt und das tut es oft. Soeben wieder – nach «fehlt» hätte es stehen müssen, und das heisst hier auch: vor «und». Genau das könnte ein Grund sein, warum wir so oft Sätze lesen wie: «Wir hoffen, Ihnen mit diesen Angaben zu dienen und grüssen Sie freundlich.» Wer das schreibt, hat vielleicht aus der Schule die Regel im Kopf: «vor ‹und› kein Komma». Das stimmt aber nur für Aufzählungen: «Äpfel, Birnen und Pflaumen». Im Englischen dagegen stünde vor «and prunes» ein Komma, und wir haben es (noch) nicht importiert.

Das Komma im letzten Satz ist fakultativ, denn es trennt zwei «gleichrangige Teilsätze». Mein Lieblingskomma dagegen steht dort, wo nach einem Einschub der gleiche Hauptsatz weitergeht. Ist der Einschub ein Nebensatz wie oben «wenn es fehlt», so ist der Fall klar: Vorher und nachher muss ein Komma stehen. Daran hat die Reform der Rechtschreibung nichts geändert. Komplizierter wird es, wenn der Einschub kein Nebensatz ist, sondern nur eine Infinitivgruppe, also die Grundform eines Verbs mit «zu» und eventuell weiteren Ergänzungen: «Sie empfiehlt, mit Freunden zu wandern, und tut es oft.»

In diesem einfachen Fall können die Kommas auch weggelassen werden. Regelwidrig dagegen wären Kommas in folgendem Satz: «Sie beliebt zu scherzen und verzieht dabei keine Miene.» Denn «belieben» ist ein Modalverb; es gibt an, wie das Scherzen stattfindet: aus einer Laune heraus. «Sie pflegt zu scherzen» gäbe an, dass es eine Gewohnheit ist. «Pflegen» kann jedoch auch als Vollverb verwendet werden: «Er pflegt die Kunst, Blumen zu stecken, und schwärmt davon.» In diesem Satz sind die Kommas wieder obligatorisch, weil die Infinitivgruppe von einem Substantiv (hier «die Kunst») abhängt.

\*noch schöneres [Beispiel](#)



Das Obligatorium gilt noch für zwei weitere Fälle, die in Paragraph 75 der amtlichen Rechtschreibung (und in der Regel K 117 vorne im aktuellen Duden) festgehalten sind. Wird der Infinitiv indessen allein von «zu» begleitet, so sind die Kommas auch bei Substantiv-Abhängigkeit (und in einem der beiden andern Fälle) wieder fakultativ: «Er pflegt die Kunst zu sticken ...». Da die Fakultativ-Regel aber nur gilt, «sofern keine Missverständnisse entstehen können», sollte man hier doch Kommas setzen. Andernfalls könnte jemand «pflegen» als Modalverb verstehen und meinen, da habe einer die Gewohnheit, «die Kunst zu sticken», also etwa Gemälde als Stickerei zu kopieren.

Wenn Sie mir bis hierher gefolgt sind, sind Sie jetzt reif für die letzte Komplikation bei meinem Lieblingskomma. Bei der Reform der Rechtschreibung, die 1996 in Kraft trat, wurden die Komma-Regeln neu gefasst, wenn auch in der Substanz kaum geändert. Bei Einschüben, so hielt das neue Regelwerk (zwischen Klammern) fest, seien Kommas «gegebenenfalls paarig» zu setzen. In der überarbeiteten Fassung von 2004 wurde dummerweise die Klammer mit «paarig» weggelassen. Daraus dürfen aber Schlaumeier nicht ableiten, dann könne man ja auch bloss das zweite Komma streichen. Vielmehr steht bei den Regeln für die Ausnahmen: «... können die Kommas weggelassen werden.»

Fehlt ein Komma, wo es deren zwei braucht, so kann es herauskommen wie in einer Rezension des Romans «Atemschaukel» von Herta Müller: «Wir lernen Auberg kennen, als er bereits weiss, dass er auf der Liste der Russen steht und den Koffer packt.»\* Er weiss also, dass er den Koffer packt! Wer sich die Regeln für Ausnahmen nicht merken will, kann es so machen wie ich: bei Infinitivgruppen die fakultativen Kommas immer setzen; bei Partizipgruppen wie «über den Daumen gepeilt» und Ähnlichem sowieso immer, denn da sind Kommas nie regelwidrig. Dann brauchen Sie die Regeln nur nachzuschauen, wenn Sie etwas darüber schreiben wollen – und wer will das schon?

152: «Der Bund», 9. 10. 2015

## Wo die Dolmetscherin im Telefon sitzt

Können Computer denken? Die Antwort darauf kann man, ganz unabhängig von den Fähigkeiten der Computer, durch die Definition von «denken» steuern. Der englische Computerpionier Alan Turing schlug 1950 vor, die Definition in eine Versuchsanordnung einzubauen: Kann ein Mensch in einer Fernschreiber-Konversation unterscheiden, ob er es mit einem Menschen oder einer Maschine zu tun hat? Das Verfahren ist seither als Turing-Test vielfach ausprobiert worden, je nach Ausgestaltung mit unterschiedlichem, aber mit dem Fortschritt der Computertechnik zunehmendem Erfolg.

Eine Fähigkeit, die man gemeinhin mit dem Denken verbindet, ist das Übersetzen. Es gibt inzwischen allerhand Programme, die von einfachen Texten ganz brauchbare Rohübersetzungen liefern; allerdings selten so, dass man sie wirklich für Produkte eines einigermaßen geschulten menschlichen Geistes halten könnte. Viele Wörterbücher und Übersetzer sind als Apps für Mobilgeräte erhältlich; einige, die auch ohne App gut aufs Handy passen, habe ich unter [m.sprachlust.ch](http://m.sprachlust.ch) zusammengestellt (für grössere Bildschirme: [sprachlust.ch/Wie](http://sprachlust.ch/Wie)) – ohne Gewähr für menschliche Qualität [Nachtrag 2017: aber beinahe, mit [DeepL](#)].

Manche dieser Programme nehmen Texte auch als Diktat auf und geben die Übersetzung akustisch aus, vorerst in wenigen Sprachen und trotz grossen Fortschritten noch in einem Tonfall, der den Computer verrät. Mündliche Konversationen hatte Turing gar noch nicht verlangt; ihm ging es darum, aus den Antworten auf Sprach- und Weltkenntnisse zu schliessen. Gerade das (vom Turing-Test auch noch nicht anvisierte) Übersetzen erfordert ja, dass die Texte in einem gewissen Sinn verstanden werden. Noch ist es ein Leichtes, Computer mit Mehrdeutigkeiten hinters Licht zu führen. Legendär, ob echt oder erfunden, ist die englische Wiedergabe von «Aus den Augen, aus dem Sinn»: «invisible idiot». Redens-

arten gehören ohnehin zur hohen Schule des Übersetzens. Gibt man eine schwer verständliche wie «wider den Stachel löcken» ein, so ist gute Unterhaltung garantiert – erst recht, wenn man nicht Englisch, sondern zum Beispiel Französisch verlangt: Dann schimmert oft der Zwischenschritt des Programms übers Englische durch. Von den getesteten Übersetzern lieferte einzig jener von Google ein Resultat, das wie die deutsche Redensart etwas mit dem bockigen Springen eines rüde angetriebenen Tiers zu tun hat: «regimber contre les aiguillons». Die redensartige Entsprechung fand ich bei den Profi-Wörterbüchern Leo und Pons: «ruer dans les brancards», auch mit guten Rückübersetzungen (ausser in der App-Version von Pons: «Kickass in Bahren»; «brancards» sind eben, nebst Gabeldeichseln, auch Tragbahren).

Bemerkenswert ist auch der gepflegte Unsinn «contre les piqûres des personnes portées disparues»; da ist wohl «löcken» via «Lücken» zu «Vermisste» geworden, und diese haben Stiche erlitten oder gar ausgeteilt. Das Resultat stammt von der vordersten Front der Übersetzungstechnik: Der Telefondienst Skype wagt sich ans Dolmetschen, indem er bei jeder Atempause die Übersetzung einspielt, wahlweise mit männlicher oder weiblicher Stimme. Der Skype Translator ist erst als Testprogramm erhältlich, für Windows 8.1 oder 10; mündlich in sechs Sprachen, gar in fünfzig fürs schriftliche Plaudern (Chat).

So etwas hätte sich Turing wohl kaum träumen lassen. Es war, zugegeben, ein unfaire Einstieg, der Telefon-Dolmetscherin gerade die Redensart mit dem raren Wort «löcken» (springen) zuzumuten. Wenn man indessen ein einfaches Gespräch führt, so hat man gute Chancen auf ein ordentliches Resultat. Man kann zum Beispiel einen Treffpunkt vereinbaren und den Weg dorthin erklären. Wichtig ist, dass nur eine Person aufs Mal redet, deutlich und mit sinnvollen Pausen. Kurzum: Man muss der Maschine vorgaukeln, man sei selber auch eine. Dann hat man den Turing-Test in umgekehrter Richtung bestanden.

153: «Der Bund», 23. 10. 2015

## Es ging fast ohne Schmierenkampagne

Gab es vor den Wahlen vom vergangenen Wochenende Schmierenkampagnen? So nennt man ja neuerdings bisweilen das Schlechtmachen, das Beschmieren des Gegners. Anläufe dazu kamen vor: Verunglimpft wurden etwa Bundesrätin Sommaruga, die Berner Nationalrätin Kiener Nellen, ihr Bündner Kollege Brand oder die Parteipräsidenten Darbellay und Müller ([«Bund» vom 25. 9.](#)). Aber verglichen mit dem «negative campaigning» in den USA, bei dem Angriffsflächen systematisch gesucht und attackiert werden, waren das läppische Versuche; richtige Schlamm-schlachten würden hierzulande kaum goutiert.

Und doch zeigt ein Blick in die Mediendatenbank SMD, dass dieses Jahr, wie schon vor vier Jahren, das Wort «Schmierenkampagne» doppelt so häufig in der Schweizer Presse auftrat wie sonst; mit durchschnittlich zwei Nennungen statt einer pro Monat allerdings auf bescheidenem Niveau. Ein zweiter Blick zeigt indessen, dass die Häufung gar nichts mit den eidgenössischen Wahlen zu tun hatte: 2011 ging es fast nur um Affären im Ausland (von einem Leserbrief zu einem ausländerfeindlichen Inserat der SVP abgesehen), und dieses Jahr verhalfen Zürcher Wahlen dem Begriff zur Mini-Konjunktur; einmal ging es um ein Friedensrichteramt, dann immerhin um den Regierungsrat.

Wenn früher fast nur von Schmierenkampagnen im Ausland die Rede war, so hat das vermutlich nicht nur damit zu tun, dass «so etwas» vor allem dort vorkommt, sondern auch mit dem Wort selber: Im angelsächsischen Sprachraum ist «smear campaign» ein etablierter Begriff, und «to smear» kann auch beschmieren im Sinn von verleumden bedeuten. Nachrichten aus anderen Weltgegenden kommen ebenfalls häufig auf Englisch zu uns.

Immerhin gibt es auch im Deutschen einen althergebrachten Anknüpfungspunkt: das Schmierentheater, an das vielleicht manche denken, wenn sie von einer Schmierenkampagne reden oder hö-

ren. Freilich besteht ein Schmierentheater nicht darin, dass man jemanden anschmiert – oder höchstens in dem Sinn, dass man das Publikum anschmiert, das heisst betrügt, indem man ihm für eine miserable Aufführung Geld abknöpft. Denn «Schmierentheater» bedeutet gemäss Online-Duden «provinzielles, niveauloses Theater»; auch «Schmiere» allein wird so verwendet. Das Wort stammt von «Schmer» ab, Schweinefett wie im Schmerbauch. Es ist sehr vielfältig; neben der fettigen Schmiere, die irgendwo aufgetragen wird, wird es auch für allerhand widerwärtiges, minderwertiges Zeug verwendet.

Bei diesem verächtlichen Wortsinn führt das Grimm'sche Wörterbuch auch die Schauspielerei von Wandertruppen an, während das Digitale Wörterbuch (dwds.ch) einen Umweg über «schmieren» für «unsauber schreiben» annimmt. Tollkühn und unbelegt ist die Annahme, das Schmierentheater heisse so, weil die Wandertruppen jemanden Schmiere stehen liessen, um sich vor dem Eingreifen der Obrigkeit warnen zu lassen. Diese Art Schmiere hat nichts mit allen anderen, fettigen zu tun, sondern «Schmiere stehen» kommt nach einhelliger Erklärung der Wörterbücher via Jiddisch und Rotwelsch vom hebräischen «schmira», Wache.

Auch das Schmiergeld hat einen erstaunlichen Umweg hinter sich: Laut der deutschen Fachzeitschrift «Der Sprachdienst» ([gfd.de](http://gfd.de)) ist es nicht etwa das Geld, das bezahlt wird, damit etwas läuft wie geschmiert, sondern es hat seinen Namen wahrscheinlich vom «Schmieren bzw. Salben der Hände, um sie für eigene Zwecke weich und gefügig zu machen». Da schliesst sich ein Kreis zum Wort «Schmierenkampagne» in Schweizer Zeitungen: Dieses Jahr kam es auch zum Einsatz, als die Frage noch offen war, was beim Fussballverband Fifa laufe: «Schmiergeld oder Schmierenkampagne?» Anders gefragt: Hände gesalbt oder Köpfe beschmiert?

154: «Der Bund», 6. 11. 2015

## «Die Malaise» löst hier ein Malaise aus

Was für eine Malaise: «James Bond ist zurück, volle Pulle.» Das muss ich erst mal sacken lassen. Nichts gegen Bond, aber wie hier über ihn geredet wird: Da geht doch die deutsche Sprache stiften! Oder bin ich als Pensionär einfach überfordert?

Im ersten Absatz werden Sie mehrmals gestutzt haben, ausser wenn Sie eng vertraut sind mit der heutigen deutschländischen Umgangssprache. «Deutschländisch» ist hier nicht etwa spöttisch gemeint, sondern als Fachausdruck für Sprachformen, die in Deutschland auftreten, aber selten oder nie in Österreich oder der Schweiz. Es geht also um Teutonismen, um Wörter oder Wortverwendungen, die nicht gemeindeutsch, also im ganzen Sprachgebiet heimisch sind, sondern eben nur in Deutschland; so wie die Austriazismen in Österreich oder die Helvetismen in der Schweiz. Einige Leser haben mich auf Teutonismen aufmerksam gemacht, die sich ausbreiten; dafür danke ich ihnen hier gern.

Das Malaise fängt schon mit dem Wort selber an. Es ist ennet des Rheins weiblich, in der Schweiz aber meist sächlich. Der Duden nennt beide Formen, ohne Präferenz. Das französische Vorbild «malaise» ist männlich und bedeutet «Unwohlsein, Unbehagen». In der zweiten Bedeutung wird es im Deutschen verwendet. Die Umwandlung zu «die» Malaise ist wohl als (falsche) Analogie zu Mayonnaise oder eben Majonäse zu erklären. «Das» Malaise liesse sich mühsam via Latein begründen, denn der Malaise-Bestandteil «aise» wird unsicher aufs Partizip «adjacens» (naheliegend) zurückgeführt, das für alle grammatischen Geschlechter gleich lautet.

Nur als «Unbehagen» ist das Wort traditionell in der Schweiz geläufig. In Deutschland wird es zudem oft für «unbefriedigende Situation, Misere» verwendet; diese Zweitbedeutung steht seit langem im Duden. Mittlerweile ist mit «Malaise» auch in der Schweizer Presse häufiger ein Missstand gemeint als das (da-

durch ausgelöste) Missbehagen, das der ursprünglichen, französischen Bedeutung entspricht. Man kann den Bedeutungswandel als Zeichen des zunehmenden, wenn auch einseitigen Kulturaustauschs mit Deutschland begrüssen; ich empfinde ihn eher als Entfremdung vom Französischen und Verlust einer helvetischen Eigenheit.

Ein ähnliches Malaise beschleicht mich, wenn ich statt «mit Vollampf» oder «auf tutti» eben «volle Pulle» lese. In der Schweizer Mediendatenbank (SMD) findet sich der laut Duden «saloppe» Ausdruck vor allem in Sportberichten. Auch anderswo kommt er vor, siehe Bond-Filmkritik, meistens in einem Zitat. Dies auch bei Sprechern, die vermutlich in der Schweiz aufgewachsen sind. Das führt zur bangen Frage, ob sie auch schon im Dialekt «volle Pulle» gesagt haben oder ob ihre Äusserung so eingedeutscht wurde. Und zur Anschlussfrage, welcher Fall schlimmer wäre.

Auch «sacken lassen» findet man gelegentlich in (Sport-)Zitaten, so nach einer Fussball-Niederlage: «Wir müssen das jetzt erst einmal sacken lassen.» Der Duden hilft nicht weiter, wohl aber das Digitale Wörterbuch (dwds.de): «damit umgehen lernen, darüber schlafen». Da kann man eine deutsche Quelle oder Berichterstattung vermuten. Ebenso bei «stiften gehen», was gemäss Duden umgangssprachlich «ausreissen, fliehen» bedeutet. Wenn aber «die Kohärenz stiften geht», wie neulich in einer Theaterkritik, dann muss man eher vermuten, ein Schweizer Schreiber wolle deutschländisch brillieren.

Aus den Einleitungssätzen bleibt noch der «Pensionär» zu klären. Hierzulande ist er die selten gewordene Figur des Kostgängers, der zum Pensionspreis isst. Sonst ist der Pensionär laut Duden ein «Ruheständler», in Österreich auch «Pensionist» geheissen. Oder allenthalben «Rentner»; dies oft auch in Zusammenhängen, wo die (mehr oder weniger eingestellte) Berufstätigkeit keine Rolle spielt – aber das ist ein Thema für ein andermal.

155: «Der Bund», 20. 11. 2015

## Wo der Ton die falsche Musik macht

«Jetzt ist es Offiziell: Nach INTensiven Verhandlungen haben sich BEIde Räte auf eine UMFassende Reform geeinigt: Rentnerinnen UND Rentner sollen GENErell bessergestellt werden.» So haben Sie diese Meldung am Radio oder Fernsehen nicht hören können, aber nur wegen des Inhalts nicht. Die falschen Betonungen indessen, um die es hier geht, sind alltäglich: Betont sollte eine andere Silbe sein, in manchen Fällen gar keine.

Meistens handelt es sich um Fremdwörter, deren normale Betonung auf der letzten Silbe liegt. Rutscht der Akzent auf die erste, so fällt das Wort besonders auf, und das könnte der Zweck der Übung sein. Nur: Betonungen sind ja sowieso zum Betonen da, und man kann sie im mündlichen Vortrag stärker oder schwächer gestalten, um dem Satz den gewünschten Nachdruck zu geben. Stattdessen den Ton auf eine andere Silbe zu verschieben, ist sprachwidrig, und durch die häufige Wiederholung des Manövers verpufft die Wirkung.

Vielleicht ist es nur eine Mode, vielleicht aber auch die letzte Konsequenz eines anhaltenden Trends der Mediensprache: Das Wichtigste muss zuerst kommen. Längst vergangen sind die Zeiten, als eine Unfallmeldung so beginnen konnte: «Ein Auto war auf Landstrasse von A nach B unterwegs.» Heute beginnt die Meldung meistens mit den Unfallfolgen. Im Fach heisst dieser aufs Wesentliche zielende Anfang Lead; er ist heute allgemein üblich und erleichtert den Entscheid, ob man weiterlesen will.

So weit, so gut. Doch allmählich haben auch einzelne Sätze ihren Lead bekommen, und man liest etwa: «Vermutlich aus Übermut hat eine Gruppe ... einen parkierten Fiat 500 quer zur Fahrbahn an den Strassenrand getragen.» Die Frage nach den Beweggründen mag das Wichtigste an diesem Vorgang sein, und der freie Satzbau im Deutschen erlaubt es, die Vermutung an die Spitze zu stellen. Man kann das freilich auch übertreiben: «Das Motto bis



zur Wäsche ernst genommen hat nur die Bar der Politikwissenschaftler», war einst über einen Uniball unter dem Motto «Decadance» zu lesen – ein dekadenter Tanz der Wörter.

Vollends verfehlt wäre es, das Lead-Prinzip mithilfe der Betonung ins einzelne Wort zu verlagern. «Intensiv» auf der ersten Silbe zu betonen, geht nur an, wenn zum Beispiel die intensive Landwirtschaft der extensiven gegenübergestellt wird. Das Wort «inoffiziell» kann laut Duden am Anfang oder am Ende betont werden. Die Betonung «INoffiziell» hebt den Kontrast zu «offiziell» hervor, das aber auch in diesem Fall «offIZIELL» lauten muss. Sagt man, «Anfangs- UND Endbetonung» seien möglich, so zeigt die Betonung von «und» die Besonderheit, dass beides geht. In der fiktiven Meldung am Anfang wäre aber die Betonung «Rentnerinnen UND Rentner» nur dann gerechtfertigt, wenn man auch erwogen hätte, bloss die einen besserzustellen. Gelegentlich zu hören, aber geradezu irreführend ist das betonte «und» bei Zahlungen, die nicht separat erhoben werden: «29,4 Prozent der Schweizer UND Schweizerinnen haben die SVP gewählt.»

In diesem Fall will der oder die Betonende wohl politisch korrekt ausdrücken, dass wirklich beide Geschlechter gemeint sind. Hingegen wird unterschlagen, dass es nicht ums ganze Stimmvolk geht, sondern nur um die tatsächlich Wählenden – und mit letzterem Wort wären die beiden Geschlechter automatisch gleichbehandelt. Warum steht hier «die beiden Geschlechter» und im Satz zuvor «beide Geschlechter»? Weil «beide» ohne Artikel die betonte Form ist: Man hätte ja auch nur ein einzelnes Geschlecht meinen können. Hingegen kann man nicht bloss eines gleichbehandeln – dazu braucht es mindestens zwei, also für zwei die unbetonte Form «die beiden». Und das müsste auch ganz oben stehen, wenn die beiden Räte ihre Differenzen bereinigt haben. Mit «beide» bedeutet der Satz, es sei innerhalb jedes einzelnen Rats eine Einigung zustande gekommen.

156: «Der Bund», 4. 12. 2015

## Was die Alten sunen, entkräfteten die Jungen

Wörter wie «Luftschnapp» oder «Megaknuddel» dienten Wolf Schneider 2005 als Beleg für folgendes Urteil in der «Zeit»: «Die Grammatik ist unter jungen Leuten unpopulär, ihr Wortschatz schrumpft, und viele Siebzehnjährige betreiben das Sprechen so, als ob es ein Nebenprodukt des Gummikauens wäre.» Als Erweiterung des Wortschatzes mochte der Altmeister der Sprachkritik jene Kreationen offensichtlich nicht gelten lassen. Er hatte sie nach eigenem Bekunden bei «den plauderfreudigsten unter den Computer-Nutzern» gefunden – bei jenen, die «so chatten».

«Luftschnapp» und «Megaknuddel» dürften heutzutage nicht mehr die grössten Renner sein, aber saloppe Kurzformeln gehören zum Sprachrepertoire des «Chattens» und neuerer Formen des elektronischen Schriftverkehrs, um nicht zu sagen des «Netzschreibs». Hierzulande gehört auch die Mundart dazu, wohl nicht zuletzt deshalb, weil es dafür keine verbindlichen Regeln gibt. Da findet sich reichlich Stoff fürs Jammern über den Verfall der (Hoch-)Sprache – besonders jener von Jugendlichen oder auch von Medien. Schneiders Klage hat viele Vor- und Nachläufer, und noch älter ist die Tradition, bei der Jugend allgemeinen Sittenzerfall zu tadeln. Träfe alles zu, wären Sitten und Sprache längst dahin.

Junge Leute können sehr wohl unterscheiden zwischen der Sprache, mit der sie untereinander verkehren, und jener, die gegenüber Erwachsenen oder in schriftlichen Arbeiten am Platz ist. Das zeigt eine Zofinger Gymnasialklasse mit dem [Dezemberheft](#) der Zeitschrift «Sprachspiegel». Sie hat als Klassenprojekt in fünf Gruppen untersucht, wie Jugendliche mit verschiedenen Aspekten der Sprache umgehen – und sie hat ihre Erkenntnisse in praktisch druckreifen Texten präsentiert.

Eine Gruppe nahm sich den eigenen Ton im Gespräch mit verschiedenartigen Partnern vor. Eine andere liess Alt und Jung eine

Party-Einladung als Kurzmitteilung formulieren und kam zum Schluss, dass «die Jugendlichen ohne Bedenken auch gerne mal eine Whatsapp-Nachricht auf Schweizerdeutsch an ältere Personen verschicken» dürfen. Beleuchtet werden auch Balkandeutsch, Grobheiten und andere Moden der Jugendsprache, samt aktuellem Wörterbuch und dem tröstlichen Fazit: «Wie die Schulterpolster der achtziger Jahre geht jeder Modetrend irgendwann einmal wieder vorbei.» Eine rasante Antwort auf die Unkenrufe über den Sprachverfall findet, wer dem Tipp folgt, auf Youtube das Berliner Duo [«Space Frogs»](#) zu besuchen.

Zu gefallen braucht Erwachsenen nichts von alledem – dazu ist es ja auch nicht da. Aber aus jugendlichen Sprachkapriolen ist nicht zu schliessen, da sei gar keine (andere) Sprachkompetenz mehr vorhanden. Freilich darf auch der Gegenbeweis, den die Zofinger Klasse mit ihren vielfältigen Texten erbracht hat, nicht verallgemeinert werden – wohl nicht einmal für jene, die ein Gymnasium besuchen. Dann allzu verbreitet sind Klagen aus weiterführenden Schulen aller Stufen, man müsse beim sprachlichen Ausdruck nachzuholen versuchen, was auf unteren Ebenen versäumt worden sei. Ohne auf die Lehrplan-Debatte einzugehen: Es würde sicher nichts schaden, wenn Jugendliche mehr läsen und grundlegende Sprachregeln beherrschten.

Solange sie wissen, was sie tun, können sie in passendem Rahmen ruhig auch einmal Regeln verletzen. Etwa indem sie endungslose Verbformen à la «schnapp» oder «knuddel» verwenden, wie sie Wolf Schneider ein Graus sind, aber auch schon bei Wilhelm Busch vorkommen. Die Sprachwissenschaft hat dieser Form die Bezeichnung «Inflektiv» verpasst, im Scherz auch «Erikativ». Dies zu Ehren der Mickymaus-Übersetzerin Erika Fuchs, die das «falsche» Reden mit «ächz» und «stöhn» zur Kunstform entwickelt hat. Gewusst wo, können eben auch Fehler richtig sein.

157: «Der Bund», 11. 12. 2015

## Einmal ist keinmal – oder keinmal grösser?

Es kann ja eine gute Sache sein, wenn die Zeitung einen Leser ins Grübeln bringt, aber in diesem Fall wäre es nicht nötig gewesen: Der «Bund» schrieb auf der Frontseite dem Preisüberwacher die Aussage zu, «die Notariatsgebühren seien im Kanton Bern teilweise viermal höher als etwa im Kanton Zürich». Und ein grübelnder Leser fragte mich, ob das fünfmal so hohe Tarife bedeute. Das könnte ja sein, denn «einmal höher» heisst wohl «doppelt so hoch» und nicht «gleich hoch». Und wenn man weiter erhöht, ist man mit «viermal höher» beim Fünffachen.

So versteht es auch der Duden (Band 9, Zweifelsfälle, Stichwort «Mal»): «zweimal länger» bedeute «dreifache Länge». Nur vermute ich, bei den Notariatsgebühren hätten die meisten ohne viel Nachdenken auf vierfache Kosten in Bern getippt – und so war es auch gemeint, wie im Innern des Blatts nachzulesen. Just am Tag, an dem mich die Anfrage erreichte, berichtete die Zeitung von der Foto eines Seilbahnmonteurs, den eine Kabelrolle «um mindestens das Doppelte» überragt (s. [Anhang 1](#)). Da könnte manch einer auf die Idee kommen, die Rolle überrage auch eine dreistöckige Turnerpyramide. Gemäss Duden wäre es so.

Aber auf dem fraglichen Bild, das mir die freundliche Frutiger Firma Zurbrügg schickte, ist klar zu erkennen: Der Scheitel des Mannes reicht fast bis zur Mitte der Bobine – wie der Fachmann die Rolle liebevoll nennt. Dass sie gut doppelt mannshoch ist, war in der Zeitung wohl auch gemeint. Dabei wurden Logik und Duden-Regel verletzt – auf die Gefahr hin, dass sich jemand auf diese stützt und irregeführt wird. Grössenvergleiche mit «x-mal grösser» oder «ums X-fache grösser» sind immer missverständlich. Wenn man kein Risiko eingehen will, schreibt man besser «x-mal so gross». Geht auch «x-mal so klein»? Da sträubt sich der Sinn für Logik. Die Formulierung suggeriert, dass der Vergleichsgegenstand selber schon klein ist und es ein Mass der Kleinheit

gibt, das man multiplizieren kann. Immerhin kommt man so darauf, dass «ein Drittel so gross» gemeint ist.

Mit «x-mal kleiner» aber gerät man logisch gesehen in Teufels Küche, denn «einmal kleiner» würde ja bedeuten, dass die ganze (geringe) Grösse schon weg ist, und etwas mehrmals Kleineres müsste man unter Null oder eben unterirdisch suchen. Nur tut das kaum jemand, und darum ist «dreimal kleiner» ein durchaus gängiger Ausdruck, auch wenn er nicht im Duden steht. Niemand wird darunter etwas anderes verstehen als «einen Drittel so gross». Anders als bei «dreimal so klein» denkt man auch kaum, es gehe um den Drittel eines bereits kleinen Dings. Die Ausgangsgrösse kommt einem übrigens bei «dreimal so gross» nicht besonders gross vor. Die Frage, wie gross etwas sei, betrifft eben nicht nur grosse Dinge, sondern erheischt «ergebnisoffen» eine Grössenangabe.

Die Sprache richtet sich nicht immer streng nach der Logik, so wenig wie das Leben. Sogar das Urteil «einmal ist keinmal» kann seinen Weg in sprachliche Ausdrücke finden, oder auch «keinmal ist einmal». So war unlängst der Titel zu lesen: «Autofahrer scheeren sich ums Klima». Schön wär's, denn «sich scheren» bedeutet laut Duden «sich um etwas kümmern». Gemeint war aber, dass sie es gerade nicht tun, sondern vermehrt spritfressende Kraftwagen anschaffen (in den USA, aber den Trend gibt's auch bei uns).

Die sinnwidrige Verwendung von «sich scheren» kommt daher, dass «sich keinen Deut scheren» nur noch als Redewendung verstanden wird. Wer weiss denn, dass der Deut eine kleine niederländische Münze war? So entstand das Missverständnis, «keinen Deut» bedeute so viel wie «keinen Dreck». Wenn man «nichts» sagen will, kann man aber auch «einen Dreck» sagen. Und schon sagt man «einen Deut», wenn man «keinen» meint, oder man sagt überhaupt nur noch «sich scheren», wo just das nicht geschieht. Indes: Solange es missverständlich ist, sollte man den Deut nicht umdeuten oder gar opfern.

158: «Der Bund», 8. 1. 2016

## Bei SVP-Text hilft «in Gedanken umdeuten»

Verstehen Sie, was gemeint ist, wenn es auf die «letzten zehn Jahre seit dem Entscheid» ankommt? Nicht? Wenn Sie stimmberechtigt sind, dann sollten Sie es aber verstehen, denn Sie sind aufgerufen, am 28. Februar dieser Formulierung zuzustimmen oder sie abzulehnen. Sie steht im Satz: «Das Gericht oder die Staatsanwaltschaft verweist Ausländerinnen und Ausländer, die wegen einer der folgenden strafbaren Handlungen verurteilt werden, aus dem Gebiet der Schweiz, wenn sie innerhalb der letzten zehn Jahre seit dem Entscheid bereits rechtskräftig zu einer Freiheits- oder Geldstrafe verurteilt worden sind:».

Es folgt der Katalog jener Straftaten, die bei Ersttätern nicht zur Ausweisung führen, sondern erst bei Vorbestraften – wenn es nach der Durchsetzungsinitiative der SVP geht. Eine Leserin mit exzellenten, aber nicht muttersprachlichen Deutschkenntnissen hat mich gefragt, was für ein Entscheid gemeint sei und wie «die letzten zehn Jahre seit» diesem zu verstehen seien. Ich habe ihr geantwortet: «Diesem Satz kann auch ein Muttersprachler keinen Sinn abgewinnen. Ein Blick in die französische Version zeigt, dass die Worte <seit dem Entscheid> schlicht und einfach weggelassen werden müssen: «... s'il a déjà été condamné au cours des dix années précédentes ...».

Es geht also um die zehn Jahre, die der aktuellen Verurteilung vorangegangen sind. So steht es auch in der Botschaft des Bundesrats zur Initiative, und die Bundeskanzlei bestätigt mir: «Die Präpositionalphrase <...seit dem Entscheid> ist sinnlos, denn wir befinden uns ja im Moment des Entscheids. Aus dem Kontext lässt sich aber der Sinn eruieren, indem man gedanklich <seit dem Entscheid> umdeutet in <vor dem Entscheid>.»

Ich gestehe, dass es mir leichter fällt, an einem amtlich bewilligten Text gedanklich etwas wegzulassen, als es umzudeuten. Aber eigentlich erwarte ich von einer Abstimmungsvorlage, dass ich

weder das eine noch das andere tun muss. Indes: «Die Bundeskanzlei hat (bei Initiativen) nicht die Kompetenz, eine redaktionelle Prüfung wie bei Behördenvorlagen vorzunehmen. Nachdem es in den vergangenen Jahren zu vereinzelt Problemen bei den Initiativtexten gekommen ist, hat die Bundeskanzlei vor gut einem Jahr ihre Prüfung der Übereinstimmung der Sprachfassungen ... verstärkt. Die Durchsetzungsinitiative ist eingereicht worden, bevor die Bundeskanzlei diese Massnahmen ergriffen hat.» Und so ist die schlampig redigierte Stelle in der Kanzlei und auch im Parlament durchgerutscht. Dieses hatte ja auch schon inhaltlich genug an der Initiative zu kauen und erklärte eine andere Bestimmung (Einschränkung des zwingenden Völkerrechts) gar für ungültig.

Wie die Bundeskanzlei weiter mitteilt, überprüft sie neben Formalitäten und Übereinstimmung der Sprachfassungen auch, ob der Titel der Initiative irreführend (oder anderswie unzulässig) sei. Auch da hat sie offenbar Milde walten lassen: Im Titel steht «zur Durchsetzung der Ausschaffung krimineller Ausländer». Mit der Ausschaffung ist ausdrücklich jene gemeint, die infolge einer früheren Initiative in der Verfassung vorgeschrieben ist. Wird aber die neue Initiative ebenfalls angenommen, so betrifft die Ausschaffung auch Leute, die von den ursprünglichen Bestimmungen nicht betroffen sind: eben jene, die innert zehn Jahren nach einer Verurteilung ein Delikt begehen, das für sich allein nicht zur Ausschaffung führen würde. Daniel Binswanger sprach daher im «Magazin» von «Etikettenschwindel» und erinnerte an «Abzocker» sowie «Masseneinwanderung».

Initianten dürfen eben viel: Der Titel «No Billag» schlüpfte auch durch, obwohl es nicht um die Firma geht, sondern um die Gebühren, die sie eintreibt. Und das «No» steht wohl nicht einmal in einer Landessprache; falls man es gnädig nicht als Englisch, sondern als Italienisch auffassen sollte, wäre die Ausdrucksweise bestenfalls kindlich.

159: «Der Bund», 22. 1. 2016

## Wie sollen heuer die Flüchtlinge heißen?

2015 war das Jahr der Flüchtlinge, 2016 könnte jenes der Refugees oder gar der Flüchtlinginnen werden. Man mag von der Ausrufung von «Jahren der ...» halten, was man will, ebenso viel von den «Wörtern des Jahres». Aber immerhin hat die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) letztes Jahr mit ihrer Wortwahl beides getroffen: «Flüchtlinge» als [«Wort des Jahres»](#) steht für ein Hauptereignis 2015, nur ist das Wort ausser durch häufigen Gebrauch kaum aufgefallen: Es war weder eine Neuprägung noch eine Wiederentdeckung. Vielleicht aber wollte die GfdS ihm gegen allerlei Anfechtungen zu Hilfe eilen.

Flüchtlinge oder Migranten – diese Frage wurde in der Kolumne [150](#) letzten Herbst gestellt. Es ging darum, ob man mit dem einen oder dem andern Wort von allen reden könne, die da übers Mittelmeer oder den Balkan nach Europa kommen wollten und wollen. Nennt man sie alle Migranten, so suggeriert man, sie kämen ohne Not auf der Suche nach besseren Lebensumständen. Will man auf ihre Not hinweisen, so nennt man sie Flüchtlinge, obwohl nicht alle unter die Flüchtlingskonvention der Uno fallen.

Heute indes soll auch «Flüchtlinge» kein teilnahmsvolles Wort mehr sein, sondern ein abschätziges, und es soll daher für empfindsame Gemüter durch «Geflüchtete» ersetzt werden. Über «Flüchtlinge» sagt die GfdS: «Gebildet aus dem Verb *flüchten* und dem Ableitungssuffix *-ling* («Person, die durch eine Eigenschaft oder ein Merkmal charakterisiert ist»), klingt *Flüchtling* für sprachensible Ohren tendenziell abschätzig: Analoge Bildungen wie *Eindringling*, *Emporkömmling* oder *Schreiberling* sind negativ konnotiert, andere wie *Prüfling*, *Lehrling*, *Findling*, *Sträfling* oder *Schützling* haben eine deutlich passive Komponente. Neuerdings ist daher öfters alternativ von *Geflüchteten* die Rede. Ob sich dieser Ausdruck im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen wird, bleibt abzuwarten.»



Ohne abzuwarten, urteilte der GfdS-Vorsitzende Peter Schlobinski: «Ich glaube, dass *Flüchtling* letztlich bleibt, dass *Geflüchtete* keine Chance hat.» Ihm widersprach sein Professorenkollege Anatol Stefanowitsch, der schon 2012 in seinem «Sprachlog» einige Sympathie für das Anliegen von Aktivisten gezeigt hatte, man sollte von «Geflüchteten» reden. In einem [aktuellen Beitrag](#) hält er fest, «Flüchtlinge» werde zwar nach wie vor meist neutral verwendet, aber der alternative Gebrauch von «Geflüchtete» nehme zu – jetzt eben auch für Flüchtlinge; früher habe man mit Geflüchteten häufiger Leute gemeint, die etwa vor der Polizei flüchteten. Er schliesst: «Man könnte Schlobinski also erwidern: *Geflüchtete/r* hat keine Chance, aber die nutzt es längst.» Auch ein weiteres Argument gegen «Flüchtlinge» greift Stefanowitsch wohlwollend auf, jenes der Professorin Luise Pusch: dass man von diesem Wort [kein Femininum bilden](#) könne und jemand, der von «einem Flüchtling» hört, automatisch an einen Mann denke.

Der Berliner Professor hat ältere Belege für «Flüchtlingin» gefunden und meint, man könnte das Wort wieder einführen. Bis die GfdS Anlass sieht, «Flüchtlingin» zum Wort des Jahres zu küren, dürften noch etliche Flüchtlinge beiderlei Geschlechts nach Europa gelangen. Zu befürchten ist eher, dass der Anglizismus des Jahres in nächster Zeit einmal «Refugee» lauten könnte.

In der Form «Refugees Welcome» steht er bereits in der engeren Auswahl («Shortlist») für die [Wahl 2015](#) [und hat sie denn auch gewonnen]. Dass das Wort «Refugee» ins Deutsche übernommen wird, hat Stefanowitsch – der Initiator der Anglizismus-Wahl – tatsächlich schon beobachtet, und ihm gefällt, dass es von *refugium*, Zuflucht, stammt. Zudem ist es geschlechtsneutral, aber das bliebe wohl im Deutschen nicht lange so – so wenig wie bei «User»: Der Duden verzeichnet bereits die «Userin», aber noch keine «Teenagerin», geschweige denn «Refugeein». Besser könnte man eine geflüchtete Frau als «eine Refugee» bezeichnen, aber wäre ihr damit gedient?

160: «Der Bund», 5. 2. 2016

## Wenn richtig wichtig ist, hilft ein Buch

«Richtig oder falsch?» Wenn ich «Yogurt» auf den Einkaufszettel schreibe, ist es mir egal, dass der Duden das Wort nur mit J kennt; das h wegzulassen, ist erlaubt, wenn auch nicht empfohlen. Und wenn ich jemandem ein SMS oder Mail schreibe, nehme ich mir nicht die Mühe, das Wort nachzuschlagen oder auch nur auf die Fehlerwarnung zu achten, die beim Tippen aufleuchten könnte. Bei einem Rezept, wo auch sonst alles stimmen muss, passe ich vielleicht schon besser auf, vor allem wenn ich es weitergeben will. Und ist das Joghurt für die Zeitung bestimmt, so will ich keine Besserwisser provozieren.

Falls nun doch welche kommen und statt «das» lieber «der Joghurt» lesen: Gemäss Duden kann das Wort in der Schweiz auch sächlich sein, in Österreich gar sächlich oder weiblich. Recht oft ist es so, dass es mehr als eine Variante gibt und dass sich blamiert, wer auf einer einzigen beharrt. Sogar vermeintlich klassische Fehler sind manchmal gar keine: «Sie lehrt den Kindern das Alphabet» zum Beispiel. Da will man gleich belehren: «Es heisst <lehrt die Kinder>!» Zu meiner eigenen Überraschung steht aber die Dativ-Variante «jemandem etwas lehren» seit Jahr und Tag im Duden, in jüngeren Auflagen mit dem Zusatz «seltener».

In einem Bewerbungsschreiben, vor allem als Lehrer, sollte man sie freilich nicht verwenden, und schon gar nicht: «Ich lerne den Kindern das Alphabet.» Ungeachtet aller Klagen über nachlassende Schul- und Schreibdisziplin: Es gibt wohl für alle Leute Gelegenheiten, bei denen sie es lieber richtig als falsch haben, sei es beim Lesen oder erst recht beim eigenen Schreiben – eben etwa bei Bewerbungen. Ist man beim Buchstabieren nicht sattelfest, so hilft das Korrekturprogramm oder ein Blick in den Duden.

Beides kann auch für einfachere Grammatikfragen nützlich sein, wie bei «lehren». Sobald es aber komplizierter wird oder Bedeutungsnuancen ins Spiel kommen, wird es schwieriger. Was

«scheinbar» bedeutet, erklärt der Duden gerade noch («nur dem Scheine nach»). Dass aber «anscheinend» nicht genau dasselbe bedeutet, erfährt man im Band «Rechtschreibung» nicht; da muss ein Spezialband oder die Duden-Website her: «dem Augenschein/Anschein nach», ohne «nur» – also trägt hier der Schein nicht immer. Für Zweifelsfälle, die über die bloße Rechtschreibung hinausgehen, ist soeben ein handlicher [Ratgeber](#) erschienen: «Richtig oder falsch?» (NZZ). Er beruht auf Anfragen an die [Sprachauskunft](#) des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache (SVDS). Antworten erscheinen laufend in der Rubrik «Briefkasten» der SVDS-Zeitschrift «Sprachspiegel»; manche Fragen tauchen im Lauf der Jahre immer wieder auf. Vereinspräsident Johannes Wyss hat für das Buch eine «Hitliste sprachlicher Zweifelsfälle» zusammengestellt, systematisch geordnet und mit fachkundigen Erläuterungen versehen. Glossar und Register erleichtern die Suche nach Antworten; klare Schreibweise und erheiternde Karikaturen machen auch das Stöbern zum Spass.

Den Unterschied zwischen «scheinbar» und «anscheinend» macht das Buch unmissverständlich klar. Dass «den Kindern etwas lehren» nicht einfach falsch ist, räumt es ein. Dass die Sprache nicht immer ganz logisch ist, findet ebenfalls seinen Niederschlag. So sei der Ausdruck «sitzende Tätigkeit» heute «nicht mehr zu beanstanden», obwohl die Tätigkeit nicht selber sitzen kann. Dagegen verwirft der Autor die Formulierung «eine Frage stellt sich». Das kann sie ja auch nicht selber tun, also müsse man etwa sagen: «Man muss sich folgende Frage stellen.»

Im Online-Duden dagegen steht in einem Beispielsatz: «Es stellt sich die Frage, ob ...». Dass dies als korrekt gilt, liegt nicht bloss am Platzhalter «es»: «Die Frage stellt sich, ob ...» ginge gradeso gut. Zweifelsfälle sind eben oft Grenzfälle, und wie jeder gute Ratgeber muss «Richtig oder falsch?» nicht immer sklavisch befolgt werden: Auch dass es zu eigenem Nachdenken anregt, ist eine Stärke des Buchs.

161: «Der Bund», 19. 2. 2016

## Sprachdogmatisch, wenn es sein muss

«Sprachdogmatisch» sei es, auf dem Unterschied zwischen «anscheinend» und «scheinbar» zu beharren, schreibt mir jemand. Genau das habe ich in meiner letzten Kolumne getan. Würde ich jetzt getadelt, es sei ja nicht die letzte gewesen, weil wieder eine komme – dann fände ich das auch übertrieben sprachdogmatisch, weil aus dem Zusammenhang sofort klar wird, dass «letzte» hier «vorangegangene» bedeutet. Wenn aber bei «scheinbar» nicht mehr klar ist, dass es um einen trügerischen Schein geht, dann hat die Sprache eine sinnvolle Unterscheidung verloren. In der Tat hält Heuer («Richtiges Deutsch») fest, die Verwechslung mit «anscheinend» (allem Anschein nach, wahrscheinlich) sei so häufig geworden, «dass wir dem Wort *scheinbar* heute mit Misstrauen begegnen müssen».

Wenn es dogmatisch ist, der Beliebigkeit bei der Wortwahl die gut etablierten Bedeutungen entgegenzuhalten, dann bin ich gern dogmatisch. Sprachwandel findet statt, aber man braucht ihn nicht der Gleichgültigkeit und dem Unwissen zu überlassen. Es gibt zwischen ähnlich lautenden Wörtern eine ganze Reihe sinnvoller Unterscheidungen, die aufzugeben ein Verlust wäre. Und es stünde ihm keinerlei Gewinn an sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten gegenüber. Beispiele gefällig?

«Der wegen seiner ungewollt launischen Ansprachen berühmte Johann Schneider-Ammann» ist jüngst in einer Sonntagskolumne aufgetaucht. Mag sein, dass auch dieser Bundesrat seine Launen hat, aber dass er sie – mit oder ohne Absicht – in seinen Ansprachen durchscheinen lässt, wäre mir neu. Vermutlich hat der Autor nicht launische, also launenhafte Ansprachen gemeint, sondern launige, also locker-humorvolle, die es hier ungewollt sind. Wenigstens «ungewollt» ist treffend. Wer hingegen von «unfreiwilligem Humor» redet, hält sich zwar an eine feste Wendung, suggeriert aber, der Humor sei unter Zwang abgesondert

worden. Doch darum geht es nicht. Der Bundesrat scheint Wortverwechslungen anzuziehen. «Die BDP verliert ihre Bundesrätin mitunter deshalb, weil das Trauma der UBS-Rettung die Öffentlichkeit kaum mehr beschäftigt», schrieb ein anderer Kolumnist. «Mitunter» bedeutet «zuweilen»; die BDP könnte sich glücklich schätzen, verlöre sie ab und zu eine Bundesrätin: Dann hätte sie auch ab und zu eine. Dass das nicht gemeint war, sieht man sogleich, und dann bleibt nur noch die Deutung, der Autor habe «unter anderem» gemeint. Er ist damit nicht allein. Manche meinen auch «mithin», also «somit», wenn sie «mitunter» sagen.

Da fahre ich also Kolumnistenkollegen an den Karren. Bin ich mithin streitbar? Mag sein, dann aber wenigstens für eine gute Sache, die sprachliche Klarheit eben. Die geht mitunter auch beim Wort «streitbar» verloren. «In der Kunstchronik dieses Jahres gesellt sich zum streitbaren Thema des Hafenkranes ein neues ungebührliches Experiment.» Streitbar, also kampflustig, war das Thema kaum; ebenso wenig überzeugt es, wenn Sozialdienste «in den streitbaren Fällen Abklärungen treffen». Gemeint war beide Male «strittig», also «umstritten». In heutigen Wörterbüchern sind die Bedeutungen in unstrittiger Weise zugeordnet. Was aber, wenn Gotthelf von «streitbaren Wegen» in der Vehfreude schreibt?

Das Idiotikon, das Schweizerdeutsche Wörterbuch, kennt für «strîtbar» die Bedeutung «mühsam, steil», besonders beim Gelände. Es hält auch für «schînbar» Überraschungen bereit. Als erste Bedeutung gibt es «glänzend, hervorragend» an, also das Gegenteil von «unscheinbar». Und dann, zweitens, dies: «sichtbar, augenscheinlich, offenkundig»! Nur in der dritten Bedeutung und ganz leise klingt schliesslich Zweifel an: «glaublich, dem Scheine, dem Äusseren nach» – ohne die Einschränkung «nur». Es hat also Wurzeln in der Mundart, «scheinbar» zu sagen, wenn man «anscheinend» meint. Aber das ist noch kein Grund, den Unterschied im Hochdeutschen zu verwischen.

162: «Der Bund», 4. 3. 2016

## Lesen Sie diese Premium Kolumne!

Und schon sind Sie hereingefallen! Denn der Titel enthält zwei eindeutige Warnungen vor kommerzieller Anmache. Da ist einmal «premium»: Zwar zeigt nicht jedes englische Wort schon, dass sich jemand interessant machen und damit Wasser auf seine Mühle lenken will, aber bei «premium» kann man ziemlich sicher sein. Das Wort bedeutet zunächst «Prämie», die man für eine Versicherung zahlt oder für eine besondere Leistung bekommt. Bereits im lateinischen «praemium» (Vorrecht, Preis, Belohnung u. a. m.) steckt «kaufen» (emere). Zudem ist im Englischen ein Aufpreis gemeint oder die spezielle Qualität eines Guts, die diesen Zuschlag rechtfertigen soll.

In letzterem Sinn steht «premium» schon seit 1991 im Rechtsschreibduden, und der will es deutsch ausgesprochen haben, mit langem e; auch «Premiummarke» ist dazugekommen. So eine hat, unter diesem oder einem anderen Namen, jede Handelskette, die auf sich hält. Es kommt noch besser. In einer Broschüre über Augst schrieb der basellandschaftliche Bildungsdirektor 2007: «Das Römische Theater ist eine Premium Historic Site». Gibt es vielleicht eine Organisation, die unter diesem Namen erlesene Ausgrabungsstätten vereint? Das könnte eine Entschuldigung sein, aber ich habe im Internet nichts dergleichen gefunden. Hingegen ist ein Premiumwanderweg einer, dem das Deutsche Wanderinstitut sein Siegel verliehen hat; in der Schweiz hat es der Gommer Höhenweg erhalten.

Und welches Indiz macht die «Premium Kolumne», ganz ohne Siegel, sonst noch verdächtig? Wer diese Kolumne schon länger liest, weiss es: der fehlende Bindestrich, oder sprachdogmatisch gesagt das Fehlen des Bindestrichs (weil etwas, das fehlt, ja auch nichts tun kann). Nachdem die Werbeberater ihrer Kundschaft mit grossem Erfolg eingebläut haben, den Firmennamen nicht mit einem anderen Wort zu verbinden, fiel es geradezu auf,

wenn sich etwa ein Autoimporteur als «Panhard-Vertreter» anpries – mit Bindestrich so altertümlich wie die längst verflossene Marke. Ob das Weglassen des Strichleins der Alleinstellung des Firmennamens dient oder eine Anlehnung ans Englische ist («Chrysler dealer»), braucht uns nicht zu kümmern: Es kann ja beides zugleich sein. Weil es so bequem ist, Wörter unverbunden aneinanderzureihen, macht die Manie nicht an der Ladentür halt: Im «Cogros Supermarkt» gibt's eine «Berliner Aktion», was nicht etwa ein Verkauf nach Berliner Art ist (mit geschliffenem Mundwerk etwa), sondern ein Gebäckangebot – pardon: Gebäck Angebot.

Warum aber soll man solche Wortverbindungen überhaupt zusammenschreiben und damit zuweilen jene Wortungetüme schaffen, für die das Deutsche berüchtigt ist? Es liest sich ja bequemer in Einzelwörtern, und wenn sie zusammengehören, merkt man das (fast) immer, nicht einmal Bindestriche sind dazu nötig. Im Englischen ist es auch nicht so, dass das blosse Aneinanderreihen ständig Zusammenhänge verwischt: Bei «bankrupt Chrysler truck dealer» ist sofort erkennbar, dass der Händler bankrott ist, nicht etwa die Marke oder der Lastwagen.

Man könnte nun sagen, auch im Deutschen lägen eigentlich Anreihungen vor und das Zusammenschreiben sei eine willkürliche Vorschrift. Aber weitere Eigenschaften unserer Sprache zeigen, dass da eben tatsächlich neue Wörter gebildet werden. Da ist einmal der Artikel: «die Laden Kette» tönt nicht nur blöd, sondern sie ist es auch. Und sie wird es erst recht, wenn man sie dekliniert: «der Bankrott der Laden Kette». Nur das Zusammenschreiben von «Ladenkette» bewirkt, dass der Artikel sofort richtig zugeordnet und der Genitiv erkennbar wird. Bei Infinitiven wirkt die Verbindung ebenfalls Wunder: Wer das Autofahren beherrscht und einen Panhard hat, darf das Auto fahren. Wer aber «das Auto Fahren lernen» oder «das Auto fahren verdammen» will, beherrscht das Deutsche nicht.

163: «Der Bund», 18. 3. 2016

## Aus falschen Freunden werden regelrechte

Es war einmal ein Wort, das suchte verzweifelt einen Freund. Es hiess «kontrollieren» und bedeutete nach dem Duden jener alten Zeit «überwachen, beaufsichtigen». «Kontrolle» bot ihre Freundschaft an, ward aber verschmäht – nicht weil es eine Freundin gewesen wäre, sondern weil unser Verb sich unbedingt mit einem anderen Tunwort anfreunden wollte. Da traf es eines Tages «to control». Damals kam gerade der Luftverkehr auf, also geschah es wohl auf einem Flughafen im «control tower», zu Deutsch «Kontrollturm», heute meist einfach «Tower». Selektiv verwendet, sind solche Entlehnungen zuweilen sinnvoll.

Es muss Liebe auf den ersten Blick gewesen sein, und die beiden Verben wurden dicke Freunde, obwohl «to control» zu jener Zeit für «kontrollieren» ein falscher Freund war, zumindest zeitweise. Es war keine Frage des Charakters, sondern eine der Bedeutung. Die Fluglotsen in besagtem Turm dürfen sich nämlich nicht damit begnügen, den Flugverkehr zu beaufsichtigen: Sie müssen ihn in die richtigen Bahnen lenken, also beherrschen. Zu Beginn der Wörterfreundschaft bedeutete nur «to control» auch diese gebieterische Art der Aufsicht, und «kontrollieren» muss darunter gelitten haben, weniger zu gelten.

«Falsche Freunde» sind für Linguisten Wörter, die in verschiedenen Sprachen sehr ähnlich klingen, meist auch verwandt sind, aber nicht dasselbe bedeuten, oder nicht nur. Nun erbarmten sich immer mehr Deutschsprachige des mit falscher Freundschaft geschlagenen «kontrollieren» und begannen es auch ausserhalb des Flughafens, ja bis in die grosse Politik für «beherrschen» zu verwenden. Spätestens 1961 nahm der Duden diese Bedeutung ebenfalls auf, und seither sind die beiden Wörter keine falschen Freunde mehr, sondern fast immer echte. Das hindert aber manche Puristen nicht daran, «kontrollieren» anzuprangern, wenn sie es in einem Satz finden, in dem auch «beherrschen» stehen



könnte. Der Duden rechtfertigt seinen Segen im Band 9 so: «Manche Wörter haben durch Einfluss des Englischen eine zusätzliche Bedeutung, eine Lehnbedeutung, erhalten. So hat *realisieren* durch *realize* neben seinen Bedeutungen ‹verwirklichen› und ‹in Geld umwandeln› noch die Bedeutung ‹sich etwas ins Bewusstsein bringen, sich einer Sache bewusst werden› bekommen; *kontrollieren* hat über *control* die Bedeutung ‹beherrschen› hinzugewonnen, *dekoriere*n über *decorate* die Bedeutung ‹(militärisch) auszeichnen› und *feuern* über *fire* die Bedeutung ‹entlassen›.»

Diese Verwendungen sind wegen verbreiteten Gebrauchs ins Wörterbuch gelangt. Wer sie nicht mag, kann sie vermeiden, sollte sie aber ändern nicht mehr als Fehler vorhalten. Dazu braucht es vielleicht Selbstbeherrschung, englisch «self-control». Aus diesem Wort «Selbstkontrolle» zu machen, wäre indessen immer noch verhänglich. In einem Verkehrsmittel ist Selbstbeherrschung zwar immer erwünscht, aber wenn «Selbstkontrolle» angeschrieben steht, ist nur gemeint, man solle sich vergewissern, dass man die Fahrt bezahlt hat. Die Übersetzung «self-control», die englischsprachige Fahrgäste zum Schmunzeln brächte, ist mir noch nicht begegnet, vielmehr das passende «self-checking».

Nicht schwarzzufahren, ist durchaus eine Frage des Charakters. Dieses Wort hat ebenfalls einen teilweise falschen englischen Freund: «character». Als Summe charakteristischer Eigenschaften (eines Menschen, einer Gruppe, auch etwa eines Kunstwerks) ist die Bedeutung beiden Sprachen gemeinsam, auch als Bezeichnung einer Person mit ausgeprägtem Charakter. Dazu kommen im Englischen die Bedeutungen «Schriftzeichen» – deutsch laut Duden.de «veraltend» – und «Figur, Gestalt» in einem literarischen Werk. Hätte der Duden eine Kategorie «aufkommend», so könnte sie hier zutreffen, denn diese Verwendung ist nicht mehr ganz selten. Noch kann man sie als charakterlosen Anglizismus anprangern, doch irgendwann dürfte auch diese Sprachangleichung vom Duden verbucht werden.

164: «Der Bund», 1. 4. 2016

## «Schweizerdeutsche» fürs Büro gesucht

«Muttersprache: schweizerdeutsch» – diese Anforderung stand neulich in einem Stelleninserat. Das wird man so verstehen müssen, dass sich nur bewerben solle, wer mit einer Deutschschweizer Mutter gesegnet ist oder in der frühen Kindheit sonst jemanden als nächste Bezugsperson hatte, der Schweizerdeutsch redete, einen stark präsenten Vater vielleicht. Ausserhalb des Sprachgebiets oder in einer sprachlich gemischten Familie aufzuwachsen, wäre demnach noch kein Ausschlussgrund. Wohl aber, wenn jemand zwar hier aufgewachsen wäre und perfekt Schweizerdeutsch gelernt, aber zuhause als Erstsprache etwas anderes mitbekommen hätte – sei es Deutsch in hochdeutscher Form, eine andere Schweizer Sprache oder eine ausländische.

Es sieht ganz danach aus, als hätte der Betrieb jemanden mit Deutschschweizer Stallgeruch gesucht, aber so kann man das ja nicht in ein Inserat schreiben. Jedenfalls geht aus dem Stellenbeschrieb nicht hervor, dass die Arbeit eine mit der Muttermilch eingesogene Perfektion im Schweizerdeutschen verlange. Vielmehr soll da jemand frisch ab Handelsschule in allen kaufmännischen Bereichen ausgebildet werden. Dass dies den Lehrmeistern auf Schweizerdeutsch leichter fällt als auf Hochdeutsch, glaubt man gern, obwohl Letzteres ja ebenfalls zu so einer Ausbildung gehören würde. Damit hätte man auch den Einstieg ins Inserat anders formuliert als (in der männlichen Variante) so: «Wir suchen ein Büropraktikant.»

Ginge es um die Verständigung im Betrieb oder mit Kunden, so müsste man sich fragen, welches Schweizerdeutsch denn angenehm wäre: Jenes aus dem Oberwallis würde wohl mehr praktische Probleme bereiten als, sagen wir, Liechtensteinisch. Ein normiertes Schweizerdeutsch, wie es eine «Schwizer Schproch-Biwegig» in den Dreissigerjahren auch für den schriftlichen Gebrauch einführen wollte, gibt es ja zum Glück nicht. Sonst hätten wir den

leichten Zugang zum gesamten deutschen Sprachraum eingeübt und nicht zuletzt auch den Miteidgenossen anderer Zunge zugemutet, statt Deutsch ein kleinräumiges Standard-Schweizerdeutsch zu lernen.

Dass das gesprochene Deutsch auf beiden Seiten des Rheins ähnlich klingt und dass es in einem (fast) gleichen Standard geschrieben wird, sind für den Sprachwissenschaftler Ulrich Ammon die Gründe, Schweizerdeutsch nicht als eigene Sprache einzustufen, sondern eben als Dialekt, genauer als Sammelbegriff für eine Vielfalt von Dialekten. Er tut dies im monumentalen Werk «Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt» ([De Gruyter](#), 2015). Es geht ihm dabei nicht um eine Herabsetzung der Dialekte, sondern um ihre Gemeinsamkeiten und sogar um die Vielfalt im gemeinsamen Sprachstandard: Ammon ist Mitautor des «Variantenwörterbuchs des Deutschen», das namentlich schweizerischem und österreichischem Wortgebrauch breiten Raum gibt.

Folgerichtig stellt sich der Autor der verbreiteten Ansicht entgegen, Hochdeutsch sei für Deutschschweizer eine Fremdsprache. Zwar zeigt er Verständnis fürs Bedürfnis, sich von Deutschland abzugrenzen, nicht aber für die Abneigung oder gar Weigerung mancher «Schweizerdeutschen» (sic!), mit Deutschen oder Anderssprachigen Hochdeutsch zu sprechen. So weit, so richtig, nur postuliert Ammon auch eine «deutsche Ethnie», unter anderem gegründet auf den «Glauben an eine gemeinsame Sprache».

Als Beleg dient ihm sogar ein anekdotischer Bericht, «Romans» (sic!) bezeichneten mitunter Deutschschweizer als «Allemands», «was sich ja nur im ethnischen Sinn verstehen lässt». Ein Fehlschluss, wie Rückfragen bei seiner Zürcher Quelle und bei Romands zeigen: Wenn überhaupt, wird «Allemands» statt «Alémaniques» als kleine Boshaftigkeit gesagt, ohne ernstgemeinte ethnische Zuordnung. Das Stelleninserat, so wollen wir hoffen, hatte ebenfalls keine ethnischen, diesmal «schweizerdeutschen» Hintergedanken.

165: «Der Bund», 15. 4. 2016

## Von der trächtigen Frau zum schwangeren Tier

Tiere fressen nicht mehr, sie essen, und wenn es sich um Tierdamen – ehemalige Weibchen – handelt, so werden sie manchmal schwanger, nicht mehr trächtig. Dieser Beobachtung aus der Presse habe ich vor gut zwei Jahren die «Sprachlupe» [105](#) gewidmet. Nun beschäftigt die Frage, ob sich das Reden über Tiere tatsächlich «vermenschliche», auch die Wissenschaft: An der Universität Mainz nimmt sich eine Doktorandin des Themas an.\* Sie hat mich auf einen früheren Aufsatz zu [«Essen oder fressen?»](#) hingewiesen. Darin untersucht Klaas Willems zwar nicht, ob eine Verschiebung stattfindet, sondern es geht ihm um Methoden, den Sprachgebrauch zu erfassen (erschieden in «Deutsche Sprache», Heft 39, IDS Mannheim 2011).

Einige Hinweise auf Verschiebungen gibt es bei Willems dennoch. So zitiert er aus dem «Deutschen Wörterbuch» (Neuausgabe des Grimm'schen, 1999–2006): «essen: nahrung zu sich nehmen. vom menschen, bis zum beginn des 17. jhs. auch vom tier». Dagegen bedeutet «fressen» nach den Brüdern Grimm beim Tier die gewöhnliche Nahrungsaufnahme, beim Menschen indessen die «übermäßige, unzivilisierte», und das Verb wird auch vielfach in übertragenem Sinn verwendet. Die seit dem 17. Jahrhundert erfolgte Verengung von «essen» auf den Menschen weicht sich nun, wie mir scheint, wieder auf.

Dafür findet sich bei Willems ein indirekter Beleg. Er untersucht die Verwendung der beiden Verben anhand zweier elektronischer Textsammlungen: des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo, [www.ids-mannheim.de](http://www.ids-mannheim.de), auch mit Publikationen aus der Schweiz) und der Suchmaschine [WebCorp.org.uk](http://WebCorp.org.uk) (angesetzt auf Websites mit der Adressendung «.de»). Ich vermute, die erfassten Texte seien bei WebCorp durchschnittlich jünger, da aktuell öffentlich abrufbar. Bei jenen Belegen aus dem DeReKo, die Willems näher untersucht hat, findet er 515-mal Hunde, die fressen, dagegen

nur 21 essende. Bei der WebCorp-Recherche ergibt sich aber das Verhältnis 362 zu 268. Bei den Katzen liegen die Verhältnisse ähnlich, bei den Kühen auch, jedoch weniger deutlich. Generell sind es vor allem Haustiere, bei denen neben «fressen» auch «essen» in nennenswerter Häufigkeit verwendet wird.

Falls diese verbale Vermenschlichung nun tatsächlich zunimmt und sich auch auf freilebende Tiere ausdehnt, nähert sich das Deutsche vielen anderen Sprachen an, in deren Vokabular nicht oder nur wenig zwischen tierischen und menschlichen Tätigkeiten unterschieden wird. So schreibt die Doktorandin Julia Griebel in einem E-Mail: «Das Deutsche nimmt mit seiner stringenten lexikalischen Trennung zwischen Mensch und Tier eine Sonderstellung unter den Sprachen ein. In germanischen Sprachen etwa scheint es keine Sprache ausser dem Deutschen zu geben, die menschliche und tierische Nahrungsaufnahme im Wortschatz trennt. Bei Bezeichnungen von Körperteilen sieht das aber wohl anders aus (was eben auch daran liegt, dass eine Pfote anders aussieht als eine Hand etc.).»

Griebel weist ebenfalls darauf hin, dass die Unterscheidung sprachgeschichtlich neueren Datums ist: «Interessant ist die Tatsache, dass diese Grenze, wie sie im Neuhochdeutschen besteht, in früheren Sprachstufen überhaupt nicht bestanden hat: fressen bedeutete ursprünglich <aufessen> (was man dem Verb ja noch ansehen kann: ver-essen), saufen <schlüpfen, trinken> (vor allem bei Menschen), Haut und Fell hatten ein und dieselbe Bedeutung <Haut (Tier und Mensch)>, bis Luther eine Unterscheidung einführte; trächtig konnte eine Frau ebenso wie ein Tier sein, Frauen und Tiere säugten ihre Neugeborenen gleichermassen und, und, und ...». Statt dahin zurückzukehren, behandeln wir nun oftmals Tiere wie Menschen – jedenfalls sprachlich, und jedenfalls die «gleicheren» unter den Tieren.

\* bibliographischer Link und Besprechung in «Sprachlupe» [288](#)

166: «Der Bund», 29. 4. 2016

## Von Gewinnern, die nicht siegen

Er spricht ein grosses Wort gelassen aus: «Wir werden am 5. Juni gewinnen, aber nicht die Mehrheit.» Der es ausspricht, ist keine Titelheldin wie Goethes Iphigenie, sondern ein Philosoph, und sein grosses Wort gilt nicht wie ihres einem Fluch, vielmehr der Zuversicht: Philip Kovce freut sich als einer der Vordenker des bedingungslosen Grundeinkommens darüber, dass die Schweizer Volksinitiative das Thema aufs Tapet gebracht hat. Hier soll es nun um die Mathematik hinter seiner Aussage gehen – aber nicht darum, wie sich die Idee auf Privat- und Staatsfinanzen auswirken würde, sondern darum, was mit Gewinnen und Verlieren bei Wahlen und Abstimmungen gemeint ist.

Der Gewinn an Aufmerksamkeit, den die Initianten bereits erreicht haben, hängt nicht einmal vom Resultat der Abstimmung ab. Und egal, wie viele oder wenige Ja-Stimmen sie erhalten: Diese Stimmen werden sie gewonnen haben, auch wenn es nicht zum Gewinnen der Abstimmung reichen sollte. Bei Volksentscheiden ist leicht zu erkennen, wer sie gewonnen hat, und eine Niederlage lässt sich allenfalls zum Achtungserfolg umdeuten, mehr aber nicht. Bei Wahlen ist das ganz anders: Da rufen sich gern alle Beteiligten zu Siegern aus; es reicht, wenn sie gegenüber dem letzten Mal zugelegt oder auch nur weniger verloren haben, als ihnen prophezeit wurde.

Auch in der Wahlberichterstattung erhalten häufig die Verschiebungen mehr Aufmerksamkeit als das eigentliche Resultat, also die Verteilung der Sitze. «Eurokritiker erobern Sachsen» war etwa zu lesen, als die Alternative für Deutschland (AfD) mit rund 10 Prozent der Stimmen erstmals in den Landtag einzog. Gewiss hatte sie diese Stimmen gewonnen, nicht aber die Wahl, wie es doch fürs Erobern nötig wäre. Da sie erstmals angetreten war, entsprach ihr Stimmenanteil auch ihrem Stimmengewinn – deutlicher gesagt: dem Zugewinn gegenüber der vorherigen Wahl.

Bei der Betrachtung von Wahlergebnissen ist es hilfreich, zwischen den Stimmenanteilen in Prozent und den Verschiebungen in Prozentpunkten zu unterscheiden. Wiederum am Beispiel der sächsischen AfD: Sie hatte um 10 Prozentpunkte zugelegt, und nicht etwa um 10 Prozent. Denn das frühere Resultat betrug (mangels Teilnahme) null Stimmen, und 10 Prozent davon, mithin ein Zehntel, wäre immer noch null gewesen. Sollte sie nächstes Mal weitere 10 Prozentpunkte zulegen, so hätte sie ihr Resultat um 100 Prozent (des derzeit gültigen Ergebnisses) verbessert, ihr Stimmenanteil läge aber doch erst bei 20 Prozent. Das wäre viel mehr, als man Sachsen wünschen mag, aber immer noch keine Eroberung des Bundeslandes.

Sprache ist von Natur aus weniger präzise als Mathematik, aber wenn man von Zahlen redet, sollte man sich um so viel Präzision bemühen, dass die Rechnung aufgeht und keine falschen Schlüsse gezogen werden. Bei Abstimmungen, wenn sie nicht gerade unentschieden ausgehen, gibt es immer eine Sieger- und eine Verliererseite. Bei Wahlen kommt es darauf an, ob klar definierte Lager einander gegenüberstehen. Wenn eine Regierungsmehrheit Verluste erleidet, aber vereint an der Macht bleibt, so ist sie eben doch die Wahlsiegerin – auch wenn sich die erstarkte Opposition zur moralischen Siegerin ausruft.

Auf Schritt und Tritt begegnet man fahrlässiger Rechnerei bei der Präsentation von Umfragen, indem etwa Dinge behauptet werden, die man gar nicht wissen kann: «Jede(r) Dritte schläft schlecht», wenn nur gemeint ist, eine(r) von drei Befragten habe dies angegeben. Auch Statistiken sind gefährliches Terrain: «Bernmobil beförderte über 100 Millionen Menschen» liest sich wie der Beweis für eine Völkerwanderung, ist aber nur eine – gewiss eindrückliche – Zählung von Einzelfahrten in einem bestimmten Jahr. Ob damit der öffentliche Verkehr die Bundesstadt schon erobert hat, ist Ansichtssache.

167: «Der Bund», 13. 5. 2016

## Verkehrt herum ist auch gefahren

Das Beste an dieser Abstimmungswerbung ist (für mich) der Titel: «Vorwärts kommen». Denn das gibt mir die Gelegenheit, einen Witz zu erzählen, den ich ohne passenden Vorwand für mich behalten müsste. Kommt also ein Auto aus einem Nachbarland – aus welchem, tut nichts zur Sache – rückwärts an den Zoll. «Warum sind Sie rückwärts gekommen?», fragt der Zöllner. «Ich fahre nach St. Moritz und habe gehört, da könne man nicht wenden.» Nach ein paar Stunden kommt das Auto zurück – immer noch rückwärts. «Warum sind Sie nicht vorwärts gekommen?» – «Man hat in St. Moritz eben doch wenden können.»

Den Initianten der Abstimmungsvorlage geht es zwar auch um Strassen, aber vermutlich nicht darum, das Fahren im Rückwärts-gang noch strenger einzuschränken, als das seit Kurzem ohnehin schon der Fall ist. Vielmehr wollen sie auf gut ausgebauten Strassen gut vorwärtskommen. Das zusammengeschiedene Wort ist nur auf der ersten Silbe betont, während bei «vorwärts kommen» jedes Wort seine eigene Betonung trägt. Die feine Unterscheidung wurde bei der Rechtschreibreform 1996 in diesem Fall beiseite gewischt, bei der Revision 2006 aber retabliert: Beide Schreibweisen gelten wieder als richtig. In der Zwischenzeit war tatsächlich nur «vorwärts kommen» regelkonform, und die Strassenbau-Initianten haben vielleicht in den sprachlichen Rückspiegel geschaut.

Bei «zusammen» wurde trotz Reform immer unterschieden: Kommen zwei Leute miteinander an eine Sitzung und sagen, «wir sind erst im Lift zusammengekommen», so können sie damit den Verdacht zerstreuen, sie hätten vorher ein Geheimgespräch abgehalten. Sagen sie aber «zusammen gekommen» (mit doppelter Betonung), so muss man an eine schnelle Nummer oder einen langsamen Lift denken. Und wer nun an den Titel der Abstimmungszeitung denkt, ist selber schuld.



Ob etwas als Verbindung zusammengeschrieben wird oder als Wortgruppe nicht, muss man im Zweifel nachschauen. Wo beides möglich ist, unterscheidet sich normalerweise auch die Bedeutung, wie oben. Unterschiedlich ist dann ebenfalls die Betonung, nach der Regel: Ist nur das erste Wort betont, wird zusammengeschrieben, sonst: «Wir haben den Artikel zusammen geschrieben.» Man kann diese Regel zum Beispiel auch bei «weiter» anwenden: beruflich weiterkommen, dabei weiter kommen als die Konkurrenz und Ja sagen, wenn der Fitnesstrainer nach Ablauf des Abonnements fragt: «Willst du weiter kommen?» (im Sinn von «weiterhin»).

Zurück zur Abstimmungszeitung. Dort ist sogar ein Inserat sprachlich lehrreich: Es preist die «Milchkuh Initiative» an. Das wäre ein Rindvieh, dem sein Halter den Namen «Initiative» verpasst hat. Oder der Ausdruck würde passen, wenn es um die Initiative ganz allgemein ginge, als politisches Instrument. Das dient ja neuerdings häufig als Milchkuh, um etwas herauszuholen – gar nicht unbedingt den Entscheid, für den Unterschriften gesammelt wurden, vielmehr die Aufmerksamkeit für eine Partei oder eine Idee. Als Bezeichnung für eine jener Initiativen, die derzeit zur Abstimmung vorliegen, braucht die «Milchkuh-Initiative» aber zwingend einen Bindestrich, oder sie muss ganz zusammengeschrieben werden: «Milchkuhinitiative».

Nebenbei: Warum haben Schweizer so gern Österreicherwitze? Weil die so leicht zu verstehen sind. Ganz anders verhält es sich mit Österreicher Witzen, also nicht solchen über Österreicher, sondern solchen aus Österreich. Die können nämlich ganz schön subtil und geistreich sein und sind vielleicht deshalb hierzulande weniger bekannt. Kennen Sie den? Graf Bobby überquert die Grenze – vorwärts, versteht sich, und in der Zeit vor dem Schengen-Abkommen. So fragt ihn der Zollbeamte wie damals üblich: «Alkohol, Zigaretten, Schokolade?» – «Nein, danke, für mich nur eine Tasse Kaffee, bitte.»

168: «Der Bund», 27. 5. 2016

## Wer hat's erfunden? Holland weiss es.

Nachdem sein Putsch gescheitert war, floh der Hugenotte mit seinem Rucksack über die Gletscher in ein Chalet, bekam aber bald Heimweh. Was ist an diesem Satz besonders schweizerisch – ausser natürlich, dass sich die Schweiz als Ort des Geschehens anbietet? Würde der Satz ins Niederländische übersetzt, so enthielte er die Wörter *putsch*, *hugenoot*, *rugzak*, *gletsjer*, *chalet* und *heimwee* – und wer die Zeitschrift «Onze Taal» (Unsere Sprache) gut gelesen hat, weiss es: Alle diese Wörter kommen aus der Schweiz.

Zwei von ihnen haben den Weg ins Niederländische (wie ins Deutsche) via Frankreich gefunden. Sie bezeichnen Dinge und Personen mit offenkundigem Bezug zur Schweiz: die Chalets und die nach den Eidgenossen benannten Hugenotten. «Ei(d)gue-nots» war zuerst der – von den Anhängern Savoyens spöttisch geprägte – Name jener Genfer Partei, die für die Anlehnung an die Schweiz eintrat. Dann übertrug er sich, immer noch abschätzig gemeint, in der Form «huguenots» auf Calvinisten in Frankreich. Das Wort «Chalet» ist (laut cnrtl.fr) erstmals 1328 im Waadtland belegt und später durch Jean-Jacques Rousseaus «Nouvelle Héloïse» ins literarische Französisch gelangt.

Aber die anderen vier Wörter, Putsch, Rucksack, Gletscher, Heimweh – sind das nicht einfach deutsche Wörter, die auch im Schweizerdeutschen vorkommen? Die niederländische Zeitschrift stützt sich auf etymologische Wörterbücher ihrer eigenen Sprache, also auf Werke über die Wortherkunft. Überall taucht «Zwitsers Duits» als Quelle auf, und entsprechende deutsche Wörterbücher bestätigen das. Etwas kühn können wir behaupten, die Schweizer hätten nicht nur das deutsche Wort erfunden, sondern sogar die Sache – ausser bei den Gletschern, da wäre der Anspruch doch allzu kühn. So heisst es bei Wolfgang Pfeifer (dwds.de): «*Putsch* wird zu Anfang der 40er Jahre des 19. Jhs.

von Zürich aus für einen plötzlichen, rasch vorübergehenden Auflauf oder Aufstand (...) ins Dt. übernommen. Zugrunde liegt das zufrühest (1431) in Zürich bezeugte, wahrscheinlich lautnachahmende schweiz. Mundartwort *Putsch* ‹Knall, heftiger Stoß, Puff, Anprall›, das im 16. Jh. den übertragenen Sinn ‹plötzlicher Vorstoß, Anlauf gegen ein Hindernis, zu einem Unternehmen› entwickelt und bis ins 19. Jh. auf die Schweiz beschränkt bleibt.› Vor allem der konservative Züriputsch von 1839 dürfte dem Wort zur Karriere verholfen haben.

Nach der gleichen Quelle ist ‹Gletscher› gar eine mehrsprachige helvetische Errungenschaft: ‹Schweizerdt. *Gletzer*, *Gletscher*, das sich durch literarische Verwendung im 16. Jh. weiter im Hd. ausbreitet, ist aus roman. Dialektformen des Alpengebietes (vgl. *glacier* in Wallis, *giascei* im Tessin) entlehnt.› Das Wort ‹Rucksack› kommt ‹aus den oberdeutschen Alpenmundarten›, wo es ‹Ruggsack› lautet. Das Schweizerische Idiotikon kontrastiert diese altüberlieferte Form mit dem ebenfalls im Dialekt vorkommenden ‹Rucksack›: Dieses Wort ist ein ‹junges Lehnw. aus der Schriftspr. (...) als techn. Ausdr. der Touristenspr.›. Und so hat es auch den Sprung ins Englische und – seltener – ins Französische geschafft; man kann die Spuren mit Hilfe der Website [Etymologie.info](http://Etymologie.info) verfolgen.

Bei ‹Heimweh› schliesslich ist Pfeifer vorsichtig: ‹Das anfangs als Krankheitsbezeichnung wahrscheinlich in der Schweiz entstandene Substantiv verbreitet sich unter Aufgabe des medizinischen Sinnes von der 2. Hälfte des 18. Jhs. an.› Falls unser Hugenotte daran leidet und sein Rucksack gut bestückt ist, kann er sich kulturell und kulinarisch trösten: Alphorn, Jodeln, Müesli, Emmentaler, Gruyère, Fondue. Das alles versteht er auch dann mühelos, wenn er nur Niederländisch kann. Ist er Flame und hat er auch schon die Erfindung des Berners Rudolf Lindt dabei, so nennt er sie ‹fondantchocolade›. Kommt er aber aus den Niederlanden, ist ‹fondant› für ihn so etwas wie Borstplaatjes oder Caramel mou.

169: «Der Bund», 10. 6. 2016

## Zweisprachig hüben, sprachnational drüben

Europa mag kriseln, aber im Saarland ist die europäische Idee lebendig: Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU) verfolgt seit 2014 eine «Frankreich-Strategie», um ihr Bundesland «als Brücke nach Deutschland und als Tor zu Frankreich unentbehrlich» zu machen. Innert einer Generation soll Französisch als zweite Umgangssprache etabliert werden; schon jetzt will sich das Saarland als bevorzugter Standort für grenzübergreifende Institutionen und Unternehmen profilieren. Nach einer wechselvollen Geschichte hatte das Stimmvolk 1955 das zwischen Paris und Bonn ausgehandelte «europäische Statut» mit wirtschaftlichem Primat Frankreichs wuchtig verworfen. Die Zugehörigkeit zu Deutschland ist seither wohl endgültig besiegelt, aber sprachlich soll nun die Grenze noch durchlässiger werden, als sie in der EU ohnehin ist.

Als Königsweg zur Zweisprachigkeit dient schon jetzt die Schule. Bereits in der Hälfte der KITAS findet die Betreuung gleichermaßen in beiden Sprachen statt, und in der Schule wird Französisch von der ersten Klasse an angeboten. Dieser Unterricht soll obligatorisch werden, aber das stößt auf Widerstand: Wohnortwechsel würden erschwert, weil in den andern Bundesländern Englisch Priorität hat. Nur ganz am Rand wurde grundsätzliche Kritik laut: So verschiebe man die Sprachgrenze ostwärts.

Davon kann keine Rede sein, nur schon weil Deutsch die alleinige Amtssprache bleiben soll. Kommt die Zweisprachigkeit im Alltag zustande, so wird der Begriff «Sprachgrenze» hier zum Museumsstück. Nun stelle man sich vor, etwas weiter südlich, in Lothringen oder im Elsass, rufe eine Regionalregierung eine ähnliche «Deutschland-Strategie» aus – durch Frankreich ginge ein Aufschrei gegen derlei «revanchistische Machenschaften», und Paris würde jeder Verwirklichung einen Riegel schieben. Allerdings haben die erst 1982 geschaffenen französischen Regionen im

Bildungswesen ohnehin nicht viel zu sagen, und die Regionen Elsass sowie Lothringen gibt es seit Anfang dieses Jahres gar nicht mehr. Sie sind mit Champagne-Ardenne, bis ans Pariser Umland reichend, zu einer einzigen Region verschmolzen worden, die Grand Est heissen soll.

Der Regionalrat des neuen Gebildes tagt zwar in Strassburg, aber für die elsässische Minderheit werde es «schier unmöglich» sein, weiterhin Geld für Deutschunterricht lockerzumachen. Das schreibt der Elsässer Claude Otto, Dozent für Germanistik an der Universität des Saarlands, in der Zeitschrift [«Sprachspiegel»](#). An Elsässer Schulen gab es bisher mehr Deutschangebote als im übrigen Frankreich, bis hin zu zweisprachigen Klassen in der Primarschule. Doch man kann alle Stufen auch durchlaufen, ohne Deutsch zu lernen.

Deutsch wird damit im Elsass zunehmend zu einer Fremdsprache wie eine andere auch. Der Dialekt, auf dem der Deutschunterricht aufbauen könnte, ist am Verschwinden: Gemäss einer Umfrage von 2012 sprechen ihn nur noch 3 Prozent der Kinder. Zwar ist «alsacien» (ohne «allemand») als Regionalsprache anerkannt, aber ohne die vollen Rechte, die Minderheitensprachen gemäss Europarat zustehen: Frankreich hat die entsprechende Konvention nicht in Kraft gesetzt. Die «eine und unteilbare» Republik definiert sich gerade auch über die französische Staatsprache.

Der Idee, in einer Grenzregion die Zweisprachigkeit zu fördern, steht in Frankreich nicht nur der Sprachnationalismus entgegen, sondern auch der Zentralismus: Trotz Bildung und Umbildung von Regionen hat Paris in fast allem das letzte Wort, auch in der Bildung (und Unbildung). Damit wird es dem Elsass und dem traditionell ebenfalls deutschsprachigen Teil Lothringens verwehrt, dem Beispiel des Saarlands nachzueifern. Und die europäischen Institutionen in Strassburg stehen in einem Umfeld, das sich sprachlich gesehen immer weiter davon entfernt, ein Vorbild europäischen Zusammenlebens zu bieten.

170: «Der Bund», 24. 6. 2016

## Sagen Sie «ässä», wie's «gschribä» ist?

Jetzt hat die Seuche auch die Computer erwischt, jedenfalls jenes Mailprogramm, das mir neulich mitteilte: «Am 29. 05. 2016 am 11:00 hät X.Y. gschribä». Als Seuche will ich nicht die Mode bezeichnen, alles und jedes schweizerdeutsch zu schreiben, vom SMS bis zum Swatch-Geschäftsbericht. Aber als Epidemie empfinde ich die Manie, derlei Schriftstücke mit möglichst vielen ä auszustatten, damit sie auch ja recht mundartlich aussehen. Und dies auch dann, wenn in keinem (mir bekannten) Dialekt an der fraglichen Stelle etwas gesagt wird, das man mit ä wiedergeben könnte.

Das Wort «gschribe» etwa höre ich immer nur mit einem unbetonten, offenen e am Schluss; Linguisten nennen den Laut (nach einem hebräischen Zeichen) Schwa und schreiben ihn phonetisch mit einem umgedrehten e, also ə. Lese ich dagegen «ä», so höre ich einen Laut wie in zürichdeutsch «Chämi» oder berndeutsch «Chäs» (phonetisch æ). In die epischen Streitigkeiten zwischen den Verfechtern unterschiedlicher Schreibweisen für die Mundart möchte ich mich nicht einmischen. Daher würde ich auch ein berndeutsches «Chämi» oder einen zürichdeutschen «Chäs» nicht bemäkeln. Vielmehr würde ich dieses ä einfach wie ein offenes e aussprechen, das phonetisch mit ε wiedergegeben wird. Im Hochdeutschen ist es auch in «bemäkeln» am Platz, ebenso in «sich räkeln» – nicht aber im gleichbedeutenden «sich rekeln» mit geschlossenem e (auch phonetisch e).

Das Bühnendeutsche kennt, soviel ich weiss, das andere, helle ä (æ) nur als Verlegenheitslaut in stockender Rede oder etwa dann, wenn der eingebildete Kranke aufgefordert wird, mit diesem Laut den Blick in seinen Rachen freizugeben. Oder natürlich dann, wenn eine Figur ihre Schweizer Herkunft hörbar machen soll: «Jä Sie, bei uns krähen die Krähen, wenn wir mähen.» Im Online-Duden, der bei manchen Wörtern die Aussprache hörbar

macht, erklingt in diesen Beispielen immer ein offenes e, sogar wenn mit «mähen» die Verlautbarung eines Schafs gemeint ist. Auch dass die einstige Gemse jetzt Gämse geschrieben wird, ändert nichts an der Aussprache – selbst wenn es uns juckt, Schweizer Besitzansprüche auf das Alpentier mit einem hellen ä zu bekräftigen.

Der geschriebene Ä-Überschwang ist nicht ganz neu: Es gibt ihn in der bekannten Matratzenwerbung «für ä tüüfä, gsundä Schlaaf» mindestens seit 1978. In der aktuellen Fernsehwerbung wird der Slogan zwar nur geflüstert, aber bei genauem Hinhören bemerkt man zwischen dem ersten, allein stehenden ä und den beiden folgenden, auslautenden einen Unterschied: Hell klingt nur jenes, das für «einen» steht und je nach Dialekt auch «än» oder «en» lauten könnte. Eine Mundart, in welcher der Spruch drei gleiche, «schwäizerische ä äufwäist», ist mir noch nicht begegnet. Aber natürlich haben die vielen Ä- und Ü-Punkte den Werbespruch einprägsam, ja unverwüstlich gemacht.

Im aktuellen Zeichen der Swisness hat auch der letzte Werber die Mundart entdeckt, ganz zu schweigen von den Menükartenpoeten. Noch stärker, so scheint mir, hat sich innerhalb dieser Dialektwelle das ä ausgebreitet, und so dürfen wir nun «ässä wiä bi dä Grosamä»; neben den «prötlätä Forällä» soll uns auch die «Sössä» munden, und zum «Dessär» die «Glassä».

Immerhin: Dass ein Kind quälerisch quengelt, «ich wott ä Glas-sä», kann ich mir gut vorstellen. Zu meiner grossen Überraschung indes hat neulich ein – durchaus gutgelauntes – Kind in unserer Nachbarschaft «spilä, schwätzä, lachä» gesagt, als es erzählte, wie es mit seinen Gspänli den freien Nachmittag verbracht hatte. Allerdings waren die hellen ä betont, weil sie jeweils eine Kunstpause einleiteten. Sollte indessen dieses grelle Schluss-ä als übliche Aussprache in die Mundart einziehen, so müsste man das schier als Beweis auffassen für die Macht des geschriebenen Wortes – oder eben «vom gschribänä Wort».

171: «Der Bund», 8. 7. 2016

## Ein Spielfeld für die Phrasen der Nationen

Bald wird ein Land vom Rand eines aus dem Kern besiegt haben, oder umgekehrt, und dann ist das grosse Ringen der Nationen wieder einmal vorbei. Die Europameisterschaft (EM) im Fussball wird sportlich und wohl geregelt abgelaufen sein, jedenfalls innerhalb der Stadien. Auch wenn pro Nation jeweils nur elf Mann auf dem Feld sind, redet man ganz selbstverständlich mit dem Landesnamen über sie. Und die elf können Dinge tun, die aufs Land abfärben: «Die Schweiz hat ein erkennbares Gesicht gezeigt.» So etwas kann zwar auch ausserhalb der Stadien passieren, aber kaum jemandem käme in den Sinn, die Hooligans quasi als Nationalteam aufzufassen und zu sagen, Russland habe England besiegt. Ein bisschen Stolz zeigte allerdings ein russischer Spitzenfunktionär schon, bevor dann mit dem Fussballteam auch jenes der Schläger abreiste.

Wird einmal eine Nationalmannschaft ganz nüchtern etwa als DFB-Auswahl bezeichnet, so fällt das auf. Es wäre ja von Schreibern und Lesern auch etwas viel verlangt, noch weitere Verbandsabkürzungen als die deutsche zu kennen. Und ein spezieller Mannschaftsname ist geradezu ein Hinweis darauf, dass es sich eben nicht um die offizielle Landesvertretung handelt, sondern zum Beispiel um das zusammengewürfelte Team Canada im Eishockey.

Damit die Fussballer zu Helden taugen, müssen sie offizielle (und möglichst auch sangeskundige) Vertreter der Nationen sein, deren Farben sie und die Fans im Publikum tragen. Dann kann das Team wie ein Mann diese Farben hochhalten: «Der Ire kämpft.» Und dann kann sogar die Schweiz zur Monarchie mutieren: «Wir» haben einen «Pass-König» (alle Zitate aus der aktuellen EM-Berichterstattung). Der vergab dann zwar den entscheidenden Penalty, und da nützte es auch nichts mehr, dass der «Zauberzweig» seines Amtes gewaltet hatte. Andere Länder haben



auf dem Rasen einen wohlfrisierten «Cary Grant» (Italien) oder gar einen «Ideologen» (Spanien, früher).

Ja, es ist ein Amt, und wenn einer die Nationalmannschaft verlässt, dann «tritt er zurück». Das kann er später nochmals tun, wenn er schon gar nichts Amtsähnliches mehr abzutreten hat, sondern nur den Spitzensport ganz aufgibt. Er braucht sich dann nicht mehr aufzuregen über einen «unnötigen Ballverlust» oder einen «Tatsachenentscheid», der – vermeintlich oder tatsächlich – den Tatsachen nicht entspricht. Der nötige Ballverlust muss erst noch erfunden werden, aber die reglementsgemäss absolute Herrschaft der Schiedsrichter über die Tatsachen beginnt dank technischen Hilfsmitteln zu bröckeln.

Nach dem Rücktritt kann der Spitzensportler, wenn er verpassten Chancen nachtrauert oder einem «unnötigen Ausscheiden», vielleicht sogar den Konjunktiv wiederentdecken. Als Aktiver musste er ja ständig Dinge sagen wie: «Macht er ihn rein, sieht vieles anders aus.» Der Fussballschweizer a. D. erinnert sich mit einem Schmunzeln ans «Trikot-Gate», damals, als der Franzose reihenweise schadhafte rote Leibchen zerfetzte.

Seither werden viele weitere «-gates» kurz Schlagzeilen gemacht haben, bis sich kaum noch jemand daran erinnert, dass der Ausdruck vom Hotel Watergate in Washington stammt. Geschweige denn daran, dass dort 1972 in die Wahlkampfzentrale der Demokraten eingebrochen wurde, was letztlich den republikanischen Präsidenten Nixon das Amt kostete. Dass das abgedroschene «-gate» verschwinde, ist ein so frommer Wunsch wie jener, es möge jetzt genug mit «-exit» sein, nach dem doppelten Brexit (EU und EM) und dem fussballerisch doppelten «Schwexit» (Schweden und Schweiz). Bald beginnt die WM-Ausscheidung, wo Bälle und Phrasen weitergedroschen werden. Und im politischen Ernst des Lebens droht der EU, Grossbritannien und dessen Bestandteilen ein wahres Exitgate. Wenigstens sind die britischen Nationalmannschaften schon seit je separat.

172: «Der Bund», 23. 7. 2016

## Liebe Festgemeinde, verstehen Sie mich?

Liebe Festrednerin, lieber Festredner, sicher stecken Sie schon mitten in den Vorbereitungen für Ihre 1.-August-Ansprache. Was Sie sagen wollen, ist natürlich ganz Ihnen überlassen, aber bitte sagen Sie es gut verständlich. Und das bedeutet, wenn Sie nicht gerade in einer ganz abgelegenen Ecke vor lauter Deutschschweizern auftreten, dass Sie hochdeutsch reden sollten. Wenn Sie jetzt aufbegehren, ausgerechnet an der Schweizer Bundesfeier werde man doch noch Schweizerdeutsch reden dürfen, dann bedenken Sie bitte: Man darf, aber es ist weder höflich noch freundeidgenössisch, sich im Dialekt an Konföderierte lateinischer Zunge zu wenden, die in der Schule Hochdeutsch gelernt haben. Gerade an der Bundesfeier nicht – ganz abgesehen davon, dass sich der 1. August dazu eignet, unser Land aus dem Ausland Zugezogenen näherzubringen.

Ob Ottenbach oder Zurzach abgelegen genug sind für eine magistrale Mundartrede, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat Bundesrätin Leuthard dort letztes Jahr am 1. August Dialekt geredet, wie mir ihr Büro freundlicherweise mitteilt. Sie war 2009 dem welchen Journalisten José Ribeaud unangenehm aufgefallen, als sie auch auf dem Zürcher Bürkliplatz ihre Ansprache zum Nationalfeiertag in Mundart hielt. Immerhin, so hält ihr Büro fest, habe sie im gleichen Jahr in Veyrier «selbstverständlich vollumfänglich in französischer Sprache» geredet und im Folgejahr als Bundespräsidentin «auf dem Gotthard in Schriftsprache, in Caslano selbstverständlich in italienischer Sprache».

Ribeaud kam 2013 im Buch «Vier Sprachen, ein Zerfall» zum Befund, die Deutschschweizer trügen «die Hauptschuld an dem zunehmend scheiternden Dialog zwischen den Sprachgemeinschaften»: «Eines Tages haben sie einfach darauf verzichtet, sich mit uns, den Romands, aber auch mit ihren Nachbarn auf Deutsch zu unterhalten.» Seinem Anliegen, der Pflege der

Landessprachen, leiste er mit solchen Pauschalurteilen einen Bärendienst, fand ich damals. Diesen Frühling hat er in der Zeitung «24 heures» nachgelegt: Er nannte «die wahren Gründe für die Verbannung des Französischen aus der Primarschule: Von vereinzelt Intellektuellen abgesehen, finden die Deutschschweizer, ihre rund sechzig Dialekte müssten den absoluten Vorrang vor allen andern Sprachen haben.» Wohlgesinnten Deutschschweizer Kollegen, die ihm die Übertreibung vorwarfen, hielt er in einem offenen Brief Beispiele für exzessiven Dialektgebrauch entgegen – so Leuthards Rede, SRF-Wetterprognosen in Mundart und Nachteile für Romands, die kein Schweizerdeutsch können, am Arbeitsplatz, sogar im Bundeshaus. Und natürlich die Schulfrage, wo man den Kindern Französisch und Italienisch vergälte, indem Politiker und Presse diese Sprachen als «ringardes» (altmodisch, drittklassig, überholt) darstellten.

Auch ohne derartige Rhetorik: Eine Rede zum 1. August wäre eine gute Gelegenheit, zum Lernen von Landessprachen zu animieren. Auf die pädagogischen Fragen, ab wann und in wie vielen Sprachen der Unterricht sinnvoll sei, braucht man dabei ja nicht einzugehen. Aber es darf kein Lippenbekenntnis bleiben, dass ein Umzug innerhalb der Deutschschweiz problemlos möglich werden soll und dass am Ende der Schulzeit mindestens eine landeseigene Fremdsprache mindestens ebenso gut zu beherrschen ist wie Englisch. Selbst wenn die Kenntnisse zu wünschen übrig lassen: Zumindest die Höflichkeit des Zuhörens sollte man aufbringen. Der Waadtländer Nationalrat Fathi Derder klagte neulich in «Le Temps» über steigende «Dezibels an Unaufmerksamkeit, Ungeduld, Unwillen», wenn jemand im Ratssaal französisch rede. Zum Kopfhörer mit der Übersetzung greift man offenbar selten. Als der «Tages-Anzeiger» über das Malaise berichtete, erntete Derder gehässige Online-Kommentare. Immerhin stellten andere die Brunnenvergifter regelmässig in den Senkel – durchaus 1.-August-würdig.

(Quellen: [Anhang 2](#))

173: «Der Bund», 5. 8. 2016

## Wie das Thema Alter in die Tasten fliesst

Als «Der Spiegel» 1998 einen Artikel mit «Die Quadratur der Greise» überschrieb, spielte wohl die Freude am Kalauer eine grössere Rolle als der Anspruch, ein Stück Generationengeschichte zu schreiben. Doch nun finden sich Zitate daraus wiederholt in der Dissertation der Rostocker Linguistin Carolin Krüger, «Diskurse des Alter(n)s». Sie hat anhand dreier Wochenblätter (auch «Bild am Sonntag» und «Die Zeit») aus fünf Jahrzehnten deutsche Altersbilder verfolgt. In ihrer Zusammenfassung für die Schweizer Zeitschrift «Sprachspiegel» spricht sie von einem «medial inszenierten Generationenkonflikt», der um die Jahrtausendwende seinen Höhepunkt erreicht habe.

Diese Aussage bezieht sich auf den verschärften Ton in der politischen Berichterstattung, wo aus der eher passiven Randgruppe älterer Wahlberechtigter allmählich eine zahlreichere, fordernde und wohlorganisierte Macht wird, oft dargestellt als «irrationale und asoziale Gruppe». Bei der erwähnten «Quadratur» aber geht es nicht um die politische Rolle dieser Generation, sondern um die wirtschaftliche: Als Konsumentengruppe erkannt, erweist sie sich laut «Spiegel» als «heikel», denn «alt» dürfe man sie nicht nennen, und: «Senioren? Das riecht zu streng nach Mundgeruch.» Also liess sich die Werbewirtschaft allerhand Freundlicheres einfallen, wie «50+», «60plus» oder etwas mit «silbern».

In den untersuchten Medien war «Senioren» zunächst mit positiver Wertung aufgetaucht, um dann aber tendenziell «die negative Wertungskomponente von <die Alten> zu übernehmen». Über den ganzen Zeitraum hinweg war «Greise» selten; neben «Alte» trat zunehmend «Ältere» und «Senior(inn)en», im kommerziellen Bereich auch «junge» oder «neue Alte» und in der Politik je nach Aktualität öfter oder seltener «Rentner(innen)».

Wird mit der Wortwahl die öffentliche Diskussion gesteuert, bewusst oder unbewusst? Wie das Beispiel «Senioren» zeigt, kön-

nen sich Wertungen einzelner Wörter verschieben; es scheint also auf Dauer nicht möglich, einfach mit Bezeichnungen Freundlichkeit (oder das Gegenteil) zu fabrizieren. Dennoch sieht Krüger die Grundannahme der von ihr angewandten «Diskurslinguistik» bestätigt: «Durch das Sprechen über Diskursgegenstände werden diese gleichzeitig erst hervorgebracht.» In diesem Fall, indem «das öffentliche Sprechen [...] massgeblich zur Konstruktion [...] von kollektiven Alter(n)sbildern beiträgt».

Mit einer ähnlichen Methode hat die an der Universität Bern tätige Geografin Jeannine Wintzer in ihrer Dissertation «Geschichten erzählen» gezeigt, dass auch in der Wissenschaft die Wortwahl Deutungsmacht entfaltet, besonders die Bildsprache (Metaphern). Sie hat Studien über die Bevölkerungsentwicklung im Osten Deutschlands seit der Wiedervereinigung untersucht. Dabei ist sie reihenweise auf alarmierende Darstellungen gestossen: «Alterung», «Schrumpfung», «Ausbluten». Sie stellt fest, dass auch die beiden ersten Begriffe «eher negativ besetzt» seien und dass die Abwanderung besonders dann dramatisiert werde, wenn sie Frauen im gebärfähigen Alter betreffe.

Wintzer geht von einem Wissenschaftsbild aus, in dem nicht «Wissen entdeckt wird und daraufhin objektiv beschreibbar ist», sondern «die wissenschaftliche Tätigkeit als Erzählung verstanden wird». Auch sie hat ihre Arbeit im «Sprachspiegel» vorgestellt und ist dabei zum Schluss gekommen, das «wiederkehrende Sprachrepertoire» der untersuchten Arbeiten sei «ein zentrales Element» bei der «Stigmatisierung von Regionen». Solches Erzählen trage dazu bei, die Bedingungen zu verbergen, unter denen demografisches Wissen erarbeitet und dargestellt werde – und es diene dazu, politische Anliegen wie die Geburtenförderung zu rechtfertigen, als technokratische Naturbewirtschaftung ohne gesellschaftliche «Reflexion der Motive für Kinderlosigkeit». Solche Wissenschaft sieht, gedankenlos gesagt, alt aus.

(Quellen: [Anhang 3](#))

174: «Der Bund», 19. 8. 2016

## Wenn der notorische Haderlump hadert

Dass Fremdwörter Glückssache sein können, ist wohlbekannt. Aber auch urwüchsig deutschen Wörtern kann dieses Schicksal widerfahren. Mehrmals ist mir das in letzter Zeit beim Verb «hadern» aufgefallen. Laut dem Online-Duden ist es schon im Mittelhochdeutschen in der Bedeutung «streiten, necken» bekannt, und so bedeutet es noch heute «(mit jemandem um etwas) rechten, streiten», dazu aber auch «unzufrieden sein und [sich] deshalb [be]klagen oder aufbegehren» – hierzulande wird es wohl häufiger im letzteren Sinn gebraucht.

Jetzt aber lese ich, dass eine Frau «die ganze Nacht lang hadert» und dann der Polizei ihre Vergewaltigung doch noch anzeigt. Oder von einem «Land, das mit sich hadert, ob es diesen Milliardär ins Herz schliessen soll», oder gar: «Ein Grossteil der Tessiner Polizisten hadert mit Fremdsprachenkenntnissen.» Im letzten Fall ist nicht etwa gemeint, es reue die Polizisten, dass sie sich mit Sprachenlernen strapaziert hätten, und auch nicht, sie machten sich im Gegenteil Vorwürfe, weil ihnen die Kenntnisse fehlten. Vielmehr geht es um die Feststellung, sie täten sich mit Fremdsprachen schwer: In Lugano könnten 98 von 100 Polizisten kein Englisch. In den ersten beiden Beispielen steht «hadern» für «werweisen, mit sich ringen» – das Wörterbuch weiss davon (noch) nichts.

Dass Wörter neue Bedeutungen erhalten, ist keine Seltenheit, langfristig gesehen sogar die Regel, nur schon weil sie oft für Dinge verwendet werden, die es früher nicht gab. Bei der neuen Verwendung von «hadern» geht es aber um das uralte Hin und Her bei schwierigen Entscheidungen, das sich via Hamlet und Buridans Esel bis ins Altertum zurückverfolgen lässt. Zwar merkt man bald, ob jemand im gewohnten Sinn mit erlittener Unbill hadert oder neumodisch auf einen kniffligen Entscheid hin (mit dem er vielleicht nachher wiederum herkömmlich hadert, wenn

er ihn bereut). Aber ich sehe keinen Grund, das Gegenüber überhaupt werweisen zu lassen, welches «hadern» nun gemeint sei.

Kein Problem ist dagegen die Unterscheidung, ob jemand mit Er-littenem hadert oder im älteren Sinn mit jemand anderem, also streitet. Ebenso ist gleich klar, ob «der Hader» «Streit, Zwist» bedeutet oder «Unzufriedenheit, Aufbegehren». Das Wort könnte aber auch, immer nach Duden, «bayrisch, österreichisch für Lumpen» oder «ostmitteldeutsch für Scheuertuch» stehen. In diesem Fall geht es zurück auf «althochdeutsch hadara, vielleicht zu einem Wort mit der Bedeutung ‹(Ziegen)junges› und ursprünglich = Kleidungsstück aus Ziegenfell». Den zerlumpten Kleidern verdankt wohl auch der in Österreich anzutreffende Haderlump («liederlicher Mensch») seinen Namen, nicht etwa der Streitlust.

Einen notorischen Haderlumpen kann man sich gut vorstellen, also einen, der für seine Liederlichkeit bekannt ist. Von seiner lateinischen Wurzel her (notus, bekannt) kann das «bildungssprachliche» Adjektiv auch gute Eigenschaften begleiten, aber das ist selten geworden. So selten, dass die negative Verwendung auf das Wort selber abzufärben beginnt: Da steht jemand in einem «notorischen Ruf», oder es gibt im EU-Vertrag den «notorischen Paragraphen 50». Jeder Ruf muss notorisch sein, also wohlbekannt, sonst ist er keiner; gemeint ist hier aber ein übler. Und falls man vom Vertragsartikel über den Austritt aus der EU nur sagen wollte, den kenne nun bald jeder, dann hat man wahrscheinlich übers Ziel hinausgeschossen: Der Paragraph bekommt da etwas Ominöses.

Ist hier mit der notorischen Glückssache Fremdwort etwas schiefgelaufen, oder bahnt sich ein Bedeutungswandel zum per se Negativen an, weil eben kaum noch etwas Erfreuliches «notorisch» genannt wird? Noch ist es selten, dass «notorisch» ohne Angabe des Übels gebraucht wird, aber «berüchtigt» bedeutet es schon, und mit diesem Wort kann man jemanden auch anschwärzen, ohne den Vorwurf zu präzisieren.

175: «Der Bund», 2. 9. 2016

## Was die Lesefee dem Schreiberling rät

«Schreiberling, ich muss mit dir reden», sagte die Fee und machte ein betrübtes Gesicht. «Ich bin die Lesefee, und mir wird schon ganz schwindlig, wenn ich lese, wie ihr Leute bezeichnet. All die Wörter mit Grossbuchstaben, Strichen, Sternchen, Klammern oder sonst was drin! Habt ihr das wirklich nötig, damit sich niemand ausgeschlossen fühlt, kein Männlein, Weiblein, Beidelein oder Wedernochlein?»

«Was sollen wir denn tun», gab ich zurück, «unsere deutschen Wörter haben nun mal ein Geschlecht, und die Leute meinen, das habe etwas mit ihrem eigenen zu tun. Da kann man ihnen noch so gut zureden und zum Beispiel erklären, ein Nörgler sei jemand, der nörgelt, und über das Geschlecht der Person sei damit noch nichts gesagt. Wehe uns, wir sagen einer unzufriedenen Frau, sie sei mitgemeint: Unbedingt will sie eine Nörglerin sein! Vielleicht verlangt sie sogar, man müsse NörglerIn mit grossem I drin schreiben, dann sei der Mann mitgemeint.»

«Mitgemeint, das tönt schon nicht so gut», räumte die Fee ein, «aber ein Anhängsel wie -in auch nicht. Oder dann müsst ihr den Männern auch etwas anhängen und «Nörglerich» sagen. Um eine beliebige Person zu meinen, habt ihr doch das Neutrum, also könnt ihr «das Nörgler» sagen.» Ich versuchte zu widersprechen: «Das tönt aber trotzdem noch männlich, und überhaupt kann man in der Sprache nicht einfach etwas kommandieren.» Das Geistwesen kratzte sich am Köpfchen: «Ja, überlisten muss man die Leute, ich habe da eine Idee: Wenn ich über Deutschland fliege, höre ich nie «Nörgler», immer nur «Nörgla». Geschrieben passt das doch ganz gut auch zu Frauen, und was für sie besonders schön ist: fertig mit Anhängsel! Der Nörgla, die Nörgla – mehr Gleichberechtigung geht nicht. Und wer einen beliebigen Menschen meint, kann «das Nörgla» sagen. Statt «dem» sagt ihr dann im Dativ «dam Nörgla» – das klingt so damenhaft wie männlich.»



Ich begann zu murmeln: «Das Schreina, Ihr Macha. Es ist noch kein Meista vom Himmel gefallen. Herr Mülla und Frau Mülla da, lasst mich in Frieden witerga.» Es fing mir an zu gefallen, aber überzeugt war ich noch nicht. «Wie soll das gehen», fragte ich, «ohne dass es jemand den Leuten in die Köpfe hämmert oder zaubert?» Die Fee zeigte, dass sie auf der Höhe der Zeit ist: «Viral natürlich! Dazu habt ihr doch eure Handys, in die ihr ohnehin so tippt, wie es euch passt. Die Macher-Endung -er durch -a zu ersetzen und dadurch auch gleich -in überflüssig zu machen: Wenn das nicht einschlägt! Ich fliege gleich weiter, und sehe ich ein Tip-pa, bekommt es den Floh ins Ohr und schreibt so, dass jedes Lesa gleich merkt, wie's geht, und selber auch damit anfängt.»

Ich rief ihr noch nach: «Aber was machen wir mit Berufsleuten und anderen Tätan, deren Bezeichnungen nicht auf -er enden, Propheten, Professoren und Journalisten zum Beispiel?» Sie rief zurück, immer schwächer hörbar: «Nehmt euch ein Beispiel am Italienischen, <giornalista> kann Mann oder Frau sein. Und komm mir nur nicht mit den Wörtern auf -ling, du Schreibaling!» Und schon war sie in einem Schwarm von Sternchen, Strichen und Klammern verschwunden. Um die <profetessa> und die <professoressa> hatte sie sich gedrückt, aber vielleicht liessen sich die Italiener ja von unserer neuen Prophetin anstecken. Das soll an unseren Universitäten kein Professa bekümmern, also keine Professa und keinen Professa (oder immer Professo, das wäre noch zu klären).

Bloss kenne ich kein Autoa und kein Redaktoa, das all das mitmachen würde. Wenn die Fee wieder auftaucht, werde ich ihr dieses Problem vorlegen, und ein paar andere dazu. Sie wird wohl entgegenen, die Schweden (Schwedan?) lernten auch, statt «han» (er) oder «hon» (sie) nunmehr «hen» zu sagen, wenn das Geschlecht ungenannt bleiben soll. Glückliche Sprecha, wenn das in ihrer Sprache das einzige Hindernis ist, das zwischen ihnen und der perfekten Geschlechtergerechtigkeit steht.

176: «Der Bund», 16. 9. 2016

## Umweltsünder, lies und rechne!

«Zu Hause duschen und essen belastet die Erde mit 3,3.» Gemeint war der ökologische Fussabdruck, der misst, wie stark die Lebensweise Ressourcen beansprucht. Beträgt der Wert 1, so könnten alle Menschen so leben und die Erde nähme keinen Schaden. Nun sollen wir schon mehr als dreimal soviel beansprucht haben, kaum sind wir aufgestanden und verköstigt?

Noch mysteriöser wird die Sache, weil angeblich eine interkantonale Teamsitzung in Bern und ein «Shoppingtrip» nach New York je just die gleiche Belastung von 3,3 verursachen. Dürfen wir mit so schlechtem Gewissen wenigstens täglich duschen und frühstücken, wenn wir dafür auf derlei Sitzungen und Ferien verzichten? Wenn ich es richtig verstanden habe, dürfen wir, und wir dürfen sogar so viel und so weit weg tagen und einkaufen, wie es dem schweizerischen Durchschnitt entspricht. Denn die Studie, um die es in diesem Zeitungsbericht ging, berechnete für ausgewählte Beispiele aus einem durchschnittlichen Lebenswandel, wie der Ressourcenverbrauch mit bestimmten Effizienzprogrammen reduziert werden könnte. Wäre es genug, um das Ziel «Fussabdruck 1» zu erreichen, wie es die Initiative «Grüne Wirtschaft» verlangt? Das Resultat: Mit einer bestimmten Messmethode und dem ganzen erwogenen Massnahmenpaket ginge es in allen untersuchten Bereichen, am besten sogar bei den Flugreisen.

Demnach könnten die wenigen Vielflieger dereinst am stärksten dazu beitragen, den Durchschnitt zu drücken, und sie sowie alle andern dürften dafür sogar etwas länger duschen und mehr frühstücken. Allerdings nicht zu viel, denn der gesamte Bereich «Wohnen und Essen» macht gemäss der Fussabdruck-Berechnung fast die Hälfte unserer Kollektivlast von 3,3 aus, die ganze private Mobilität dagegen nur einen Achtel. Bei den Teilbereichen, die für die Studie ausgewählt wurden, spielte es keine Rolle, ob ihr Anteil je gleich gross ist. Jeder Bereich trägt in dem

Mass, wie er eben Teil der durchschnittlichen Lebensweise ist und Ressourcen beansprucht, zum Gesamtverbrauch bei.

Nur in diesem sehr theoretischen Sinn beanspruchen Morgentoilette und -essen «die Erde mit 3,3». Missverständlich dargestellte Mathematik ist oft auch im Spiel, wenn es ums Ziel einer 2000-Watt-Gesellschaft geht. Das fängt bei den Masseinheiten an, wenn man etwa liest: «In der Schweiz werden derzeit rund 6000 Watt pro Jahr und Kopf verbraucht.» Das ist Unsinn: In Watt misst man weder den Verbrauch noch die Produktion in einer bestimmten Zeitspanne, sondern die Leistung, die zu einem bestimmten Zeitpunkt fliesst. Eine 11-Watt-Sparbirne verbraucht laufend 11 Watt, wenn sie brennt, und sonst nichts (abgesehen davon, was ihre Produktion verbraucht hat und was dereinst ihre Entsorgung an Energie fressen wird). Lassen wir einen 1000-Watt-Fön eine Stunde lang laufen, so haben wir eine Kilowattstunde verbraucht und unsere Stromrechnung wird um so viel höher.

In der 2000-Watt-Gesellschaft stehen allen zu jeder Zeit je 2000 Watt Leistung zu und werden im Durchschnitt auch bezogen. Man kann damit 20 Hunderterbirnen brennen lassen oder zum Milchkauf beim Bauern eine kleine Melkmaschine in Betrieb halten oder ein paar Dutzend Kilogramm Auto herumkutschieren – aber immer nur eines davon aufs Mal. Pro Kopf und Tag werden in dieser Gesellschaft 48 Kilowattstunden Energie (nicht nur elektrische) verbraucht, und in einer Gesamtrechnung müssen auch die energetischen Kosten der konsumierten Güter einbezogen und auf den laufenden Verbrauch umgerechnet werden.

Wenn also ein Neubau als «2000-Watt-gerecht» angepriesen wird, dann heisst das im besten Fall: Wären alle Gebäude so, dann hätte das Bauwesen (Erstellung, Betrieb und Abbruch) seinen Anteil am gesamten Energieverbrauch angemessen reduziert. Die 2000-Watt-Gesellschaft wäre erreicht, wenn alle anderen Sektoren anteilmässig das Gleiche fertigbrächten. Erklärt die Bauwerbung das alles, so ist sie ehrlich – aber kaum wirksam.

177: «Der Bund», 30.9.2016

## Wer Selbsternannte selbst erennt, ist ...

Haben Sie sich heute schon selbst ernannt? Wenn nicht, gehören Sie nachgerade zu einer Minderheit, denn zumindest in den Medien wimmelt es von «selbst ernannten» Würdenträgern aller Art. Freilich sind es fast immer Bürdenträger, denn wenn eine «Ernennung» als eigenmächtig beschrieben wird, ist damit in aller Regel ein Tadel verbunden. Kritisiert wird die angebliche Amtsanmassung und meist auch das damit einhergehende Wirken. Dabei würden die Betroffenen die ihnen zugeschriebene Rolle weit von sich weisen und jeden Anspruch darauf bestreiten.

Einige Beispiele, in wenigen Tagen zusammengekommen: In der Ostukraine sind «selbst ernannte Rebellenführer» an der Macht, beim Berner Fussballclub Young Boys (YB) gibt ein «selbst ernannter Heilsbringer» den Ton an, bei manchen Politikern finden «selbst ernannte Kesb-Opfer» Gehör und über die Anschläge von New York und Washington 2001 verbreiten «selbst ernannte 9/11-Experten» Verschwörungstheorien. All diesen «Selbsternannten» gemeinsam ist, dass sie zwar allerhand dazu beigetragen haben, so hingestellt zu werden – nur kaum je durch eine Ernennung ihrer selbst.

Dummerweise setzte die Wortverbindung «selbsternannt» just dann zu ihrem Höhenflug im Schweizer Mediengebrauch an, als sie von der Rechtschreibereform zur Wortgruppe «selbst ernannt» dekonstruiert wurde – gegen die Reformregel, man müsse zusammenschreiben, was aus einer Einsparung hervorgeht. Das ist ja der Fall, wenn «von sich selbst ernannt» verkürzt wird, aber eine der vielen und manchmal widersprüchlichen Reformregeln wird wohl auch die Getrenntschreibung gerechtfertigt haben. Die Revision, mit der die Reform nach der Jahrtausendwende auf Kosten der Regeln gerettet wurde, liess dann beide Schreibweisen nebeneinander gelten.

Das sinnvollere «selbsternannt» wurde darauf wieder häufiger gedruckt, geriet aber schliesslich ins Hintertreffen, weil der Duden «selbst ernannt» empfahl. Als würde nicht jeder, den eine befugte Instanz beruft, selbst ernannt: eben niemand anderes. Die Selbsternannten aber – als Substantiv müssen sie zusammengeschrieben werden – zeichnen sich durch die Besonderheit aus, dass sie sich ungehörigerweise selbst auf einen Thron erhoben haben sollen. Meistens ist es einer, für den es weder zuständige Kurfürsten gibt noch ein Amt, das Ernannte auszuüben hätten.

Zurück zu den Beispielen: «Rebellenführer» wäre wenigstens eine Art Amt, aber wie würde es rechtmässig besetzt? Durch international kontrollierte Wahlen etwa, wo doch in der Ostukraine – neben dem verdrängten Zentralstaat – nur eine «selbst ernannte Republik» besteht? Der kurzzeitig starke Mann bei YB war immerhin regulär in den Verwaltungsrat gekommen; als «Selbsterennung» ins singuläre Amt des Heilsbringers mochte allenfalls sein Auftreten erscheinen. Wer sich als Opfer einer Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) darstellt, kann mehr oder weniger Grund dazu haben, aber einem «selbsternannten Opfer» wird unterstellt, es sei gar keines. Derart abgestempelt, gilt auch der 9/11-Experte nicht als einer, dessen Angaben man immerhin prüfen müsste.

All diese Argumente gegen den Gebrauch von «selbst ernannt» sind für jene, die mit dieser Wendung operieren, gerade die Gründe, es zu tun. Dann sie haben damit eine bequem zu handhabende Keule gefunden, um den Betroffenen die Legitimität abzuspochen. Diese Waffe reiht sich ein ins Arsenal der Rassistus-, Sexismus-, Faschismus- und anderen Keulen, deren Einsatz jede Diskussion überflüssig machen soll. Es fehlt nur noch der griffige Name. Aber ich werde mich hüten, einen vorzuschlagen, denn ich höre schon den Hohn über den «selbst ernannten Sprachwächter» hereinbrechen.

178: «Der Bund», 14. 10. 2016

## Wanderer, kommst du nach Roopel ...

Wer mit elektronischer Hilfe unterwegs ist, muss sich darauf verlassen können, dass Ortstafeln, Karteneinträge und im Navigationssystem hinterlegte Namen übereinstimmen. Sucht man etwa auf der Online-Landeskarte Sangerenboden, so wird man nur dank dem Abwasserreinigungsgebiet fündig, in dessen Namen der Ort an der Kalten Sense so geschrieben ist. Der Ortsname auf der Karte selber hat ein e weniger: Sangernboden. Mundartnäher wäre es, statt auf ein e auf ein n zu verzichten oder auf deren zwei: Sangerebode(n).

Dass das Schluss-n geschrieben wird, auch wenn man es nicht sagt, entspricht den eidgenössischen Weisungen für die Schreibweise bei der Landesvermessung. Während politische Gemeinden mit ihrem offiziellen Namen eingetragen werden, ist für kleinräumigere Bezeichnungen die mundartliche Sprechweise massgebend, aber mit verschiedenen Einschränkungen zugunsten der Verständlichkeit und der Einheitlichkeit. Die – letztlich zuständigen – Kantone können indessen mit eigenen Weisungen «besondere regionale Lautentwicklungen» berücksichtigen. Sie tun das in unterschiedlichem Mass.

So gibt es im Kanton Zürich sowohl ein – vollständig hochdeutsch geschriebenes Ettenhausen (bei Wetzikon) – als auch die Mischform Ettenhusen. Für Letztere wehrten sich Kyburger erfolgreich, als nach der Fusion mit Illnau-Effretikon die Ortstafeln des Weilers plötzlich auf «-hausen» endeten: Die Herstellerin musste neue Tafeln ohne a liefern. Aber auch im Thurgau gibt es, gleich jenseits der Grenze bei Winterthur, ein Ettenhausen. Dabei war dieser Kanton wie auch Schaffhausen mit besonders mundartnahen Schreibweisen vorgeprellt, als dies nach der Jahrtausendwende für die ganze Deutschschweiz zur Diskussion stand. Sowohl Kartografen als auch manche Linguisten wehrten sich gegen

einschneidende Änderungen, und die Weisungen von 2011 blieben nahe an den vorherigen von 1948.

Für Weiler, wie Ettenhausen einer ist, hält sich der Thurgau nun an die Weisungen, nicht aber für Flurnamen. So kommt es, dass zu Rotbühl im Südzipfel des Kantons die Roopelhööchi und das Roopelbööl gehören. Als vorübergehend auch der Weiler selber Roopel hiess und auf einem Kartenblatt mehr als die Hälfte der Namen geändert worden war, fiel das sogar in der Romandie auf: «Da verlernt man nicht nur sein Deutsch, sondern verliert oben-drein die Orientierung!» So klagte der jurassische Publizist José Ribeaud in seinem Buch «Vier Sprachen, ein Zerfall» (Nagel & Kimche 2013, S. 40; vgl. «Sprachlupe» [172](#)).

Ob der Thurgau nun auch beim Sprachunterricht ein Einsehen hat, wie (halbwegs) bei den Landeskarten, wird sich weisen müssen. Falls sich welsche Wanderer wirklich wegen unverständlicher Flurnamen verirren und bei Einheimischen mit Hochdeutsch auf taube Ohren stossen, sollten sie ja auch auf Französisch nach dem Weg fragen dürfen. Im Thurgau gibts zudem ein halbes Dutzend Hooraa, die für Gebietsfremde nicht ohne Weiteres als Hohrain zu erkennen sind. Ob man diese besonders mundartnahe Schreibweise als sinnvollen Heimatschutz oder als übertriebene Eigenbrötelei sehen will, ist weitgehend Geschmackssache.

Die Landeskarten sind, wie es schon der Name besagt, etwas fürs ganze Land. Dass die Schweiz föderalistisch verfasst ist, zeigt sich auch hier: Die Kantone haben ja bei den Schreibweisen einen gewissen Ermessensspielraum. Diesen zurückhaltend auszunützen und gewiss nicht zu übertreten, wäre freundeidgenössisches Verhalten. Das «Standardschweizerdeutsch» der Landeskarten ist im jüngsten [«Sprachspiegel»](#) näher beschrieben. Es ist für Dialektbewusste manchmal ärgerlich, aber es ist auch ein Zeichen dafür, dass der schweizerische Horizont weiter reicht als bis zum nächsten Hooraa. (mehr zu Ortsnamen: [Netzipp](#))

179: «Der Bund», 28. 10. 2016

## Hochdeutsch fremd? Nein, trotz Fremdeln!

«Mut zur Mündigkeit» nennt der Schriftsteller Beat Sterchi sein neues Buch «vom Reden und Schreiben in der Schweiz» (Edition [Adhoc](#)). Also muss es eine Unmündigkeit geben, die da zu überwinden wäre. Er hört sie Deutschschweizer Mündern an, sobald diese Hochdeutsch zu reden versuchen, das er als Fremdsprache versteht. «Gestandene Männer und tüchtige Frauen» gäben «persönlichkeitsentstellendes Stammeln» von sich, und es sei unfair, zu unterstellen, das «habe etwas mit einer Form von Muttersprache zu tun». Mündig wäre demnach, allein Schweizerdeutsch als Muttersprache zu verstehen und es ja nicht als Dialekt zu bezeichnen, denn das sei abwertend.

Dass einheimische Kinder in der Deutschschweiz mit Mundart aufwachsen, ist unbestreitbar; Sterchi betont, das sei eine vollwertige Sprache, denn «alle Sprachen sind gleichwertig». Mit der Bezeichnung als Dialekt ist aber nicht zwingend eine Abwertung verbunden: Es geht um regionale Umgangssprachen, und ihre Zugehörigkeit zu einer umfassenderen Sprache ergibt sich aus gemeinsamen Wurzeln und einer gemeinsamen Hochsprache. Diese ist nicht höher an Wert oder Würde, nur eben übergreifend und soweit formalisiert, dass sie überall verstanden wird.

Unbestreitbar ist auch, dass die Schweizer Mundarten weiter vom Hochdeutsch entfernt sind und ohne soziale Unterschiede breiter verwendet werden als die meisten in Deutschland oder Österreich heimischen Dialekte, soweit es sie noch gibt. Sterchi fände es «ungemein angenehm und praktisch, man hätte so etwas wie eine eigene gutschweizerische Hochsprache, die man dem deutschen Hochdeutsch entgegenstellen könnte». Er geht aber nicht so weit, die Erarbeitung eines solchen Hochschweizerdeutsch zu verlangen – vielleicht weil er ahnt, dass dieses wiederum keine Anerkennung als Teil der Muttersprache fände, da auch es separat erlernt werden müsste. Auch bräuchte es eine Ab-



kapselung vom deutschen Sprachraum mit sich, die er keinesfalls will. Mit Verlaub: Eine «gutschweizerische Hochsprache» gibt es schon, sie heisst «Schweizerhochdeutsch» und ihre Besonderheiten sind u. a. im gleichnamigen Duden-Bändchen festgehalten.

Die Helvetismen, die drinstecken, gehören zur deutschen Standardsprache. Letzteren Begriff findet Sterchi «fürchterlich», und er hat recht, wenn damit eine tatsächlich von jemandem verwendete Sprache bezeichnet werden soll. Sprachwissenschaftlich ist jedoch mit Standard nicht das gemeint, sondern eine Bandbreite in Wortschatz, Aussprache und sogar Grammatik, die hochsprachlich verwendet wird, aber nicht im ganzen Sprachraum genau gleich. Das «deutsche Hochdeutsch» ist nicht das einzige, sondern Hochdeutsch gehört auch Randständigen wie uns.

Wir sollten es uns nicht wegnehmen lassen, sondern Hochdeutsch ebenso drauflos parlieren, wie das Sterchi bei Kindern beobachtet, die es etwa aus den Medien aufschnappen. Nur meint er, es werde ihnen in den Schulen ausgetrieben, bis hin zur «Selbstkasteiung». Falls dem so ist: Es sollte nicht so sein. Vielmehr dürfen, wie es der Autor (u. a. von «Blösch») empfiehlt, durchaus ein Gotthelf oder ein Dürrenmatt als Vorbilder für den selbstbewussten Umgang mit der Schriftsprache dienen – was offenbar heutigen Schriftstellern von den Verlagen schwergemacht wird. Umso lieber pflegen manche den mündlichen, mundartlich geprägten Auftritt.

Wenn Sterchi aufatmet, sobald er Hochdeutsch als Fremdsprache bezeichnen kann, so sei ihm das unbenommen. Als allgemeines Rezept scheint es mir untauglich, denn Schweizerdeutsch hat nun einmal eine engere Verbindung zu Hochdeutsch als etwa zu einer lateinischen Landessprache. Auch bei der Sprachverarbeitung im Hirn nimmt Hochdeutsch eine Zwischenstellung ein, wie Constanze Vorweg (Unis Bern und Wien) im Rahmen von «Buch am Mittag» in Bern dargelegt hat (siehe «Sprachlupe» [257](#) über den Forschungsbericht).

180: «Der Bund», 11. 11. 2016

## Hand aufs Herz: Sind Sie identisch?

«Ich bin, der ich bin» – diese Worte haben die alten Hebräer Gott in den Mund gelegt, und es ist bis heute die beste denkbare Umschreibung der Identität. Sie gilt, da nach derselben Quelle der Mensch als Gottes Ebenbild erschaffen ist, auch für alle Angehörigen dieser Spezies. Mit anderen Worten: Die Identität ist etwas Individuelles, noch individueller als die DNA, die sich eineiige Mehrlinge ja teilen, ohne identisch zu sein. Nicht umsonst trägt jede Schweizer Identitätskarte eine Versichertennummer, die nur zu einem einzigen Menschen gehört. Anders als die frühere AHV-Nummer verrät sie keinerlei Eigenschaften der bezeichneten Person. Von lateinisch «idem» (derselbe) abgeleitet, bedeutet «Identität» so etwas wie «Selbstigkeit».

So einfach wäre das, und doch wird meistens unter «Identität» etwas verstanden, das von bestimmten Eigenschaften definiert ist. Damit beginnen die Probleme: Welche Eigenschaften gehören dazu, und wer bestimmt, ob eine Person diese aufweist? Das Geschlecht etwa ist für die meisten Leute etwas Eindeutiges, aber nicht für alle. Die Staatsangehörigkeit eines Menschen – er kann auch mehr als eine haben – ist in Dokumenten festgelegt. Und doch stösst man auf die Ansicht, zum «echten» Schweizer oder anderen Staatsangehörigen gehöre mehr als der entsprechende Pass.

Sobald es um Gruppen geht, ist es um die Klarheit des Begriffs «Identität» vollends geschehen. Weder reicht es, sich zu einer Gruppe – einer religiösen etwa – zu bekennen, um von dieser bedingungslos akzeptiert zu werden, noch kann jemand immer verhindern, einer bestimmten Gruppe zugerechnet zu werden. Vielmehr kann ihm das sogar passieren, wenn er nicht anerkennt, dass es die entsprechende Kategorie überhaupt gibt – etwa Rasse oder Volk (anders als staatsbürgerlich verstanden). Oder wenn er bestreitet, dass eine bestimmte Eigenschaft, zum

Beispiel die Muttersprache, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bedeutet, ausser im banalen Sinn «alle mit dieser Muttersprache».

Die volle Problematik der – ererbten, gewählten oder zugeschriebenen – Identitäten zeigt sich, wenn damit Vor- oder Nachteile verbunden sind. Niemand kann einer Diskriminierung entgehen, nur weil er sich gar nicht als Mitglied der benachteiligten Gruppe empfindet. Und werden einer solchen Gruppe ausgleichende Vorteile eingeräumt, wie bei der Vergabe mancher Studienplätze in den USA, dann braucht es eine Art Rassengesetze, um die Berechtigung festzulegen. In einer diskriminierungsfreien Gesellschaft wäre das nicht nötig, und es bliebe jedem Individuum überlassen, welche seiner Eigenschaften es als Teil seiner Identität auffassen will – wenn überhaupt. Auch «ich bin, der ich bin» muss reichen.

Es steht niemandem zu, Mitbürgern aufgrund bestimmter Eigenschaften die volle Zugehörigkeit zum Staatswesen abzusprechen. CVP-Präsident Pfister hat das knapp vermieden, als er den Islam nicht und das Judentum «nur indirekt» als zur Schweiz gehörend anerkannte, weil «wir christlich-jüdische Wurzeln haben». Ähnlich redete der Berner SVP-Regierungsrat Neuhaus: «Das Christentum gehört quasi zur DNA unseres Kantons, zu unserer bernischen Identität.» Auch ihm ging es wohl, wie Pfister, um die «historische Prägung des Landes und der Kultur». Die gibt es, aber sie taugt nicht als «Wir»-Definition.

Im Namen solcher Prägungen treten in Frankreich, Deutschland und Österreich «identitäre» Gruppen gegen Fremdeinflüsse auf, seien es kulturelle oder personelle, also Einwanderung. Den Walliser SVP-Bildungsdirektor Freysinger sehen sie gern als Gastredner. Diese Gruppen haben im Begriff «Identität» eine unverfänglich scheinende Etikette gefunden, unterscheiden sich aber in ihren Zielen und zuweilen im Auftreten kaum von offen rechts-extrem und rassistisch agierenden Kameraden.

181: «Der Bund», 25. 11. 2016

## Plakat das! Egal, was ...

An den Plakatwänden prangt derzeit «Plakat das!» – als Aufruf zum Plakatieren. Hier aber ist es ein Ausruf: «So ein Plakat, das!». Die Erklärung liegt in meinem Zusatz: «Egal, was ...». Folgt also eine weitere Klage über das angeblich an- oder ausgebrochene «postfaktische Zeitalter»? Schon, aber es gibt auch etwas über das vorherige Zeitalter zu lesen, das ja nach dieser Theorie das «faktische» gewesen sein muss. Dies wäre so zu verstehen: Politische Entscheidungen wurden damals aufgrund von Fakten getroffen, über die sich das Stimmvolk mit Hilfe faktentreuer Medien orientierte. Daran ist etwas, aber es war noch nie die ganze Wahrheit – und es ist auch heute noch nicht ganz falsch.

Ist nun der Realitätsgehalt dieses Idealbilds just unter die kritische 50-Prozent-Grenze gerutscht? Und kann man mit diesem Übergang erklären, warum Leute, die an niedere Instinkte appellieren, Erfolge feiern? Das ist zumindest gewagt – zu gewagt, um gleich eine Zeitenwende auszurufen. Dennoch: Dass die herkömmlichen Medien weniger konsultiert werden und dass ihnen weniger geglaubt wird, bestätigen Umfragen immer wieder. Zwar sind nicht alle Medien gleichermassen betroffen, aber auch jene mit gutem Ruf und Zuspruch haben zum Trend beigetragen.

Denn auch an ihnen ist nicht spurlos vorbeigegangen, was man Boulevardisierung nennt: Aufmischen statt Aufklären, Empören statt Erhellen, Firlefanz statt Relevanz. Damit sei nichts dagegen gesagt, Zeitungslesen oder audiovisuellen Konsum attraktiv zu machen, auch mit Anleihen beim Boulevard. Bedenklich wird es erst, wenn der Inhalt darunter leidet; wenn er so verzerrt wird, dass er zum reisserischen Titel passt, oder wenn Themen schon gar nicht aufgegriffen werden, weil sie sich nicht als Aufreger des Tages eignen. Auch vermeintlich Langweiliges zu behandeln, wenn es für wache Weltbürger wichtig ist, bedeutet nicht, die Leserschaft zu bevormunden; es bedeutet, sie ernst zu nehmen.

Ob seriös oder boulevardesk – dass Medien aus der Welt der Fakten schöpfen, war bisher die Regel. In den USA gibt es zwar seit Jahrzehnten die «Supermarket Tabloids», die neben der Kasse zum Kauf aufliegen und mit Skandalen oder Skandälchen, mit ausserirdischen oder auch irdischen Fabelwesen aufwarten. Selbst wer sich davon ergötzen lässt, nimmt es kaum für bare Münze. Im Informations-Supermarkt des Internets aber sind die Angebote nicht mehr so übersichtlich geordnet. Wer meint, sich ohne jede Bevormundung selber zu bedienen, unterliegt Auswahlmechanismen, die er nicht durchschaut – egal, ob Menschen oder Automaten dahinterstecken.

Faktentreue ist bei der Auswahl nicht unbedingt ein Kriterium; im Vordergrund steht, eine möglichst grosse Reichweite zu erlangen, vor allem nach dem Motto «Gleich und Gleich gesellt sich gern». Wer es geschickt anstellt, kann mit groben Vereinfachungen, Verschwörungstheorien, ja Volksverhetzung grosses Echo erzielen. Dann wird massenhaft «gepostet», also gratis «eingekauft», was jemand im Internet «postet» (sprich: «pouset»), also ans weltweite Anschlagbrett heftet. Man kann das auch plakatieren nennen, oder mit der Wortschöpfung der Werbung für papierene Plakate: «plakaten». Die Plakate, auf denen seit einiger Zeit «Plakat das!» steht, sind als Imperativ zu verstehen. «Egal, was ...» steht nicht drauf; gemeint sind zwar Angebote aller Art, aber immerhin realisierbare.

Welchen Anteil die im Internet plakatierte, faktenferne Fehlinformation an politischen Entwicklungen wie der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten hat – wer kann es ermessen? Wichtiger, als den angeblichen Zeitenwechsel zu beklagen, ist es, faktentreue Informationen bereitzustellen zu jenen Themen, mit denen Populisten Erfolg haben. Spätestens dann, wenn Letztere ihre Versprechungen nicht wahrmachen können, werden solche Informationen wieder stärker gefragt sein.

182: «Der Bund», 9. 12. 2016

## «Man sagt» und andere trübe Quellen

«Er fürchtete nichts so sehr wie den Frieden.» Prominent stand diese Behauptung über Fidel Castro auf der Frontseite einer Zeitung, also musste sie wohl auf soliden Quellen beruhen. Im Blattinnern stand sogar zugespitzt, er habe «nichts ausser dem Frieden» gefürchtet, dazu immerhin die Quellenangabe: «Man sagt.» Das war ein bisschen dürftig, aber eigentlich zu erwarten gewesen, denn niemand, ausser vielleicht Castro selber, konnte wissen, was er fürchtete. Und hätte er selber gesagt, da sei nichts ausser dem Frieden, so wäre auch das mit Vorsicht zu geniessen gewesen, weil nicht überprüfbar.

«Man sagt» ist als Quellenangabe hier nicht einmal so schlecht, wenn wirklich unbekannt ist, wer dieses Bonmot in Umlauf gesetzt hat – denn das ist es ja offensichtlich: eine trübe Charakterisierung ohne Anspruch auf wörtlichen Wahrheitsgehalt. Nur haben die Zeitungsmacher etwas übertrieben, als sie die Formulierung des Nachrufs gleich dreimal verwendeten und so dem Spruch das Gewicht einer Grabinschrift verliehen. Wer erwartet hatte, hier einen hieb- und stichfesten psychologischen Autopsiebericht vorgesetzt zu bekommen, war selber schuld.

Wer bei «man sagt» nicht an ein anonymes Bonmot denkt, sondern an ein Ondit, kann gut Französisch, hat aber wenig Vertrauen zu seinem Leibblatt. Ein blosses Gerücht, wie es die wörtliche französische Übersetzung der Quellenangabe «man sagt» bezeichnet, gehört nicht in die Zeitung: Journalisten müssen ihre Quellen kennen und beurteilen können, auch wenn sie sie nicht immer nennen dürfen oder wollen. Oft müssen sie sich auch auf Dritte verlassen, etwa auf Nachrichtenagenturen, und deren Zuverlässigkeit aus Erfahrung beurteilen – sowie im Einzelfall aufgrund von Kenntnissen der Materie. Ob solches Dossierwissen in einer Redaktion vorhanden ist, gilt zu Recht als ein Kriterium für Qualitätsmedien.

Wie aber präsentiert man eine Angabe, der man vertraut, ohne die ursprüngliche Quelle zu kennen oder preisgeben zu wollen? Das klassische «wie aus gutunterrichteten Kreisen verlautet» ist selten geworden, kommt aber in mancherlei Abwandlungen durchaus noch vor. Die Abwechslung tut gut, und die Grundaussage bleibt: Das Medium verbürgt sich dafür, aus kundigen Quellen zu schöpfen, und seine Glaubwürdigkeit leidet, wenn sich eine so präsentierte Darstellung als falsch entpuppt – und sich noch jemand an sie erinnert. Eine sehr magere Version, Behauptungen als fundiert zu bezeichnen, ist das investigativ klingende «wie Recherchen zeigen».

Noch magerer und sehr beliebt ist «offenbar»: Das Wort wird gerade dann verwendet, wenn etwas nicht offen(sichtlich) daliegt, sondern aus irgendwelchen Indizien geschlossen wird. Oft ist das bei Rechtsfällen so, über die lange vor dem Urteil berichtet wird, manchmal sogar, bevor eine Anklage oder auch nur eine offizielle Information über Ermittlungen vorliegt. Zuweilen folgen dann detaillierte Tatschilderungen ohne Quellenangabe – und zuletzt das von Verlagsjuristen geforderte, aber heuchlerisch wirkende «es gilt die Unschuldsvermutung».

Urteilt nicht ein Gericht, sondern «die Geschichte», so brauchen sich jene, die jetzt schon urteilen wollen, nicht mit Unschuldsvermutungen herumzuschlagen. Quellenkritik allerdings sollten sie schon üben, also fundierte Vermutungen über die Glaubwürdigkeit anstellen, wenn Tatsachen behauptet werden. Das gilt auch für Nachrichten aus dem Innern einer Person – etwa darüber, was sie fürchtet, glaubt oder will. Hätte sich also Castro selber gebrüstet (oder sich dazu bekannt), nur den Frieden zu fürchten, dann hätte er als Quelle genannt werden müssen. Und wenn man über Politiker schreibt, sie wollten dies oder das, so muss klar werden, ob sie es selber sagen (und ob man es glauben darf), oder ob man es ihnen unterstellt (und warum man das tut).

183: «Der Bund», 23. 12. 2016

## Schweizer Lehrmittel für weniger Rotstift

Liebe Kinder, ihr bekommt ein Päckli, das zum Auspacken ein paar Jahre braucht. Dafür habt ihr dann in der Primarschule die Chance, dass das Wörtlein «Päckli» in einem Aufsatz nicht mehr rot angestrichen wird, wie es scheint's heute oft passiert. Aber dann nicht mehr, wenn eure Lehrperson den neuen Kurs dazu besucht hat – ihr wisst schon, gemeint ist eure Lehrerin, aber es könnte ja auch ein Lehrer sein.

Das schweizerische Wort «Päckli» steht nicht im Duden «Rechtschreibung», dagegen gemeinerweise das österreichische «Packerl» mit der Erklärung «Päckchen». Mit dieser Bedeutung steht «Päckli» im kleinen Duden «Schweizerhochdeutsch», und dazu auch noch als Ausdruck für «geheime, verdächtige Abmachung». Das Wort ist also ein Helvetismus – ein nur oder vor allem in der Schweiz gebräuchliches Stück Hochdeutsch. Manche Helvetismen stehen auch im «richtigen» Duden, von «Abdankung» für Trauerfeier bis «Zwetschge». Die Hauptform soll «Zwetsche» sein, aber die ist nur in Norddeutschland üblich.

Für den Umgang mit Helvetismen gibt es jetzt eben den Kurs, der den Rotstift und eure Nerven schont. Die Studentin Livia Fricker hat in Basel das Lehrmittel dazu ausgearbeitet, für ihren Abschluss mit dem Mastertitel, und sie stellt es in der Zeitschrift [«Sprachspiegel»](#) gleich selber vor. Pädagogische Hochschulen können es bestellen und den künftigen Lehrkräften anbieten oder gar vorschreiben. Die lernen daraus, dass Helvetismen keine Fehler sind, sondern zum Hochdeutsch gehören. Und dass es nicht nur ein einziges Hochdeutsch gibt, jenes aus Deutschland, sondern verschiedene Spielarten, so die schweizerische und die österreichische. Varietäten heissen sie in der Fachsprache, und zusammen bilden sie die deutsche Standardsprache, quasi eine Auswahlendung. Hoffentlich wird der Kurs auch als Weiterbildung angeboten – für jene, die bereits Schule geben.



Dann müsst ihr Schulkinder weniger lang darauf warten, dass der Rotstift seltener einfährt. Wer den Kurs macht, bekommt auch Wörterlisten zum Ankreuzen und Ausfüllen, was man korrigieren soll und was nicht. Oft gibt es nicht bloss eine richtige Lösung, sondern eine Auswahl. Zum Beispiel ist der Erdapfel österreichisch, also nicht falsch, aber in der Schweiz sagt man wie in den meisten deutschen Gegenden Kartoffel. Umgekehrt ist die (nord-)deutsche Sahne bei uns eher Rahm, wenn nicht gar Nidel.

Aber aufgepasst: «Nidel» steht zwar – leider ohne die Berner Variante «Nidle» – im Duden «Schweizerhochdeutsch», jedoch mit der Bemerkung «mundartnah». Das steht auch bei «Päckli», «Anken» und vielen anderen Wörtern. Frau Fricker ist dafür, diese in der Primarschule gelten zu lassen. Aber andere Dialektwörter nicht, weil sie in keinem Standardwörterbuch stehen (es gibt auch dickere als «Schweizerhochdeutsch»). Diese Wörter gelten als rein mundartlich. Also soll zum Beispiel «Bigeli» korrigiert werden, zu «Beige» oder «Stapel», wenn nötig mit dem Zusatz «klein». Wenn ihr aber der Tante in Graz oder dem Onkel in Hannover einen Brief schreibt, müsst ihr auch mit mundartnahen (oder im Duden «mundartlichen») Wörtern vorsichtig sein: Vielleicht werden sie nicht verstanden.

Ihr könnt es auch darauf ankommen lassen. Dann fragen die Empfänger vielleicht, was für ein Ding denn der Anken sei. Manche Wörter können sie gut erraten, wenn ihr etwa schreibt, dass ihr mit dem Bodenlumpen bei der Putzete nach dem Fest geholfen habt. Dass es ums Säubern geht, ist leicht zu merken, und unter einem Bodenlumpen kann man sich auch etwas vorstellen. Aber es gibt keinen überall gebräuchlichen Ausdruck für das «Tuch, mit dem Böden nass gereinigt werden»; jedenfalls steht im dicken «Variantenwörterbuch des Deutschen» keiner, dafür eine ganze Reihe regionaler Wörter; sie kommen bald in einer neuen «Sprachlupe» vor. In einem Aufsatz «Bodenlumpen» zu korrigieren, wäre also schwer – und blöd sowieso.

184: «Der Bund», 6. 1. 2017

## Das glaube, wer will: «Wir sind das Volk»

«Wir sind das Volk» – in Deutschland treten jene, die ihr Land durch Fremde bedroht sehen, gern mit diesem Anspruch auf. Das ist doppelt schamlos, erstens weil es die Anmassung ausdrückt, das ganze Volk zu vertreten, und zweitens weil es von den Kundgebungen aus den letzten Tagen der DDR abgekupfert ist. Damals war der Anspruch eher gerechtfertigt, und vor allem war er eine direkte Antwort auf die Behauptung der kommunistischen Führung, ihr «Arbeiter- und Bauernstaat» verkörpere das (arbeitende) Volk. Diese «demokratische Republik» hiess wohl nur deshalb nicht wie andere osteuropäische Staaten «Volksrepublik», weil die Nationalsozialisten das Wort «Volk» diskreditiert hatten, mit ihrer «völkischen» Politik, andere zu vernichten oder zu erobern.

Im Westen liess man sich dieses Wort nicht nehmen: «Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus», heisst es im heute für ganz Deutschland geltenden Grundgesetz der Bundesrepublik. Dennoch gilt schnell – und wie die Spruchbänder zeigen, nicht immer zu Unrecht – als Rechtsaussen, wer das Wort braucht. Dagegen wehrt sich die in sprachlichen Dingen konservative Zeitschrift «Sprachnachrichten». Sie erinnert daran, dass «deutsch» ursprünglich «volkssprachlich» bedeutete, und meint: «Das deutsche Volk ist definiert durch seine Sprache, nur durch die Sprache und sonst nichts. (...) Das Deutschsein durch eine Liste von Wesensmerkmalen zu definieren, so verständlich die Sehnsucht danach sein mag, gelingt nicht, es hat uns mehr Unheil als Segen beschert.»

Anders als zu unheilvollen Zeiten wird auch nicht der Umkehrschluss gezogen, wer deutscher Zunge sei, müsse zu diesem Volk und daher zum Staat gehören. Wie aber definieren wir in der Schweiz das Volk, wo uns doch die gemeinsame Muttersprache fehlt? Wir reden gern vom Volk als Souverän, und darin liegt auch gleich die Definition: Das Volk umfasst all jene, von denen die Staatsgewalt ausgeht (oder bei Volljährigkeit ausgehen wird).

Mehr braucht es nicht, schon gar nicht eine «Liste von Wesensmerkmalen».

Nicht das Volk, aber dessen «Wertekanon» will nun der CVP-Nationalrat Müller-Altarmatt definieren lassen: Er verlangt mit einer parlamentarischen Motion vom Bundesrat eine Umfrage nach dem Muster Dänemarks. Dort hatte das Kulturministerium – mit Blick auf Schulunterricht und Einbürgerungen – eine solche Liste ausarbeiten lassen. Dies nicht etwa auf dem ordentlichen gesetzgeberischen Weg, sondern mit einer Online-Umfrage. Die zehn Kernwerte beruhen auf der Meinungsäußerung von nur gerade 66 000 der gut fünf Millionen Däninnen und Dänen. Gut, dass so etwas eben nicht Volksabstimmung heisst, sondern Voting – ein Begriff aus der Spasskultur.

Auch wenn ordentlich über eine Vorlage abgestimmt worden ist, ist die Behauptung überrissen, «das Volk» wolle, was drinsteht. Überrissen nicht deshalb, weil oft weniger als die Hälfte der Stimmberechtigten abgestimmt hat und die Ja-Stimmen kaum je das absolute Mehr ausmachen. Und auch nicht deshalb, weil der Inhalt des Beschlusses verschieden interpretiert werden kann. Sondern überrissen deshalb, weil hier nicht eine Äusserung der «volonté générale» im Sinne Rousseaus vorliegt, der damit den angeblich unfehlbaren Gemeinwillen meinte. Vielmehr wurde über eine bestimmte Vorlage abgestimmt. Das Resultat ist gültig, denn so sieht es unsere Verfassung vor.

Mehr darf man nicht hineinlesen. Wer sich aufs Volk beruft, tut das denn auch nur dann, wenn es noch gar nichts gesagt hat, oder aber dann, wenn das Stimmvolk «richtig» entschieden hat. Besonders gern tut es die SVP, öfter noch als die CVP, die das Volk ebenfalls im Namen führt und die Nichtchristen gewiss dazu rechnet. Der SVP-Vordenker Blocher stellt «das Volk» auch gern der «Classe politique» entgegen. Von derlei Berufung aufs Volk ist es dann nicht mehr weit zur anmassenden Behauptung «wir sind das Volk».

185: «Der Bund», 20. 1. 2017

## Wo man Feudel und Bodenlumpen findet

Willst du einen Brief, so schreibe «Bodenlumpen». Nachdem ich in der «Sprachlupe» [183](#) über ein Lehrmittel berichtet hatte, das sich für Helvetismen wie diesen einsetzt, teilten mir drei Norddeutsche mit, bei ihnen heiße das besagte Stück Tuch «Feudel». Dazu gehört im Norden das Verb «feudeln», so festgehalten im Variantenwörterbuch des Deutschen (VWB, Verlag De Gruyter; [Rezension](#)), etwas weiter südlich «aufwaschen», bei uns «fegen» und «(feucht) aufnehmen», und sonst einfach «wischen». Das (grobe) Tuch, das dazu dient, heisst im westlichen Deutschland «Aufnehmer», in Österreich «Fetzen» oder «Reibtuch».

Ein gemeindeutsches, also allgemein verbreitetes Wort dafür scheint es nicht zu geben. Ein weiterer Leser schreibt: «Wenn ich mich recht erinnere, war es in Bochum das Scheuertuch.» Dieses Wort steht ohne regionale Eingrenzung im Duden, ebenso «Scheuerlappen». Beide finden sich auch im digitalen Grimm-Nachfolger dwds.de, mit der Zusatzinformation, dass sie eher selten sind, besonders «Scheuertuch». Auch scheint man damit nicht nur Böden zu scheuern. Beschränken wir uns nicht auf den Boden, so finden wir – auch das ein Lesertipp – im [«Atlas zur deutschen Alltagssprache»](#) 22 regionale Synonyme für «Putzlumpen».

Der Atlas und das Variantenwörterbuch gehören zu den erfolgreichen Bemühungen, die regionale Vielfalt des Deutschen nicht nur zu erfassen, sondern auch als Teil des sprachlichen Standards gelten zu lassen. Was in der regionalen Schriftsprache üblich ist, ist also auch anderswo nicht einfach falsch. Die Verwendung eines Worts ist allerdings nur dort ratsam, wo es auch verstanden wird und dem Stil entspricht, den man schreiben will. So markiert das VWB mundartliche Wörter als «Grenzfall des Standards», wenn es sie überhaupt aufnimmt (je nach Art und Häufigkeit der Verwendung).

Nach der ersten Ausgabe von 2004 ist das VWB 2016 neu aufgelegt worden. Der «Bodenlumpen» wurde dabei zum Grenzfall herabgestuft und verlor den Vermerk, das Wort werde auch in Vorarlberg verwendet. Für die Neuauflage stützte sich die internationale Herausgeberschaft systematisch auf die Datenbank [Genios](#) mit über 130 Millionen Zeitungsartikeln. Von den 12 000 Wörtern im VWB wurde etwa ein Zehntel ersetzt – zum Teil wegen der präziseren Erfassung, zum Teil aber auch, weil ein Sprachwandel zu beobachten war. So haben sich manche einst nur in Deutschland gebräuchlichen Wörter (Teutonismen) ausgebreitet und sind damit gemeindeutsch geworden – beim Reinigungsmaterial etwa «Müllkippe» oder «Handbesen».

Diese Wörter stehen nun nicht mehr im VWB, und aus dem gleichen Grund auch folgende nicht: denkste, futtern, quatschen, sabbern, Sause, Tussi. Sie galten in Deutschland als «salopp», verloren aber beim Export diese Einstufung. Einige VWB-Autoren vermuten in einem Fachaufsatz, dies sei so, weil «vielen Sprachteilhabern in den kleineren Zentren Deutschland immer noch als sprachliches Vorbild gilt». Egal, wie gut uns solche Importe gefallen, können wir uns immerhin freuen, dass auch Wörter in umgekehrter Richtung wandern; so verzeichnet das Wörterbuch nun, dass es auch ein Stück weit ennet der Grenze heißen kann: Abendverkauf, CD-Taufe, Offenausschank, zu reden geben. Etliche ehemalige Helvetismen sind gar keine mehr, weil sie gemeindeutsch geworden sind, so: degustieren, Gondelbahn, Schuldenbremse, Urnengang.

Der genaueren Erfassung ist im VWB auch «abverheien» zum Opfer gefallen – ein Eintrag, der von Anfang an «abverheit» war. So etwas kann in einem fast tausendseitigen (und gut 100 Franken teuren) Werk passieren. Für den Hausgebrauch ist man hierzulande mit dem zehnmal dünneren und billigeren Duden «Schweizerhochdeutsch» gut bedient. Weil «abverheien» nie drinstand, wird man auch nicht dazu verführt, es zu schreiben.

186: «Der Bund», 3. 2. 2017

## Spucken und Würgen mit «Woodvetia»

Da verschlug es mir gleich doppelt die Sprache. Beim ersten Mal erholte ich mich rasch: Leicht erklärbar war, dass aus der SVP lobende Worte kamen für die Zusage des Bundes, Steuergelder für eine Werbekampagne auszugeben. Schliesslich ging es um den Absatz von Schweizer Holz, und an «Hölzigen», die das gut finden, mangelt es in jener sparbeflissenen Partei eben nicht. Aber dass der Aufruf zum patriotischen Holzkonsum «Woodvetia» heissen soll, ist schon ein dickes Brett zum Bohren.

Die lateinische Helvetia ist längst eingebürgert, denn es gehört zur gemeinsamen Geschichte, dass Latein hierzulande Bildungs- und Herrschaftssprache war. Muss nun wirklich die globale Konsumsprache Englisch von Amtes wegen in den gleichen Rang erhoben werden, und erst noch in einem Wortbastard mit Latein verkuppelt? Oder, um in der Branche zu bleiben, zu Sperrholz verleimt? So vermeidet man den politischen Fauxpas, eine einzelne Landessprache zu bevorzugen, und den werbetechnischen, die Kampagne unter verschiedenen Namen laufen zu lassen. Dafür vergreift man sich an der Sprache.

Menschen als Bastarde zu verunglimpfen, hat sich unsere Kultur zum Glück längst abgewöhnt, und bei Hundemischlingen meint man das Wort meist liebevoll. Indes, bei Mischwörtern hört für mich der Spass auf. Nichts gegen – mit Bedacht verwendete – Fremdwörter, aber als Einsprengsel in anderen Wörtern sind sie ungeniessbar, oft auch unaussprechlich. Wer schafft es schon, bei «Woodvetia» vom englischen w (also etwa u-u) rechtzeitig umzuschalten aufs deutsch-lateinische v (gepflegt wie w auszusprechen, nicht wie f)? Vielleicht jemand mit Sägemehl im Mund, und um den hölzernen Ausdruck zu goutieren, braucht's ein Brett vor dem Kopf.

Bei der Suche nach weiteren Beispielen hilft ein Programm zur Berner Museumsnacht. In der Universitätsbibliothek gibt's dann

«Spoken Wörgeli» zu hören. Dass die literarische Kunstform des gesprochenen Worts, wenn es scheinbar spontan daherkommt, «Spoken Word» heissen soll – sei's drum, Künstler dürfen ja alles. Und kommt ein Schwyzerörgeli dazu, bietet sich natürlich der Kalauer «Wörgeli» an. Er ist, wahrscheinlich ohne Absicht, ein Doppelkalauer, denn es ist eine rechte Würgerei, den Wortanfang englisch auszusprechen, aber nur gerade den. «Wörgeli» ist also selber eins, und «Woodvetia» noch so eins. Dagegen wirkt «Oil of Emmental» (für Brennholz) flüssig und fast witzig.

Die Landessprachen mit Englisch zu überwölben, versuchen manche Bundesämter sogar beim eigenen Namen oder bei ihrer Tätigkeit. So nennt sich jenes für Landestopografie, in jeder Sprachregion gleichermaßen fremdartig, «Swisstopo». Dürfen wir beim Reden den zweiten Teil je nach Gegend unterschiedlich abwandeln, oder haben wir so etwas wie «tapo-u» zu sagen? Und können wir uns ungetrübt freuen, wenn einheimisches Kunstschaffen mit dem «Swiss Art Award» ausgezeichnet wird? Da ist mir sogar das Bundesamt für Rüstung lieber, das mit «Armasuisse» wagt, in seinem Kurznamen dem Französischen den Vorrang zu geben. Und noch lieber ist mir, trotz Grossbuchstaben im Wortinnern, die Vielfalt von MeteoSchweiz: Das Bundesamt verwendet in jeder Landessprache den jeweiligen Namen.

Swissbau, Swissberg, Swissquell, Swissverlag – das Markenregister zählt hochgerechnet gegen hundert solcher Kombinationen. Wahrscheinlich wird dabei kaum einmal «Swiss» noch englisch ausgesprochen. Beim Schritt vom Fremd- zum Lehnwort passen sich die Aussprache und oft auch die Schreibweise an. Hier wäre «Sewiss» am Platz, denn deutsche Wurzeln mit «sw» gibt's nur im Niederdeutschen. Auch «Woodvetia» kommt gut ohne englisches W aus, und um Mundverrenkungen vorzubeugen, sollte man «Wudvetia» schreiben, oder gar «Wudwehzia». Da sind wir ganz schön auf den Holzweg geraten.

187: «Der Bund», 17. 2. 2017

## Nichts für Idioten: Idiotikon & Idioticon

Das Wort «Idiot» hat im «Schweizerischen Idiotikon» keinen eigenen Eintrag – sonst sähe man gleich, dass es mit dem Namen dieses «Wörterbuchs der schweizerdeutschen Sprache» nur sehr indirekt etwas zu tun hat. Altgriechisch «idios» heisst eigen(tümlich); der «Idiotes» war ein Privatmann und in den Augen hochnäsiger Fachleute eben ein Stümper. Das Idiotikon aber erfasst Eigenheiten des deutschen Wortschatzes und -gebrauchs in der Schweiz. «Idiot» fehlt nicht etwa, weil es diese Spezies hierzulande nicht gäbe, sondern nur, weil das Wort keine vom allgemeinen deutschen Sprachgebrauch abweichende Verwendung findet. Es wird im Wörterbuch für Definitionen herangezogen, so für «Tubel» und «Tschummel/Tschumpel».

Finden kann man das leicht, da das Idiotikon auch im Internet zugänglich ist und verschiedene Suchfunktionen umfasst. An diese hat man sich schneller gewöhnt als an das eigene, ja eigentümliche, aber sinnvolle System der alphabetischen Einordnung nach Wurzelsilben im gedruckten Werk. Der erste Band erschien 1881, und die Pioniere glaubten, vier Bände reichten für die Auswertung der damals beigezogenen Bücher sowie der eigens eingeleiteten Sammlung von Dialektwörtern.

Gut Ding will aber Weile haben, und so ist man erst seit 2015 daran, den nunmehr 17. und letzten Band «Z» zu veröffentlichen. Bisher sind davon drei Teilhefte mit zusammen 384 Spalten Text erschienen; fertig soll das Werk mit über 150 000 Stichwörtern Mitte der Zwanzigerjahre sein. Die einzelnen Hefte kosten je 33 Franken und werden im Schwabe-Verlag Basel publiziert; mit einiger Verzögerung kommen sie auch ins Internet. Wenn alles fertig ist, wird man wieder vorne anfangen können, denn von Band zu Band sind immer wieder weitere Quellen und neuere Wörter und Verwendungen einbezogen worden.



Das jüngste Heft reicht von «Un-Zucht bis An-zeigung». Die Reihenfolge ist nicht etwa dem logischen Ablauf der Vorgänge geschuldet, sondern eben dem kunstvollen System der Einordnung. Auch dieses Heft lässt erkennen, dass weder die Zeit noch die Idiotikon-Redaktion stehengeblieben sind: Es enthält «Zoff» ebenso wie «Zofi», Ringgis Dackel aus dem Kinderbuch, und auch «Zivi». Als Beleg für die Kurzform von «Zivildienstleistender» ist eine Internet-Annonce angeführt. Für «Un-Züchtler» wird gar eine Aufzeichnung von Basler Polizeigesprächen zitiert.

Die ganze Fülle der erfassten Jahrhunderte wird gut in den 24 Seiten ersichtlich, die dem «Zedel» samt Zusammensetzungen gelten: vom «Memorial-Z.» (1431, ein «Dänk-Z.» im wörtlichen Sinn) bis zum heutigen «Kasse-Z.». Auch der «Fasnachts-Z.» fehlt nicht. In einem Basler Vorläufer des Idiotikons aber, dem «Idioticon Rauracum», sind Bezüge auf die Fasnacht selten. Vielleicht deshalb, weil das närrische Treiben durch allerhand Verbote stark eingeschränkt war, als der Professor Johann Jakob Spreng (1699–1768) sein «Baselisches Wörterbuch» zusammentrug.

Gedruckt wurde erst gut hundert Jahre später ein kleiner Teil davon; als Ganzes erschien es 2014 ebenfalls bei [Schwabe](#). Die Mühe, gegen 4000 handschriftliche [Zettel](#) abzutippen, hatte sich nach seiner Pensionierung Heinrich Löffler genommen, auch er ein Basler Professor. Nun hat er sich mit freiwilligen Mitarbeitern daran gemacht, einen noch weit grösseren Schatz aus Sprengs Nachlass zu heben: 93 000 Zettel des «Allgemeinen Deutschen Glossariums», von dem noch gar nichts veröffentlicht ist – ausser einigen Seiten Probedruck zu Sprengs Lebzeiten. Hätte damals die Einladung zur Subskription Erfolg gehabt, der Sprachforscher stünde heute als ebenbürtiger Vorgänger an der Seite der Brüder Grimm. Ein Stück Nachruhm wird er gewinnen, wenn die Publikation vorliegt (vgl. «Sprachlupe» [219](#)). Verdientermassen, denn Spreng war nicht nur ein «Idiotes».

188: «Der Bund», 3. 3. 2017

## Sprache in Zeiten des Populismus

Ob Brexit, Trumps Wahl oder andere Erfolge von Politikern, die sich aufs Volk berufen und simple Töne anschlagen: Die Erklärung, hier walte Populismus, ist rasch zur Hand. Was aber ist Populismus? Er ist laut dem Duden «opportunistische Politik, die die Gunst der Massen zu gewinnen sucht», und das Duden-Universalwörterbuch fügt bei, er sei «volksnah, oft demagogisch», und greife zur «Dramatisierung der politischen Lage». Der Opportunismus wiederum wird als «prinzipienloses Anpassen an die jeweilige Lage» erklärt.

Ist Populismus also eine reine Technik zum Machtgewinn, ohne eigenes Programm? So meint man es wohl, wenn man feststellt, es gebe sowohl Rechts- als auch Linkspopulismus. «Das einfache Volk wird gegen ‹die da oben› in Stellung gebracht, und zwar von links wie rechts gleichermaßen», schreibt [«Welt»-Chefredaktor Ulf Poschardt](#). Man könnte meinen, er habe auch das jüngste Schweizer Abstimmungsbüchlein gelesen: «Ein paar Konzerne machen mit diesen Steuertricks Milliarden. Aber die Rechnung bezahlen wir alle.» Mit diesen Tönen hatte das Referendumskomitee Erfolg, auch wenn sonst weltweit derzeit eher Rechtspopulismus Auftrieb hat. «Dass (sic!) Schlimme am Populismus ist nicht sein Hang zum Vereinfachen, (...) sondern die mangelnde Befähigung, die eigene Position zu relativieren», meint Poschardt.

Während die «Machttechnik» des Terrorismus im Namen beliebiger Prinzipien wütet, ist der Populismus nicht gänzlich prinzipienlos: Er muss schon etwas mit dem Volk zu tun haben. Seinen politischen Einstand gab er im späten 19. Jahrhundert in den USA mit der People's Party, die im Namen des einfachen (ländlichen) Volks gegen Grossparteien sowie Grosskapital antrat und die Bezeichnung «populist» auch selber verwendete. Es ging also damals im Schmelztiigel Amerika um die soziale Schichtung,

nicht um eine mit der Herkunft verbundene Zugehörigkeit zum Volk.

Das ist beim Rechtspopulismus anders: In den USA ist unverkennbar, dass Trump vor allem an Weisse appelliert, die ihren Besitzanspruch aufs Land durch Mexikaner, Muslime und andere Eindringlinge bedroht sehen. Auch in Europa geben sich Leute wie Le Pen, Farage, Wilders, Petry, Orban oder Kaczynski als Verteidiger der Alteingesessenen in ihren Ländern. Zum Volk, in dessen Namen sie auftreten wollen, gehört man durch Herkunft oder allenfalls durch vollständige Assimilation.

Über die Sprache solcher Populisten schreibt der österreichische Philosoph [Paul Sailer-Wlasits in «The European»](#): «Die durch Totalitarismen des Zwanzigsten Jahrhunderts beschädigten Sprachkerne bleiben aktiv. (...) Restbestände von ethnisch herabwürdigendem Vokabular (...) leben wieder auf. Die populistische Unsprache erscheint für viele verlockend, da sie der Reduktion huldigt und die Komplexität der Welt so lange reduziert, bis einfachste Brachiallösungen plausibel erscheinen. Nur solange die Simplifikation erklärenden Charakter besitzt, ist sie politisch zu rechtfertigen. Sobald jedoch die Vernunft zum Knecht der Gefühle wird, findet die Hassrede ihren fruchtbaren Boden.»

Die Abgrenzung zwischen «uns» und den andern ist der Kern solcher Politik von «identitären» Bewegungen. Sie ist nicht zu verwechseln mit «Identitätspolitik». Diese kommt von der liberalen Seite der USA und meint gerade das Miteinander, ohne dass Identitäten verdrängt werden müssen, die von der Mehrheit abweichen. Es handelt sich dabei meistens um die Herkunft oder die sexuelle Orientierung. Den US-Demokraten wurde nach Trumps Sieg vorgeworfen, auch aus den eigenen Reihen, sich zu stark um die Anerkennung solcher Identitäten gekümmert zu haben statt «ums Volk». Dies darf aber nicht als Gegensatz gesehen werden: Es geht ja gerade darum, dass alle zum Volk gehören, sich von ihm aber auch nicht absondern sollen.

189: «Der Bund», 17. 3. 2017

## Den Sack besteuern und den Esel meinen

Und wieder ruft die Steuerpflicht. Sie hat eine Leserin, die «steuerbare Beträge» angeben soll, zur Frage veranlasst: «Sollte es nicht heissen <steuerpflichtig?>» Nein, das sollte es nicht: Wir müssen zwar auf diese Beträge zurückgreifen, um unsere Steuerpflicht zu erfüllen, doch die Pflicht lastet auf uns, nicht auf den Beträgen. Aber sind sie wirklich steuerbar? Für findige Steuerzahler gewiss: Die können steuern, für welche Beträge sie steuerpflichtig sein wollen. Aber so, im Sinn von lenkbar, ist das Wort hier leider nicht gemeint. Eigenschaftswörter auf «-bar» bedeuten zwar oft, dass man mit dem, was sie beschreiben, etwas tun kann: trinkbare Flüssigkeit trinken, essbare Früchte essen, lenkbare Drachen lenken. Die fraglichen Beträge aber sollen nicht gesteuert, sondern besteuert werden; sie wären also streng genommen «besteuerbar».

Nur: So «heisst es» nun einmal nicht. Wörter haben nicht immer jene Bedeutung, die aus Gesetzmässigkeiten der Sprachentwicklung hergeleitet werden kann, sondern oft eine abweichende, die ihnen der allgemeine Sprachgebrauch verliehen hat. Und so hat ein Steueramt auch eine gewisse Macht, die Sprache zu steuern. Protest gegen die Steuerlast gibt es zwar immer wieder, aber mit ihrem Einwand gegen «steuerbar» wird die Leserin wohl keine sprachmächtige Grundwelle auslösen. Das Wort lässt sich auf anderem Weg sogar direkt aus der Sprachentwicklung herleiten: Ursprünglich hat «-bar» mit Tragen zu tun: Der fruchtbare Baum trägt Früchte. Und aus der Sicht des Steuervogts tragen die Beträge gewiss Steuern. Aber so viel hat er sich bei «steuerbar» wohl nicht gedacht.

Weiter hat die sprachbewusste Steuerpflichtige gelesen, «dass Schulden abziehbar sind», und sie fragt: «Sollte es nicht heissen <abziehbar?>» Das gefällt mir auch besser, aber damit ist nicht gesagt, dass «abziehbar» falsch ist. Auf «-fähig» enden nicht

nur Adjektive für jemanden mit einer Fähigkeit (etwa «urteilsfähig»), sondern auch solche für etwas oder jemanden, mit dem man etwas tun kann: Streichfähig ist nicht der Maler, sondern (hoffentlich) die Farbe. Für manche Wörter gelten beide Lesarten, so für «manövrierfähig». Dazu schreibt Duden.de: «Adjektiv – fähig, Manöver auszuführen, manövriert zu werden».

Desgleichen müsste man wohl sagen, dass ein Abziehbildchen selber abziehfähig ist, aber nicht nur: Auch das kleine Kind, dem das Abziehen des Bildchens gelungen ist, könnte man als abziehfähig bezeichnen. Nur versteht kaum jemand auf Anhieb, was ein abziehfähiges Kind ist. Eher denkt man dabei an den Kinderabzug bei den Steuern, aber deswegen ein Kind abziehfähig zu nennen, wäre doch arg lieblos.

Ist die Steuerpflicht erfüllt, hat man keineswegs ein Jahr Ruhe: Unablässig drückt die Gebührenpflicht für Abfälle. Ich habe zwar einen eleganten Weg gefunden, sie zu umgehen, aber ich habe ihn noch nie ausprobiert. Steht auf einem Container «nur gebührenpflichtige Säcke», so verstößt man nicht gegen dieses Gebot, wenn man einen x-beliebigen Sack hineinwirft. Denn offensichtlich erhebt hier die Gemeinde für jeden Sack, den die Kehrichtabfuhr mitnehmen soll, eine Gebühr. Also sind alle Säcke gebührenpflichtig; andere Säcke gibt's gar nicht.

Trotz einwandfreier Logik würde wahrscheinlich kein Gericht in Bern, Lausanne oder Strassburg die sprachliche Spitzfindigkeit gelten lassen. Denn auch in diesem Fall hat sich der amtliche Sprachgebrauch durchgesetzt: Mit «gebührenpflichtigen Säcken» sind solche gemeint, für die die Gebührenpflicht bereits erfüllt worden ist. Sie sind quasi frankiert. Und natürlich ist diese Frankatur nicht die Pflicht des Sacks, sondern jene des Esels, der ihn zum Container trägt. Die seltsame Bezeichnung ist auch einem Leser aufgefallen. Er schlägt die Kurzformel «Gebührensäcke» vor. Sein Wort in Amtes Ohr!

190: «Der Bund», 31. 3. 2017

## «Deutsche Stilkunst», erstattete Raubkunst

Raubkunst kann nicht nur in Sammlungen hängen, sie kann auch zwischen Buchdeckeln stecken, und in beiden Fällen braucht es Provenienzforschung, um das festzustellen. Die gedruckte Kunst, um die es hier geht, heisst auch so: «Deutsche Stilkunst» nannte Eduard Engel sein Hauptwerk, das er von 1911 bis 1931 in 31 Auflagen veröffentlichte. 1938 starb er 87-jährig; er hatte noch ein Publikationsverbot erdulden müssen, weil er jüdischer Herkunft war. Erspart blieb ihm, mitanzusehen, wie 1943 der regime-treue Ludwig Reiners eine nachgebildete «Deutsche Stilkunde» publizierte. Ohne «Deutsche» im Titel wurde sie nach dem Krieg bis 2004 stets wieder neu aufgelegt und erwarb den Ruf eines Standardwerks.

In den letzten Jahren haben verschiedene Publikationen, darunter eine Dissertation, nachgewiesen, dass Reiners wesentliche Teile und sogar Fehler von Engel übernommen hatte, ohne seine Hauptquelle auch nur zu erwähnen. Der Schweizer Sprachkundler Stefan Stirnemann bemühte sich unermüdlich darum, diese Umstände einem breiteren Publikum bekanntzumachen, und er konnte an einer Art Rückgabe der Raubkunst mitwirken: Letztes Jahr hat [Die Andere Bibliothek](#) (Gründer Hans Magnus Enzensberger) die 31. Auflage der «Deutschen Stilkunst» neu herausgegeben, mit einem ausführlichen, einfühlsamen, aber nicht unkritischen Vorwort von Stirnemann. [30. Aufl. neu 2018: [Persephone](#)]

Engel, im Hauptberuf Stenograph im Reichstag, war ein Kenner der Literatur der grossen westeuropäischen Kultursprachen und publizierte auch darüber; chauvinistische Verachtung für andere lag ihm fern. Und doch ging ihm nichts über deutsche Sprache und Literatur, jedenfalls die in seinen Augen gute. Die fand er vor allem bei den Klassikern Goethe, Schiller und Lessing, aber auch etwa bei Heine oder Keller. Mit zahllosen Beispielen zeigte er, was auch Schreibende ohne literarischen Ehrgeiz von ihnen ler-

nen können: sorgfältige Wortwahl, Klarheit im Auf- und Satzbau, so einfache Darstellung, wie es der Gegenstand nur zulässt.

Im Grunde hielt Engel guten Stil nicht für lehr- und lernbar: Jeder müsse seinen eigenen finden und vor allem den Einfluss schlechter Vorbilder meiden. Solchen räumt er wohl noch mehr Platz ein als den guten, und die meisten Verfasser kennt heute kaum noch jemand. Seine Leitlinien sind die Zweckmässigkeit des Schreibens und die Rücksicht auf die Leserschaft: Nur die Sache, nicht der Text an sich soll Anstrengung verlangen. Oft empfiehlt der Stilkundler das goldene Mittelmass, etwa beim Einsatz von Bildern oder bei der Länge. Sein Hauptwerk umfasst allerdings in der Neuauflage gut 900 Seiten.

Geradezu verbissen bekämpfte Engel die «Fremdwörterei» und liess nur gerade längst als Lehnwörter eingebürgerte Wörter wie «Prosa» gelten. Noch mehr als die Fremdwörter selber war ihm ihr Gebrauch in der deutschen Wissenschaftssprache seiner Zeit ein Dorn im Auge: Vernebelung und Eindruckschinden warf er ihr vor. Um Fremdwörter gar nicht erst aufkommen zu lassen, hatte er sich selber beigebracht, stets «Deutsch zu denken». «Deutsch» schrieb er in der letzten Auflage immer gross, auch wenn er es als «Beiwort» (Adjektiv) verwendete – dabei legte er sonst durchaus Wert darauf, dass die Regeln eingehalten würden, nur wollte er nicht «schulmeisterlich» sein.

Sein inbrünstiges Deutschtum hat ihn vor der Verfemung und Beraubung durch die Nazis nicht bewahrt. Nun ist sein «Lebensbuch», wie er es nannte, wenigstens wieder greifbar; eher als Kostbarkeit für Bücher- und Sprachfreunde denn als stilbildendes Volksbuch; dazu ist es zu weitschweifig und unserer Zeit zu weit entrückt. Engel hat nie sein Werk zur lehrbuchmässigen «Stilfibel» gerafft. Jene von Reiners aber ist bei C. H. Beck noch erhältlich [2020 nicht mehr]. Dagegen steht auf der Verlagswebsite bei der «Stilkunde» des 1957 gestorbenen Nachahmers «vergriffen, kein Neudruck». Letztes Jahr [2016] war noch einer angekündigt.

191: «Der Bund», 21. 4. 2017

## Wenn die Alp ruft: «klasse.heirat.kinn»

«presse süssee getränke»: Wenn Deutschlernende diese Inschrift an einem hellblauen Häuschen sehen, freuen sie sich darauf, dass dort jemand für sie ein süssee Getränk presst oder dass sie das sogar selber tun dürfen. Das e am Schluss, so wissen sie vielleicht schon, ist poetisch. Aber sie werden bitter enttäuscht: Die vermeintliche Einladung, durch werbetechnische Kleinschreibung verfremdet, entpuppt sich als Sortimentsliste des Kiosks. Und die Getränke, süssee oder nicht, kommen allesamt aus der Abfüllerei.

Immerhin: Die drei Wörter taugen als Blickfang, und sie führen einen auf den richtigen Weg, wenn man nicht allzu wählerisch ist. Was aber soll man mit «klasse.heirat.kinn» anfangen? Sofort hinlaufen, weil eine klasse Heirat winkt, Kinn inbegriffen? Wer es versucht, gerät ordentlich ins Schwitzen und braucht eine enorme Portion Glück, um die Liebe seines Lebens zu finden. Denn hinter den drei Wörtern verbirgt sich ein Ortungssystem, das in diesem Fall auf eine Alp im Tessin führt. Es reicht, die drei Wörter samt Punkten dazwischen ins Suchfenster der Online-Landeskarte ([map.geo.admin.ch](http://map.geo.admin.ch)) einzugeben, und schon wird der Punkt auf der Karte eingeblendet.

Was geht hier vor? Es kommt noch besser: Gleich neben dem Punkt steht die Kartensignatur für einen «abgelegenen Gasthof», und klickt man sie mit der rechten Maustaste an, so tut sich ein Fensterchen auf mit vielen, vielen Zahlen und «auffallen.koch.bedeutenden». Doch wer sich schon wieder auf Erlaubung freut, wird noch bitterer enttäuscht: Es gibt da keinerlei Bewirtung, jedenfalls schon lange nicht mehr, erst recht keine Gault-Millau-Punkte. Dafür gleich daneben «hochhaus.tanzbar.pilotprojekt» – das hat dort gerade noch gefehlt! Einen Schritt weiter: «dauerhafter.konsequenzen.gefälscht» – ist das Projekt gemeint?

Neben den Wörtern steht im Kartenfenster des Rätsels Lösung: [what3words.com](http://what3words.com). Das ist eine geniale Website, die jedem Punkt



auf dem Globus eine Kombination dreier Wörter zuweist. Genauer gesagt: jedem Quadrat von drei mal drei Metern. Das ist präzise genug, dass es mit dem Rendez-vous klappen sollte – oder auch mit der Notrettung. Denn what3words gibt's als App fürs Mobiltelefon ebenfalls, und wer das mit knapper Not noch bedienen kann, ist eher imstande, wird anstelle langer Koordinatenzahlen lieber drei Wörter durchgeben. Das System «spricht» derzeit 15 Sprachen mit je eigenen Kombinationen, nicht etwa Übersetzungen. «klasse.heirat.kinn» heisst auf Italienisch: «bussato.alato.stufo». Die Fortsetzung des Rendez-vous ist also «geklopft.beflügelt.gelangweilt». Wer das wiederum auf Deutsch sucht, wird u. a. nach «geknüpft.beflügelt.langweilig» in Kroatien verwiesen.

Passend dazu gibt's auf der Alp auch den Punkt «schilderung.auswandern.knoten». Wer doch noch bleiben möchte, kann sich über «wundervoll.fehlenden.reichende» freuen, Picknick statt Bewirtung. Und dazu «blaumeise.hübsch.überhaupt». Was will man mehr? Es ist zwar schade, während einer Wanderung auf dem Handy herumzuklicken, und vielleicht ist der Akku zur Strafe gerade dann leer, wenn man auf what3words angewiesen wäre. Aber es beflügelt die Fantasie ungemein, sich die drei Wörter eines Fleckens Erde anzeigen zu lassen und sich dazu eine Geschichte auszudenken. Man kann es ja auch später im stillen Kämmerlein tun.

Ein Wort sagt hier mehr als viele Zahlen, statt drei Wörtern braucht man für einen Punkt mindestens ein Dutzend Ziffern. Und nebenbei wird einem auf wundersame Weise klar, dass Wörter ganz verschiedene Bedeutungen haben können, je nach dem Zusammenhang, in dem sie auftreten. Wer von der «Bund»-Redaktion redet, denkt vielleicht an hartnäckige Recherchen, gestresste Berufsleute oder gepflegte Zeitungssprache. Aber in der Kartenwelt gilt: «allein.melodien.sterne». Das muss wohl auf dem Dach sein.

PS. «presse.süßes.getränke» lohnt sich bei [what3words.com](http://what3words.com).

192: «Der Bund», 5. 5. 2017

## Das deutsche Credo des Pfarrers Blocher

«Die drei Leben des Pastors Blocher», beschrieben in einem gut vierhundertseitigen Buch von Artur K. Vogel und Bernard Reist (Ed. [Monographic](#), Sitten), würden auch in gerafftester Form diese Kolumne sprengen. Sie springt daher über das erste Leben als Pfarrer bei der Fremdenlegion in Algerien und das zweite in der protestantischen Walliser Diaspora hinweg direkt zum dritten. Denn als Blocher Spitalpfarrer in Zürich war (1905–1942), diente er dem Deutschschweizerischen Sprachverein zunächst als Schriftführer, dann bis zu seinem Tod als Obmann. Aus den «Mitteilungen» des Vereins, in denen er viel schrieb, ist die Zeitschrift «Sprachspiegel» hervorgegangen, die es immer noch gibt.

Die Buchautoren (ehemals Chefs der «Bund»-Redaktion bzw. der SDA) räumen in ihrem separat auf Deutsch und auf Französisch erschienenen «historischen Roman» dem sprachpolitischen Leben nur einen Randplatz ein. Blocher folgte der Linie, die sich der Verein bei seiner Gründung 1904 gesetzt hatte: «Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken, das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewusstsein kräftigen und der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden zu ihrem Recht verhelfen». Das war so kämpferisch, ja «völkisch» gemeint, wie es tönt: Der Verein glaubte auf der deutschen Seite der Sprachgrenze gegen die «Verwelschung» antreten zu müssen, setzte sich umgekehrt aber auch für deutsche Schulen im Berner Jura ein.

Der Ton, den Blocher – besonders deutlich ausserhalb des Sprachvereins – anschlug, befremdet heute. Im Ersten Weltkrieg tritt er für «unsere Sprachgenossen im Reich» ein, denen in der weltschen Presse «gehässigste französische Verleumdungen» entgegenschlugen. Nach dem Krieg kritisiert er nicht nur den Versailler Frieden, sondern auch den Völkerbund, welcher der «empörenden Unterdrückung unserer Muttersprache» diene. In der Schweiz hat für ihn «das deutsche Volkstum das entscheidende

Übergewicht» (1915). Noch deutlicher: «... ist der germanische Blutsteil der beste, den wir haben» (1923, zitiert nicht im hier besprochenen Buch, sondern in Christophe Büchis «Röstigraben», NZZ-Verlag 2000). Wenn er schreibt, «in der deutschen Schweiz nehmen die Bürger an den Gemeindeangelegenheiten grösseren Anteil» als in der welschen, dann klingt sein Enkel Christoph, der heutige Politiker, wie ein verstärkendes Echo: «Die Welschen hatten immer ein schwächeres Bewusstsein für die Schweiz» ([«Basler Zeitung», 12. 2. 2014](#)).

Anders als manche seiner Weggefährten äussert Eduard Blocher Abscheu vor dem «ganzen nationalsozialistischen Rassen- und Abstammungsrummel». Er trauert der deutschen «Schweizbegeisterung» nach, die schon wegen der «notwendigen Zurückhaltung» der Schweiz im Krieg gelitten habe. Umgekehrt «musste sich unser Widerspruch zum Widerstand verhärten», wegen der Ausfuhr des Nationalsozialismus nach Österreich. Die klaren Worte tragen ihm Kritik ein. Ein alter Weggefährte schreibt, wenn im neuen Krieg die Alliierten siegten, dann wäre die Arbeit des Sprachvereins umsonst gewesen, «denn dann wird die ganze Schweiz (...) gründlich «entdeutscht»».

Sie wurde es nicht, vor allem weil es niemand versuchte. Der «Sprachspiegel» nahm sich bei seiner Gründung 1945 zwar vor, «die Rechte der deutschen Sprache auf Schweizerboden (zu) wahren», konnte sich aber in der Folge auf sein Hauptziel konzentrieren, Mundart und Schriftsprache «im Gleichgewicht» zu pflegen. Der Trägerverein nahm «das gute Einvernehmen der Sprachgruppen» in seinen Zweckartikel auf und heisst seit 1994 Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache. Den verbissenen Sprachpurismus der Anfänge hat er hinter sich gelassen. Was die Buchautoren beim Mitbegründer Otto von Greyerz gefunden haben, würde heute nicht mehr gesagt, schon gar nicht so: «... dass die deutsche Schriftsprache nicht nur durch Fremdwörter verunreinigt werden kann, sondern auch durch die Mundart».

193: «Der Bund», 19. 5. 2017

## Dich, mein Digi-Tal, grüss ich 1000 X

Ausser in Zeitungstiteln ist mir das «Digi-Tal» noch nicht begegnet – dabei wäre es doch ein hübsches Motto für ein deutschsprachiges Gebiet, das dem kalifornischen Silicon Valley als elektronisches Nervenzentrum nacheifern möchte. Denn für alles, was mit Computern zu tun hat, hat sich «digital» als gebräuchlichstes Adjektiv durchgesetzt, nicht «elektronisch», «informatisch» oder gar «rechnergestützt». Der digitale Siegeszug in der Sprache ist weniger selbstverständlich, als er im Rückblick erscheinen mag, denn der lateinische «digitus», auf dem er beruht, ist schlicht und einfach ein Finger.

Vor seiner elektronischen Karriere machte der Finger auch schon eine botanische: Digitalis heisst der Fingerhut, je nach Dosis heilsam oder giftig. Das mag auch für die digitale Welt zutreffen, um die es hier geht. Ihre Bezeichnung beruht nicht auf dem Finger, der über Tastatur oder Bildschirm huscht, sondern auf jenem, mit dem man abzählt. Ein einziger reicht: gestreckt bedeutet 1, gebogen 0. Aufs Rechnerwesen übertragen: Strom oder kein Strom, es muss nicht einmal elektrischer sein; ich habe an Ausstellungen schon Wasser oder Druckluft rechnen gesehen.

Der kleine Unterschied, der «digital» zum zeitbeherrschenden Markenzeichen gemacht hat, ist jener zu «analog»: Rechner, bei denen es auf die Stärke des Stroms ankommt, nicht nur auf dessen Sein oder Nichtsein – solche analogen Rechner gibt oder gab es durchaus, nur haben sie sich als weniger vielseitig erwiesen. Und deshalb haben sie die Bezeichnung «analog» an die reale Welt abtreten müssen, die uns unsere Sinne als stufenlose Vielfalt darstellen. Teilchenphysiker sehen das zwar anders, aber für den Alltag reicht die «Analogie», und sie reicht auch für die Wiedergabe auf bekritzelttem Papier, in flimmernden Filmen und auf staubanfälligen Schallplatten. Schier alles andere ist heute «digital».

Deutsche Sprachwissenschaftler haben eine Liste angelegt und darüber in der Zeitschrift [«Sprachnachrichten»](#) (1/2017, S. 31) berichtet; sie haben «mehr als 1500 verschiedene Auftritte in den deutschen Medien der letzten Monate» gezählt. Digital waren u. a. Dämmer Schlaf, Demenz, Dreckschleuder, Menschwerdung, Flüchtlingsgipfel, Kleinstaaterei, Staubsauger. Mit digitaler Hilfe, mit klug programmierter Auswertung von Mediendatenbanken, wüchse die Liste wohl bis in den fünfstelligen Bereich.

Aber nur schon die analoge Suche, von blossem Auge in gedruckten Zeitungen, ergibt in kurzer Zeit allerhand Belege dafür, dass das Digitale vor nichts haltmacht. Es gibt sogar die «digitale Realität»: Mit ihr müssen sich Kulturschaffende abfinden, wenn sie ihr Wirken in die analoge Welt hinaustragen wollen. Dafür bekommen sie auf manchen Berner Bühnen eine «digitale Spielwiese». Ihnen und allen anderen Leuten droht oder winkt die «digitale Identitätslösung»; dass auch Räume, Revolutionen, Zeitalter digital sein können, versteht sich schon von selbst. Überraschender ist, wo das «digitale Eldorado» zu finden sei: in Kamerun, in einem örtlichen Digi-Tal eben.

Die digitale Menschwerdung indessen wird erst digital sichtbar: Die Einladung auf dem Telefonschirm, Zeitungsartikel ebendort anzuschauen, ist öfters von einem «digitalen Blattmacher» unterzeichnet. Nun haben elektronische Roboter zwar auch schon beim Verfassen und Gestalten von Nachrichtenblättern ihre Finger im Spiel, aber der unterzeichnende Chef scheint immerhin aus Fleisch und Blut zu sein, verbal von seinem Metier infiziert. Vielleicht ist er ja auch ein randloser Brillenträger, von seiner Sehhilfe angesteckt, oder gar ein vierstöckiger Hausbesitzer, von seinem Eigentum gezeichnet. Im Lese-Angebot gab's eine «digitale Unabhängigkeitserklärung». Die liegt auch auf Papier vor, der Titel ist nur schlecht übersetzt, denn die Erklärung gilt der Unabhängigkeit des digitalen Raums. Die wird von «müden Riesen aus Fleisch und Stahl» bedroht, von den analogen Regierungen.

194: «Der Bund», 2. 6. 2017

## Die pherräterischen Pheler der Phisher

Das fängt ja gut an: «Sie wurden als Gewinner für die Nutzung von Google-Services ausgewählt, ...» Aber es geht weniger gut weiter: «... die an diese E-Mail angehängt ist, ist unser offizieller Benachrichtigungsschreiben für Ihre Durchsicht.» Spätestens jetzt merkt, wer halbwegs Deutsch kann, dass mit diesem E-Mail etwas nicht stimmt. Oder auch hier: «Ihre e-Mail wurde ausgewählt und hat 1'650'000 Euros, die bei ONU Office in Ihrem Namen registriert und versichert ist. Um mehr Informationen zu erhalten, wie man Ihr Geld beansprucht, wenden Sie sich bitte an ...» oder: «Bitte setzten sie sich dafuer mit unserer Deutsch Sprachigen Rechtsanwaelt in Verbindung.»

Auch wer keinen grossen Wert auf Grammatik und Rechtschreibung legt, wird zugeben müssen, dass es hier nützlich ist, richtig und falsch unterscheiden zu können. Denn dann blinken bei der Lektüre Warnlichter, und man wird stutzig, bevor man in Versuchung gerät. Nämlich das zu tun, was die Absender möchten: die Verbindung anzuklicken, hinter der angeblich ein Gewinn winkt. Tut man es doch, und hat man Pech, so hat der eigene Computer damit bereits einen Virus eingefangen, der früher oder später Unheil anrichten wird.

Hat man Glück, so kann man immer noch den nächsten Schritt verweigern, etwa die Angabe einer Bankverbindung, womöglich samt Passwort, oder eine Anzahlung für die Formalitäten, die leider vor dem Empfang des Geldsegens nötig sind. Die Aufforderung, Anmeldedaten und Passwörter preiszugeben, heisst mit einer köstlichen englischen Wortschöpfung «phishing» – ein Fischen, mit dem etwas nicht stimmt. Ein anderer derzeit grassierender Trick ist, dass das Anklicken des Links die Verschlüsselung des Computerspeichers auslöst, gefolgt von Lösegeldforderungen.

Nicht immer verraten sich die Täter durch läppisches Deutsch aus dem Übersetzungsautomaten. So bildete die «SonntagsZeitung»

neulich einen eidgenössisch offiziell aussehenden Brief ab, der bloss einige Kommafehler enthielt, wie man sie leider heutzutage von Amtsstellen erwarten muss. Ein Arzt, der darin ein Schaltfeld anklickte, schleppte damit einen Virus in die Spitalcomputer ein. Stutzig hätte ihn ein unbeholfener Satz machen können, dessen Schluss auf dem Schaltfeld einfach wiederholt wurde: «Sie ihre Gerichtsverhandlung». Verräterisch war auch die Absenderadresse, laut welcher die «Bundespolizei der Schweiz» über einen britischen Dienst korrespondiert, der erst noch «spyglasstrading» heisst, (Spionage-)Fernrohrhandel. Aber wer achtet schon, vielleicht nach einer strengen Nachtschicht, auf solche Details?

So könnte man auch übersehen, dass sich der Absender des eingangs zitierten Mails als «Offizier» von Google Australien ausgibt. Oder dass ein wie echt aufgemachter Brief eines Internet-Zahlungsdiensts nicht an jene Mail-Adresse gerichtet ist, unter welcher der Empfänger sein Konto führt. Und dass der Link (anschauen statt anklicken!) nicht zu diesem Dienst führt, sondern zu einer Kauderwelsch-Adresse. Wer das übersieht, dem würden in diesem Fall auch perfekte Deutschkenntnisse nichts nützen: Der Brief, der vor angeblich drohender Kontosperrung warnt, ist fehlerfrei abgefasst.

Muss ich nun befürchten, der Internet-Kriminalität Vorschub zu leisten, weil ich ausgerechnet jenen Kreisen zu makellosem Deutsch rate? Ich kann nur hoffen, dass sie die «Sprachlupe» nicht lesen und auch keine meiner Berufskollegen anstellen, um ihren Aussendungen den letzten Schliff zu verpassen. Das wäre freilich noch keine Garantie, dass die Lockbriefe fehlerfrei daherkommen. Oder eben «daher kommen», wie ein Kollege in der (echten) Einladung schrieb, bei seiner Video-Kolumne mitzumachen. Fein, da braucht man nichts zu schreiben, und er will «jede Woche einen freien Journalist ... zu Wort kommen lassen». Das wird den freien Journalisten aber freuen!

195: «Der Bund», 15. 6. 2017

## So hat Luther das Übersetzen reformiert

Dass Martin Luther den Anstoss – und einiges mehr – zur Reformation gegeben hat, ist wohlbekannt; dass er die Bibel übersetzt hat, ebenfalls. Er reformierte aber auch das Übersetzen. Frühere Übersetzer hatten sich eng an die (meist biblischen und meist lateinischen) Vorlagen gehalten, zuweilen die Wortstellung ans Deutsche angepasst, aber kaum den Wortlaut – nur schon, um nicht den Zorn der Kirche auf sich zu ziehen. Darum kümmerte sich Luther nicht, im Gegenteil: Auch das lateinnahe Übersetzen warf er den Papsttreuen vor, die er gern als Esel bezeichnete, wie im [«Sendbrief von Dolmetscheñ vnd Fürbit der heiligenn»](#).

Man müsse, hält er den «Papisten» 1530 entgegen, Müttern, Kindern und dem «gemeinen man auff dem marckt [...] auff das maul sehen/ wie sie reden/ vnd darnach dolmetschen/ so verstehen sie es den/ und mercken/ das man Deutsch mit jn redet. Als wenn Christus spricht/ Ex abundantia cordis os loquitur (Matth. 12,34/Luk. 6,45). Wenn ich den Eseln sol folgen/ die werden mir die buchstaben furlegen/ vnd also dolmetschen/ Auß dem vberflus des hertzen redet der mund. Sage mir/ Ist das deutsch geredt? [...] vberflus des hertzen ist kein deutsch/ [...] sondern also redet die mütter ym haus vnd der gemeine man/ Wes das hertz vol ist/ des gehet der mund vber/ das heist gut deutsch geredt/»

Ebenfalls sprachlich begründet Luther den Kernsatz, der Mensch werde «allein durch den Glauben» Gott gerecht (und nicht durch Werke, Röm. 3, 28). Zwar stehe das Wort «allein» nicht im Urtext, aber «wo mans wil klar und gewaltiglich verteutschen, so gehoret es hinein», wie etwa im Satz «Der Baür bringt allein korn und kein geldt». Neben dem Grundsatz, sich nach Art der Zielsprache auszudrücken, bringt der Reformator hier ein weiteres Prinzip des Übersetzens ins Spiel: im übrigen Text Hinweise darauf zu suchen, wie eine Stelle gemeint ist. Und da kommt ihm



der Apostel Paulus mehrmals zur Hilfe, denn der «schuttets wol grober eraus», dass es nicht um die Werke gehe. Luther bezeugt, er habe «nicht allzu frey die buchstaben lassen faren/ Sondern [...] habe ehe wollen der deutschen sprache abbrechen/ denn von dem wort weichen». Daher liess er Jesus nicht sagen, Gott habe den Menschensohn gemeint oder gezeichnet, sondern wörtlich, er habe ihn «versiegelt» (Joh. 6, 27). «Auf ihm ist das Siegel Gottes», macht die kürzlich erschienene Jubiläumsausgabe der Lutherbibel klar. Diese modernisiert indessen zurückhaltend: «Wes das Herz voll ist» lautet immer noch so. In der Zürcher Bibel steht, wie in vielen anderen, «wovon». Gelegentlich findet man auch «wem». Das ist aber falsch, denn es geht nicht um den Besitzer des Herzens, sondern um dessen Inhalt.

Gemeint ist in den Evangelien ein übler Inhalt, wie der deutsche Bibelkenner Menno Aden im [«Sprachspiegel»](#) darlegt. Sowohl aus dem Zusammenhang als auch aus dem griechischen Wortlaut schliesst er, die richtige Übersetzung wäre wohl: «Aus eurem Mund spricht euer schmutziges Herz.» Hätten die Pharisäer da geschwiegen, so hätten sie aus ihrem Herzen eine Mördergrube gemacht – aber diese Redensart kommt nicht aus der Bibel. Man meint damit heute auch nicht unbedingt ein Herz voller Bosheit, sondern nur eines, aus dem der Mund gerade nicht überfließt.

Das Wort «Mördergrube» allein kommt sehr wohl aus der Lutherbibel: Was die Händler aus dem Bethaus gemacht haben, nennt Jesus so. Das Wort war vermutlich schon zu Luthers Zeiten ungewohnt. «Räuberhöhle», wie es originalgetreu in den meisten heutigen Übersetzungen steht, trifft die Sache besser, ist nur weniger drastisch. Die Redensart vom Herzen als Mördergrube scheint erst im 19. Jahrhundert aufzutauchen; in der Wikipedia-Liste geflügelter Worte wird die Verschiebung so gedeutet: «Durch das Zurückhalten schlimmer Gedanken wurde das Herz, der Tempel Gottes, bildlich zur Mördergrube, zu einem unterirdischen Schlupfwinkel für Mörder.»

196: «Der Bund», 30. 6. 2017

## Wie ist der Mensch zur Sprache gelangt?

Wem verdanken wir die Sprache – der Natur oder der Kultur? Alfred Wallace konnte im 19. Jahrhundert nicht ahnen, dass er im 21. zum Kronzeugen für diese Frage ernannt würde. Auf ihn beruft sich der amerikanische Schriftsteller Tom Wolfe, der mit «Das Königreich der Sprache» ([Blessing](#)) ein eigenwilliges Stück Wissenschaftsgeschichte vorlegt. Er ergreift darin Partei für jene Forscher, die draussen im Feld Strapazen erleiden, während die Grübler im stillen Kämmerlein Theorien ausbrüten, bevor sie sie an die grosse akademische Glocke hängen. Für Charles Darwin, den Gentleman, war dieser Alfred Wallace ein blosser «Fliegenfänger», wie die Stubengelehrten jene Naturforscher zu nennen liebten, die sich tatsächlich in die Natur hinausbegaben.

Und dort, im malaiischen Malariafieber, kam Wallace auf die Idee, die Tierarten hätten sich durch Evolution herausgebildet. Dumm nur, dass er sein Manuskript darüber ausgerechnet Darwin schickte. Der hatte – schon seit einer Weltreise in jungen Jahren – die gleiche Idee gewälzt, aber nicht gewagt, diesen Widerspruch zur Schöpfungslehre zu publizieren. Nun liess er sich dazu drängen, war aber immerhin so anständig, Wallace als Mitentdecker zu nennen. Nach Wolfes Darstellung traute sich Darwin erst viel später, den Menschen als weiteren Schritt der Evolution zu bezeichnen. Zuerst hatten seine Kritiker und auch die Anhänger die «Abstammung vom Affen» ins Spiel gebracht.

Wallace wiederum entging dem Vorwurf der Ketzerei, indem er die Sprache als jenes Merkmal darstellte, das den Menschen völlig ausserhalb des Tierreichs ansiedle. Woher aber die Sprache kam, erörterte gemäss Wolfe die Wissenschaft noch jahrzehntelang nicht. Das stimmt nicht ganz, denn diese Frage hängt mit jener zusammen, ob das Denken der Sprache vorangehe und allen Menschen gemeinsam sei oder ob es sich je nach Sprache unterscheide. Der Primat des Denkens lässt sich mindestens bis auf

Aristoteles zurückführen, jener der Sprache mindestens bis auf Wilhelm von Humboldt im frühen 19. Jahrhundert. Wie der israelisch-englische Linguist Guy Deutscher in seinem Buch «Im Spiegel der Sprache» (2010) schildert, gab es gegen Ende desselben Jahrhunderts zwischen den beiden Denkschulen eine lebhafte Debatte – aber auf Deutsch, weshalb sie im angelsächsischen Raum kaum zur Kenntnis genommen wurde. Es ging um die Frage, ob Farben überall gleich gesehen würden oder die Wahrnehmung davon abhängt, in welcher Sprache ein Mensch die Farben zu benennen gelernt hatte.

Fragen um die Rangordnung von Denken und Sprache wurden wohl erst dann direkt mit jenen nach der Evolution verknüpft, als der US-Linguist Noam Chomsky 1957 seine These einer Universalgrammatik vorlegte: Dieses «mentale Sprachorgan» sei evolutionär entstanden und allen Menschen angeboren; es werde beim Sprachenlernen bloss unterschiedlich aktiviert. Wolfe schildert eine Art akademischer Mafia, die jede grundsätzliche Kritik an dieser Ansicht unterdrückt habe. Das mag für die USA zutreffen, während anderswo durchaus noch an der Universalgrammatik gezweifelt wurde und vor allem an den Versuchen, ihr bestimmte – für alle Sprachen gültige – Regeln zuzuschreiben. Wieder stellt Wolfe dem Stubengelehrten, diesmal eben Chomsky, einen todesmutigen Landsmann als Forscher im Dschungel entgegen: Dan Everett, der in Brasilien die Sprache der Pirahã erforschte.

Diese sehr einfach aufgebaute, aber mit Vogellauten angereicherte Sprache sei mit keinerlei Universalgrammatik zu erklären, befand Everett in den Achtzigerjahren, sondern allein mit der Lebensweise. Das schliesst nicht aus, dass auch diese Sprache dank angeborenen Fähigkeiten erlernt wird. Wolfe will aber Sprache als Errungenschaft allein der Kultur sehen, und dank ihr habe der Mensch nicht nur die eigene Evolution abgeschlossen, sondern auch jene der anderen Arten: Das Königreich der Tiere sei eine Kolonie des menschlichen Königreichs der Sprache geworden.

197: «Der Bund», 14. 7. 2017

## Weidehaltung – ein Fall für Realpolitik

Die Realpolitik ist auch nicht mehr, was sie einmal war. Jüngst etwa ging es am Radio um die Weidehaltung von Rindvieh: «Um diese hehren Ideen auch realpolitisch umzusetzen», brauche es noch viel Überzeugungsarbeit. Gemeint war wohl die Durchsetzung in der politischen Wirklichkeit. So wird «realpolitisch» in letzter Zeit öfters verwendet; vielleicht setzt sich damit ein Bedeutungswandel durch. Doch in der herkömmlichen Bedeutung ist Realpolitik die handfeste Förderung der eigenen Interessen; ihr bekanntester Theoretiker war an der Schwelle zur Neuzeit Niccolò Machiavelli, ihr berühmtester Praktiker der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck.

Einige Jahre bevor sich Bismarck ans Werk der Einigung Deutschlands machte, hatte just mit diesem Ziel der Publizist Ludwig August von Rochau 1853 seine «Grundsätze der Realpolitik» veröffentlicht. Er ging davon aus, «dass das *Gesetz der Stärke* über das Staatsleben eine ähnliche Herrschaft ausübt wie das *Gesetz der Schwere* über die Körperwelt». Daraus leitete er nicht etwa das Recht des Stärkeren ab, wohl aber die «einfache Thatsache», dass allein Macht herrschen könne; Recht herrsche also nur, soweit ihm Macht «zu Gebote steht». Über die Frage, wie skrupellos oder wie staatsmännisch Bismarck dann Politik betrieben habe, sind ganze Bibliotheken geschrieben worden.

Friedrich [Nietzsche](#) nannte «Bismarcks Macchiavellismus mit gutem Gewissen, seine sogenannte ‹Realpolitik›» geradezu eine «*Ausnahme vom Geiste der Rasse ... unter Deutschen*». (Das falsche zweite c bei Machiavelli ist seither kaum noch auszurotten.) Im frühen 20. Jahrhundert dann ordnete Max [Weber](#) die Realpolitik der Verantwortungsethik zu. Er meinte damit ein ethisches Handeln, zu dessen Rechtfertigung die Gesinnung allein nicht genügt, sondern das auch «die vorauszusehenden *Folgen ... in Betracht zieht*».

In diesem Sinn hat das Wort international Karriere gemacht: Im Englischen gibt es das Fremdwort *realpolitik*. Die «Encyclopedia Britannica» definiert es so mustergültig, dass sie auch fürs Deutsche Klarheit schafft: «auf praktischen Zielen statt auf Idealen gegründete Politik. Das Wort bedeutet nicht ‹real› im englischen Sinn [also: wirklich], sondern es bezieht sich auf ‹Dinge›, bedeutet also eine Politik der Anpassung an die Faktenlage; Realpolitik suggeriert damit eine pragmatische Sicht des ‹no nonsense›, unter Hintansetzung ethischer Überlegungen.»

Im Duden fehlt diese Distanzierung von der Moral: Er definiert Realpolitik einfach als «Politik auf realen Grundlagen». Das Digitale Wörterbuch (dwds.de, in der Nachfolge der Brüder Grimm) schreibt: «Politik, die ihre Zielsetzungen den jeweils bestehenden politischen Verhältnissen anzupassen sucht und sich an dem orientiert, was möglich ist». Das wäre, kurzum, Politik als «Kunst des Möglichen», und damit wären wir wieder bei Bismarck. Laut Wikiquote wird ihm das Zitat oft zugeschrieben, obwohl es nicht belegt ist. Immerhin hat ein Gesprächspartner berichtet, der Kanzler habe die Politik als «Lehre vom Möglichen» bezeichnet, und dass er sie eine Kunst nannte, ist mehrfach überliefert. Er sagte auch, sie sei keine Wissenschaft und man dürfe sich dabei «an Theorien nicht so sehr kehren».

Dass man sich auch an die Moral «nicht so sehr kehren» dürfe, hätte er gewiss weit von sich gewiesen. Und so ist denn die etwas anrühige Seite nationalegoistischer Realpolitik im Deutschen so weit in den Hintergrund gerückt, dass heutzutage auch Weidehaltung «realpolitisch» angegangen werden kann. Manchmal klingt der Gegensatz zur Gesinnungsethik wenigstens noch an, so kürzlich im «Bund», als es um die Krankenkassen ging: «Man könnte mit gutem Grund gegen Wahlfranchisen sein, weil sie dem Prinzip der Solidarversicherung widersprechen. Aber aus realpolitischen Gründen braucht es für Junge und Gesunde diese Möglichkeit, den Solidarbeitrag etwas zu reduzieren.»

198: «Der Bund», 28. 7. 2017

## Englisch bietet mehr als Wörter: Findigkeit

Der Taster ist tot, es lebe der Taster. Der tote Taster war eine Schweizer Website, englisch auszusprechen und zur Bestellung von Probierhäppchen eingerichtet. Vielleicht hat die Sprachverwirrung zum Ende des Diensts beigetragen. Wenn schon englisch, sollte es als solches kenntlich sein. Zwar nenne ich meine Website gern Netzplatz, nur verstehen das (noch) nicht alle. Also schreibe ich meistens doch Website – aber nicht Webseite, denn das könnte man deutsch lesen und für eine gewobene Seite halten.

Nun ist also beim Taster wieder klar, dass er deutsch gemeint ist. Manche Taster sind elektrische Schalter; für Zoologen haben manche Tiere Taster, und für Setzer bezeichnete das Wort die Tastaturen oder gar die Berufsleute selber, die damit arbeiteten. Als es schon keine Setzmaschinen mehr gab, aber Manuskripte noch nicht am Computer erstellt wurden, erfassten meistens Tasterinnen die Texte. Diese Berufsgattung war kurzlebig, und so ist das Wort «Taster» heutzutage eher unterbeschäftigt; insofern war es verständlich, dass es für die Probekoster herhalten musste. Zu brandmarken aber ist, dass das völlig geläufige deutsche Wort «Brand», englisch ausgesprochen, Marke bedeuten soll.

Von den Angelsachsen sollten wir nicht unbesehen Wörter übernehmen. Wirklich lehrreich ist ihre Fähigkeit, neue Ausdrücke zu prägen, etwa indem sie aus einem Verb ein Substantiv machen oder umgekehrt. In letzter Zeit sind mir einige deutsche Neuprägungen begegnet – oder was ich dafür hielt. So «hämten» laut einer kurzen Notiz englische Zeitungen über die erfolglose Fussball-Nationalmannschaft. Das schöne Wort ist indes nicht neu; es steht auch im Duden, online (netzlich?) mit der niedrigsten der fünf Häufigkeitsstufen, die es dort gibt. Benutzen wir es, damit es aufsteigt! Eine Stufe geläufiger ist «fussläufig»; laut Duden «*fachsprachlich für zu Fuss erreichbar*» (duden.de spricht gar von «Fachjargon»). Wenn eine Zeitung schreibt, «das Urban-

gärteln» sei «fussläufig erreichbar», bleibt unklar, ob sie das Gärtlein oder die Tätigkeit daselbst meint – aber jedenfalls ist es «zu Fuss erreichbar erreichbar». Die Verdoppelung merkt aber nur, wer den Fachjargon kennt. Wer einfach so zu Fuss geht, ist mit «zu Fuss erreichbar» besser bedient. Nebenbei: Jetzt habe ich mir soeben die «Fussgängerinnen und Fussgänger» erspart oder die ebenso schwerfällig «zu Fuss Gehenden», aber wer «wer» für männlich hält, wird es nicht goutieren.

«Schrötig, aber nötig» hiess es einst über Lastwagen. «Schröppig» waren neulich Lieder, genau zitiert Songs. Wer weiss, dass Schroppen in der Fachsprache der Steinbrüche gröbere Brocken als Schotter sind, kann sich darunter etwas vorstellen. Und wie eine E-Gitarre «strassenkötert», braucht man nicht selber gehört zu haben, um es nachzuahmen – vielleicht sogar treffend. Jedenfalls sind die beiden Wörter zur Nachahmung empfohlen, damit sie es dereinst in den Duden schaffen. «Durchstechen» steht schon drin, aber nicht so, wie es neulich ein deutscher USA-Korrespondent verwendete: Da hatten Leute im Weissen Haus etwas Brisantes «an die Presse durchgestochen». Das klingt doch viel besser als «geleakt»; allerdings würde auch «der Presse gesteckt» reichen.

Betont wird «durchstechen» hier auf der ersten Silbe, deshalb ist das Partizip mit «ge» gebildet. Hingegen wird ein Damm gemäss Duden endbetont «durchstochen»; er selbst erleidet den Stich, während bei der Indiskretion das Durchgestochene möglichst intakt weitergegeben wird. Das Wörterbuch kennt diese Anfangsbetonung auch, etwa wenn eine Nadel durchs Tuch durchgestochen wird. Der neuere, übertragene Sinn aber steht erst im Online-Duden. Nochmals nebenbei: Der Unterschied bei Betonung und Partizip zählt auch, wenn die Polizei den Täter seines Verbrechens *überführt* und dann ins Gefängnis *übergeführt* hat. Nur lässt der Duden leider im zweiten Fall das endbetonte «überführt» seit geraumer Zeit ebenfalls gelten (siehe Nr. [269](#)).

199: «Der Bund», 11. 8. 2017

## «Züricher» Tradition: der Saubannerzug

Jetzt haben wir es nicht nur schwarz auf weiss, sondern auch prominent gedruckt: Im neuen Duden (Rechtschreibung) steht «Saubannerzug» mit der Erklärung «eine Züricher Traditionsveranstaltung; *auch für* Ausschreitung». Gemeint ist nicht, dass in Zürich Krawalle – wie so oft am 1. Mai – Tradition haben, und auch nicht, dass die «Züricher» den Original-Saubannerzug feiern, mit dem unzufriedene Innerschweizer Söldner im späten 15. Jahrhundert in Genf ihren Anteil an der Burgunderbeute einfordern wollten. [Darauf verweist die Auflage 2020, s. Nr. [277](#).]

Des Rätsels Lösung bietet Wikipedia, die neben «vandalistischen Ausschreitungen» angibt: «Am Zürcher Sechseläuten spricht man in Zunftkreisen von Saubannerzügen [und meint damit] informelle Besuche bei einer anderen Zunft». Der eigentliche Traditionsanlass aber, das Sechseläuten selber, fehlt im Duden [auch in der Folgeauflage]. Dass dort «Züricher» steht, ist kein Versehen, sondern liegt daran, dass sich die Redaktion an den Sprachgebrauch in Deutschland hält. Unter dem entsprechenden Stichwort aber steht «*in der Schweiz nur Zürcher*».

Immerhin führt der Duden «Zürichsee» an (mit und ohne Bindestrich), nicht aber «Züricher See». Bei andern Seen war die Zusammenschreibung im Duden bisher Glückssache; neu findet sich vorne in der Regel D 64 der Vermerk: «In der Schweiz wird bei Straßen- und Seennamen, z. T. auch bei Bergnamen zusammengeschrieben.» Bisher gab es einen solchen Vermerk nur für Strassennamen. Veranlasst hat diese Änderung der schweizerische Duden Ausschuss. Er schlug auch die meisten der mindestens 80 neu aufgenommenen Helvetismen vor – so den «Saubannerzug» mit einer genaueren Definition, die aber von der Dudenredaktion irreführend gekürzt wurde. Insgesamt dürften die Schweizer Besonderheiten gut ein Prozent der jetzt 145 000 Worteinträge ausmachen.



Dem Ausschuss (duden@sprachverein.ch) kann auch das Publikum Vorschläge machen; für «Anlass» wird das demnächst erledigt. Im Duden steht «Anlass [zu etwas] geben, haben»; nur auf duden.de und im Spezialduden «Schweizerhochdeutsch» findet man zudem «Veranstaltung». Dass das Wort so nur in der Schweiz gebräuchlich ist, dürfte hierzulande viele überraschen. Dasselbe gilt für einige Neuaufnahmen wie Funkenwurf, Musikgehör (für etwas haben) oder Zeitungsverträger/-in (statt -aus-träger/-in) und Haushalt[s]papier (statt Küchenrolle). Auch die «Fußdistanz» wird offenbar nur in der Schweiz verstanden und muss sonst umschrieben werden. Dass wir das Eszett – neu auch als Grossbuchstabe offiziell – nicht verwenden, steht nicht in den Einträgen, sondern in der Regel D 160.

Einige Helvetismen sind im Duden als «mundartlich» gekennzeichnet; neu werden solche Einträge aber kaum noch aufgenommen. Zu erwarten wäre dieser Vermerk etwa bei «Familien-schlauch» oder «Kehr (*schweiz. für* Rundgang)», aber er steht nicht. Dieser Eintrag wurde neu formuliert, bisher galt das Wort als «*kurz für* Kehrordnung», und diese wiederum soll in der Schweiz «festgelegte Wechselfolge, Turnus» bedeuten. Das altertümliche Wort steht in «Schweizerhochdeutsch» mit dem Zusatz «dtl. in anderer Bed.». Die deutsche (und österreichische) Bedeutung «Vorschriften für Rauchfangkehrer» findet sich nicht einmal im allgemeinen Duden. Weitere Neuerungen betreffen etwa Kulinarisches wie Dörrbohne, Hüppe oder Zwischenverpflegung; der Ziger gilt neu nicht mehr als Quark, sondern als «*schweiz. für* Molkenkäse; Kräuterkäse». Freilich trifft Letzteres nur für Gegenden zu, in denen man «Schab-» weglassen kann.

Aufgenommen wurden auch allerhand amtliche Ausdrücke wie Bauzone (mit einigen Ableitungen), Fahrnisbaute, kantonseigen, Heimatschein, Sozialabzug. Oder Alltägliches, dessen schweizerische Besonderheit uns nicht unbedingt bewusst ist: Katzenkiste, Notstromgruppe, Schuhgestell, Sexsalon. Was will man mehr!

200: «Der Bund», 25. 8. 2017

## Freiburg – für zwei Namen gross genug

«Politesse statt Politik, das scheint doch an schweizerischen Sprachgrenzen kein schlechter Grundsatz.» Über derartige Höflichkeit berichtete der ehemalige «Bund»-Chefredaktor Ernst Schürch 1943 mit einer Anekdote um sprachliches Entgegenkommen, das helfen, aber auch verwirren kann: Ein deutschsprachiger Berner Regierungsrat verstand den Mann, der sich als «Meier von Bürkis» vorgestellt hatte, erst dann, als der «maire de Bourrignon» aus dem Jura in seine Muttersprache wechselte.

Zwar nicht missverständlich, aber übertrieben beflissen ist es, wenn auf Deutsch von Kanton und Stadt «Fribourg» geredet wird; mir scheint, das sei immer häufiger der Fall. Dabei ist der Name Freiburg – anders als Bürkis – durchaus geläufig, und das seit der Gründung im 12. Jahrhundert. Kürzlich stand dennoch in einer Kulturzeitschrift etwas über einen «gebürtigen Fribourger» und dazu noch etwas über einen «Ethnologen aus Neuchâtel».

Es wäre falsch verstandener Respekt für die Welschschweiz, auf gut etablierte deutsche Ortsnamen wie Genf oder Neuenburg zu verzichten. In der Stadt Freiburg leben seit je auch Deutschsprachige; sie machen noch gut einen Fünftel aus. Als 1959 die Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft (DFAG) gegründet wurde, war es knapp ein Drittel, wie heute im Kanton. Während dieser offiziell zweisprachig ist, gelang es der DFAG nicht, für die Stadt denselben Status zu erwirken. Mit beharrlichem Bemühen hat sie wenigstens erreicht, dass die Rechte der sprachlichen Minderheit besser respektiert werden. Verfechter des Deutschen stiessen oft auf Gehässigkeit: Welsche Exponenten warfen ihnen «Arroganz», ja «Imperialismus» vor.

Selbst in Freiburg mit seiner langen Geschichte des Wechsels sprachlicher Vorherrschaft steht aber heute nicht mehr jedes öffentliche Schild als Bollwerk der Sprachgrenze da. Der Bahnhof bekam 2012 nach langen Auseinandersetzungen zweisprachige

Schilder, wie jener im zuvor nur deutsch benamsten «Murten/Morat». Die NZZ sprach damals von «Entkrampfung», und letztes Jahr stellte sie fest: «An der Sprachgrenze fallen die Wachtürme.» Sie führte die Entspannung vor allem darauf zurück, dass die von manchen Romands befürchtete «Germanisierung» nicht nur ausgeblieben war, sondern Zuzüger – auch ausländische – das Französische gestärkt hatten. Die Abwehrhaltung erübrigte sich also.

Umgekehrt scheint die DFAG des Kampfes müde: Sie hat dieses Jahr mit dem Heimatkundeverein fusioniert; zusammen heissen sie «Kultur Natur Deutschfreiburg». Auch wenn die Deutschfreiburger einiges erreicht haben: Eine zweisprachige Idylle ist die Stadt nicht geworden. Die Linguistin Claudine Brohy – sie war im DFAG-Vorstand – analysiert im aktuellen [«Sprachspiegel»](#) die öffentlich sichtbaren Sprachzeichen. Sie findet Fortschritte, aber etwa im Vergleich mit Biel auch Mängel in der «sprachlichen Lebensqualität». So sind von den 352 Strassen nur gerade 22 auch deutsch angeschrieben, alle in der Altstadt.

Die Minderheit dürfte prozentual schrumpfen, wenn die Fusion von «Grand Fribourg» gelingt: Sie soll neun Gemeinden der bestehenden Agglomeration umfassen, nicht aber Düdingen als zehnte – und einzige deutschsprachige (wider ihren Willen vom Kanton in die Agglo eingegliedert). Die Versuchung mag dann stärker werden, auch auf Deutsch von «Fribourg» zu reden, aber das wäre erst recht ein Affront gegenüber den Deutschfreiburgern. Es bleibt noch das Argument, «Fribourg» sei die eleganteste Art, die Stadt von Freiburg im Breisgau zu unterscheiden. Das mag sein, ist aber Bequemlichkeit am falschen Ort. Meist ist im Zusammenhang ohnehin klar, welche Stadt gemeint ist. Wenn das doch einmal präzisiert werden muss, ist «Freiburg i. Ü.» fast ebenso knapp – und eine seltene Gelegenheit, ans Üchtland oder Üechtland zu erinnern. So, wahrscheinlich «Weideland» bedeutend, hiess im Mittelalter das Grenzgebiet zwischen Burgundern und Alemannen.

(Vergleich Freiburg–Biel: Nr. [248](#))

201: «Der Bund», 8.9.2017

## Was Wörter erzählen, die eine Rückreise tun

«Hoodie, der oder das» hat es zusammen mit vielen anderen Anleihen beim Englischen in den Duden geschafft. In dieser Form und als Bezeichnung für Kapuzenjacke ist es gewiss ein Fremdwort, aber es könnte zugleich eines sein, das auf verschlungenen Pfaden aus dem Deutschen ausgewandert war und nun in veränderter Form und Bedeutung zurückgekehrt ist. Dieser Vorgang ist gar nicht so selten und oft besser belegt als nun beim Hoodie.

Dass die englische Kapuze, also «hood», mit unserem Hut urverwandt ist, reicht natürlich nicht aus, um einen deutschen Ursprung zu behaupten – so wenig, wie der Hut englisch ist. Wohl aber lässt sich für das Hoodie der Verdacht des Wortschmuggels begründen: Laut dem Wikipedia-Ableger Wiktionary wird nämlich in Britannien auch die Person unter der Jackenkapuze als «hood» bezeichnet, und dies unter dem Einfluss des Worts «hoodlum», das Strolch oder Gangster bedeutet und zuweilen ebenfalls zu «hood» verkürzt wird. Die Herkunft ist unsicher, Etymonline.com führt als Vermutung das «bayrische Hudellump» an; bei Wiktionary.org «Haderlump». So wird laut Duden in Österreich ein «liederlicher Mensch, Taugenichts» bezeichnet. Abgeleitet dürfte auch dieses Wort von Textilien sein. Fürs Schweizerdeutsche nennt das Idiotikon «Hudilump(er)», für «zerlumpter Kerl» und auch «Lumpensammler».

«Welcome home» also, Hoodie, ob's stimmt oder nicht. Sicher aber ist der Coach, mit oder ohne Hoodie, ein Rückwanderer. Denn er stammt von der Kutsche ab, die zwar nicht deutschen Ursprungs ist, aber erst im deutschen Sprachraum so richtig Fahrt aufgenommen hat. Die niederländische Zeitschrift «Onze Taal» (Unsere Sprache) hat den Weg kürzlich nachgezeichnet. Demnach bauten Wagner in nordungarischen Dorf Kocs (sprich «Kotsch», heute 2600 Einwohner) feine Reisegefährte, die im Habsburgerreich als «Gutschenwagen» bekannt wurden, bald zu

«Kutsche» verkürzt und in viele andere Sprachen exportiert. Via Frankreich gelangte das Wort schon im 16. Jahrhundert auch nach England und blieb dort etwa dreihundert Jahre lang unbehelligt dem Personentransport vorbehalten. Bis Studenten auf die Idee kamen, Nachhilfelehrer ebenfalls als «Coaches» zu bezeichnen, für die bequeme Fahrt durch die Prüfungen. So ist das Wort um 1850 aus Oxford verbürgt, und bald danach tauchte es in der heutigen Bedeutung in der Sportwelt auf. Von dort hat es sich ausgedehnt – sowohl in andere Sprachen als auch auf andere Lebensbereiche.

«Coach» steht mit etwa hundert weiteren Beispielen für Rückwanderung in einem Aufsatz der Fachzeitschrift «Der Sprachdienst» über «Wörter in der Fremde» (2/17, gfds.de). Manchmal geht der «Auslandaufenthalt» allerdings bis aufs Spätlateinische zurück; das Wort ist aus einer damaligen germanischen Sprache in die romanische Sprachwelt gelangt und irgendwann ins Deutsche. Der Einfachheit halber wird bei den folgenden Beispielen neben dem «rückgewanderten» Wort nicht die (oft nur vermutbare) Frühform genannt, sondern was aus dieser ohne Fremdgehen im heutigen Deutsch geworden ist.

Der für uns überraschendste Fund: Biwak, «das wohl auf ein schweizerdeutsches biwach (Hilfswache) zurückgeht»; das Wort steht auch im Idiotikon. Ebenso erstaunlich: Bordell, eine Bude aus Brettern (Borden). Weitere Trouvaillen: Boulevard (Bollwerk – in Bern augenfällig), emaillieren (schmelzen), Etiketle/Ticket (stecken), Fauteuil (Faltstuhl), Fiasko (Flasche), Fresko (frisch), Garage (wahren), Guerilla (Wirren), installieren (stellen), Tapas/Tampon (Zapfen). Diese Wortgeschichten bringen den Autor Jochen A. Bär – Professor im niedersächsischen Vechta – zum Schluss, punkto Wortschatz «reine» Sprachen habe es «zu keinem Zeitpunkt der Sprachgeschichte gegeben; Mauern lassen sich vielleicht gegen Menschen, aber nicht gegen Wörter errichten.»

202: «Der Bund», 22. 9. 2017

## Wortimport mit und ohne guten Grund

Sie sind «alle mit einem süssen Zahn» gesegnet, die vier Mädchen in einem Kinderbuch, dessen Rezension mir kürzlich wegen dieser anatomischen Besonderheit auffiel. Auf Englisch ist der «sweet tooth» eine beliebte Redewendung, um jemandes Vorliebe für Süßigkeiten auszudrücken. Die deutsche Lehnübersetzung trifft man selten an, aber sie scheint eine (Zahn-)Lücke zu füllen: Wohl haben wir Ausdrücke für Leute mit einem süssen Zahn, Schleckmaul oder Naschkatze etwa. Ersteres ist ein (dem Duden bekannter) Helvetismus; anderswo sagt man «Schleckermaul»; «Naschkatze» könnte als sexistisch verpönt sein, und so etwas ist natürlich strikt zu meiden, zumal wo es um Kinderbücher geht.

Für die Eigenschaft aber, Süßes besonders zu mögen, kenne ich keine (ursprünglich) deutsche Redewendung; «süsser Zahn» als – sprachlicher statt botanischer – Neophyt verdrängt wohl keine einheimische Art. Und auch der Einwand, es sei doch gar nicht der Zahn selber süß, ist sprachlich gesehen kein Hinderungsgrund: Das macht ja gerade den Reiz des Ausdrucks aus. Auch ein weiterer, nun wirklich anatomischer Import kommt recht gelegen: Hamstring. Diese «Schinkenschnur» spielt gelegentlich bei verletzten Sportlern eine Rolle, und auf Deutsch müsste man von einem Hüftgelenksextensor oder noch komplizierter sprechen. Wir haben je Oberschenkel drei derartige Muskeln und keinen einfacheren Sammelbegriff. Wer «hamstring» im Wörterbuch nachschlägt, wird auch auf «Achillessehne» stossen – aber das ist dann jene von Tieren und unterscheidet sich von der menschlichen Sehne an der Ferse.

Was aber soll eine übersetzte englische Redensart, wo es eine gleichwertige deutsche gibt? Warum zum Teufel schreibt jemand «warum zur Hölle»? Manche Neophyten-Wörter machen tatsächlich alteingesessene zur bedrohten Art: Rushhour für Stosszeit, Hangover für Kater, Bodyguard für Leibwächter oder Securi-

ty für sonst einen Wächter. Auch gut etablierte Fremdwörter können gefährdet sein, wenn sie nicht aus dem Englischen stammen: Aus Niveau wird Level, aus dem Diner ein Dinner. Wer noch Diner sagt, riskiert eine Belehrung: das spreche man «Deina» aus und es bedeute ein Lokal, nicht eine Mahlzeit.

Dass im Sport manches aus dem englischen Sprachraum kommt, die Sache wie das Wort, hat uns mancherlei Bezeichnungen beschert, für die wir (wenigstens in der Schweiz) gern auf Eindeutigkeiten verzichten: Der Goalie muss kein Torwart sein, der Penalty kein Elfmeter, der Corner kein Eckstoss. Aber auch ein Satz wie dieser müsste nicht sein: «Ein Jahr später finishte Stephan seinen ersten Marathon.» Und wer einen US-Sportclub als Franchise bezeichnet, zeigt nur, dass er das dortige Lizenzwesen kennt, aber nicht, dass er hierzulande verstanden werden möchte. Auch bei uns sind Spitzenclubs höchstens pro forma noch Vereine, funktionieren aber als Firmen, und man könnte sie durchaus so bezeichnen. Managerdeutsch pflegen sie und ihre CEOs ja schon.

Insider-Englisch macht sich auch auf Kulturseiten breit: Längst ist der Kassenschlager ein Blockbuster und das (biografische) Filmporträt ein Biopic. Neulich wurde ein von seinem Metier besserer Filmemacher als Maniac bezeichnet, und eine Bücher rubrik kommt als Bookmark daher. Gerade Computerprogramme, von denen der Begriff stammt, zeigen aber, dass es auch auf Deutsch geht: Lesezeichen. In eigener Sache ist man eben lieber up to date als auf der Höhe, verkauft eine (linear präsentierte) Chronik als Timeline oder eine Tonbildschau im Internet als Soundslides. Wenn ein Verlag jemanden als «Mitarbeiter/in Outbound» sucht, meint er nicht einen Ausbund an Tüchtigkeit, sondern jemanden für den Aussendienst, und «Agent/in Retention» bedeutet nicht, ins Gefängnisgeschäft einzusteigen: Man soll «Kündigungen mit dem Ziel der Kundenrückgewinnung bearbeiten». Vielleicht mit dem Versprechen, englische Wörter nur noch mit Bedacht zu verwenden.

203: «Der Bund», 6. 10. 2017

## Nur noch bildeln, statt zu schreiben?

Schreiben Sie nur, oder bildeln Sie schon? Sie tun vielleicht Letzteres und kennen bloss das Wort nicht. Soviel ich weiss, wird es hier zum ersten Mal dafür verwendet, statt mit Buchstaben mit Smiley-Gesichtern oder andern Bildern zu schreiben, die für Botschaften in Internetdiensten verfügbar sind, mit Emojis also. Diese Schreibweise ist schon so verbreitet, dass es höchste Zeit ist, sie bildhaft zu beschreiben – mit dem Wort «bildeln» eben.

Soweit es die Brüder Grimm und andere Wörterbuchmacher kennen, steht es an einer einzigen Stelle: «Ich kanns nicht lassen, ich muss immer bildeln», schrieb Goethe 1780 dem Zürcher Pfarrer und Physiognomiker Lavater. Er meinte damit seine «Künsteley» als Maler. Da sich «bildeln» in dieser Bedeutung nicht gehalten hat, wird der Meister wohl nichts dagegen haben, dass wir es nun fürs Piktografieren verwenden. Ob er sich für diese Bilderschrift erwärmen könnte, darf bezweifelt werden. Für Lavater, der sich mit der Deutung von Gesichtsformen beschäftigte, läge sie näher, wäre ihm aber wohl zu primitiv.

Bei den Smileys mit ihren verschiedenen Gesichtsausdrücken geht es meistens darum, das Geschriebene mit der entsprechenden Mimik zu begleiten, damit es nicht etwa ernstgenommen wird, wenn es lustig gemeint war. Würde man das mit sprachlichen Mitteln ausdrücken, begriffe es der Empfänger vielleicht nicht – erst recht nicht, wenn er in solchen Fällen eben ein Smiley erwartet. Ohnehin will oder muss man sich in SMS-Botschaften und Ähnlichem möglichst knapp ausdrücken. Dazu dienen auch allerlei Abkürzungen, meist aus dem Englischen stammend und damit international verwendbar.

Könnte man auch ganz auf Text verzichten, alles mit Emojis schreiben, und es würde unabhängig davon verstanden, in welcher Sprache es ausgedacht wurde? Diese Frage – und weitere zur Netzsprache – behandelt die Zürcher Linguistin Christa Dür-



scheid zusammen mit Kolleginnen im Buch «Schreiben digital» ([Kröner-Verlag](#)) und in Fachaufsätzen (so «Jenseits des Alphabets» auf [Academia.edu](#)). Ihr Schluss nach der «Lektüre» verschiedener Versuche, allein mit Bildchen zu schreiben: «Emojis können nicht zu einer Universalsprache werden, sie können nur zusammen mit Text auftreten.» Auch andere, in letzter Zeit häufig in der Presse zitierte Fachleute sehen das so – vor allem auch, weil dasselbe Bild in verschiedenen Kulturen ganz unterschiedlich gedeutet wird. Das saloppe Schreiben mit eingestreuten Abkürzungen oder Bildchen und ohne grosse Rücksicht auf Grammatik oder Rechtschreibung wird wissenschaftlich dem «Register der Nähe» zugeordnet. Dagegen zeigt formelles Schreiben Distanz an, wie sie etwa im amtlichen oder im geschäftlichen Verkehr üblich ist. Oft tritt das lockere digitale Schreiben an die Stelle des Gesprächs, nur ist es in manchen Foren halb oder ganz öffentlich einsehbar (und damit auch studierbar). Ist es eine Gefahr für die Schreibkultur, verstanden als gepflegtes Schreiben, das ja durchaus noch als Bildungsziel gilt?

Zwei Studentinnen Dürscheids gehen im [«Sprachspiegel»](#) Befürchtungen nach, die etwa in der Presse auftauchen, mit Titeln wie «Zerstören Emojis die Sprache?». Verschiedene von ihnen ausgewertete Studien lassen den Schluss zu, dass die meisten Schreibenden schon noch wissen, wo sie plauderschriftliche Nähe pflegen dürfen und wo sie Register von grösserer Distanz ziehen müssen. Wenn nötig, mit Nachhilfe: Auf der Website eines deutschen Dozenten steht, «dass E-Mails, bei denen die Form nicht gewahrt ist, nicht beantwortet werden». Er hätte es auch so sagen können wie 1872 einer seiner Vorgänger: «Eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe!» [So ermahnte](#) Friedrich Theodor Vischer jene Würdenträger, die einen papierenen Redestil pflegten. Die Mahnung ist zwar durchaus noch nötig, aber zunehmend eben auch im umgekehrten Sinn: nicht einfach so daherzuschreiben, wie man schwatzt, jedenfalls nicht in allen Lebenslagen.

204: «Der Bund», 20. 10. 2017

## Nicht ganz lupenrein, aber als Titel tauglich

«Nicht ganz lupenrein» sei der Titel der «Sprachlupe» [202](#) über Wortimport gewesen, urteilte ein freundlicher Leser und erklärte mir: «Weil nur die Präposition ‹ohne› den Akkusativ verlangt, die Präposition ‹mit› hingegen den Dativ, darf es nicht heissen ‹mit und ohne guten Grund›.» Just deswegen hatte ich die Formulierung im Duden nachgeschlagen. Band 9 (Zweifelsfälle, Stichwort «mit») schreibt: «Es müsste streng genommen heissen: mit Kindern oder ohne Kinder. Diese doppelte Setzung wirkt jedoch so schwerfällig, dass sich die elliptische Form weitgehend durchgesetzt hat und auch standardsprachlich als korrekt gilt: mit oder ohne meine Kinder.» («Elliptisch» hat hier nichts mit Geometrie zu tun; Ellipse kann auch Auslassung bedeuten.)

Die gewundene Formulierung im Duden vermeidet ein Urteil über «richtig oder falsch». Heuer («Richtiges Deutsch», NZZ-Verlag, Randziffer 415) ist etwas entschlossener: «Zwei Präpositionen, die verschiedene Fälle fordern, können ohne Bedenken vor demselben Wort stehen, sofern der Fall nicht erkennbar ist: mit oder ohne Salz. Wenn der Fall erkennbar ist, richtet man sich nach der näheren Präposition. Besser ist es freilich, das Nomen oder Pronomen zu wiederholen: mit oder gegen ihn (besser: mit ihm oder gegen ihn).» In meinem Fall wäre der formal bessere Titel aber zu umständlich und zu lang gewesen, etwa: «... mit gutem Grund oder ohne solchen».

Meinen Hinweis auf den Duden beantwortete der Leser so: «Für mich ist die Formulierung ‹mit und ohne guten Grund› eindeutig zu dissonant, als dass mich die blosser Zulässigkeit gemäss Duden zu ihr verleiten könnte. Es ist ja auch ein Kreuz mit dem Duden. Leicht wird vergessen, dass dieses ‹Regelwerk› nicht normativ ist, sondern nur den aktuellen Sprachgebrauch abbildet, an dem nun einmal nicht alles gefällt.» Für mich ist das kein Kreuz, sondern liegt in der Natur der Sache.

Für alles, was über die Rechtschreibung hinausgeht, gibt es im Deutschen keine amtlich-allgemeingültige Regelung. Grammatiker können nur versuchen, aus dem allgemeinen Sprachgebrauch möglichst logische Regeln abzuleiten, die mit möglichst wenigen Ausnahmen auskommen. Handbücher wie Duden oder Heuer pflegen wiederzugeben, was unter Fachleuten unbestritten ist. In Fällen wie jenem des fraglichen «Sprachlupe»-Titels geben sie an, dass man verschieden streng sein kann, und lassen zuweilen erkennen, was sie vorziehen.

Die mehr oder weniger deutliche Duldung einer – nach strenger Lesart – falschen Konstruktion bedeutet nicht, dass man sich dazu «verleiten» lassen muss. Man ist nur aufgefordert, Milde walten zu lassen, wenn jemand anderes es tut. Auch ich vermeide manche Sätze, die nach den Handbüchern zulässig sind, etwa so einen: Dass Katalonien nach der Abspaltung in der EU verbliebe, «hätte nicht nur Spanien verhindert, sondern auch andere EU-Staaten». Duden wie Heuer finden, wenn eine Verbform von zwei unterschiedlichen Subjekten abhängt, sei das näher stehende massgeblich, hier also «Spanien», ergo «hätte». Für mich überwiegt der Plural; näher am Verb stehen muss er aber schon, also: ... «hätten auch andere EU-Staaten verhindert, nicht nur Spanien».

Besonders aufpassen muss man, wenn man eine Duldung auf eine andere Konstruktion übertragen will, etwa bei «nicht erkennbarem Fall». So war über Rheinhäfen zu lesen: «Swiss-terminal würde mit dem GBN Konkurrenz erwachsen und hat ein Interesse, dass kein [neuer] Terminal entsteht.» Wem erwüchse Konkurrenz? (Dem) Swissterminal, aber dann schlüpft das Wort aus dem Dativ in den Nominativ: Wer hat Interesse? Nach den Handbüchern (und mir) ist diese Konstruktion unzulässig, das Wort muss wiederholt werden, am besten mit einem Stellvertreter: «... und die Firma hat ein Interesse».

205: «Der Bund», 3. 11. 2017

## Zur Werbemasche passt der Tarnname

Ein Gespenst geht um in den Gazetten, das Gespenst des Native Advertising. Wie es sich für ein rechtes Gespenst gehört, kann man es manchmal sehen und manchmal nicht, und sein Name hat etwas Geheimnisvolles. Das Geheimnis enthüllt sich nicht einmal dann, wenn man den Namen übersetzt. Zwar sind die Bestandteile einfach: «native» heisst eingeboren, «advertising» bedeutet Werbung. Aber was, bitteschön, soll «eingeborene Werbung» sein? Das erschliesst sich auch Englischsprachigen nicht aus der Bezeichnung allein, sondern sogar im günstigsten Fall erst aus der Anschauung.

Da Werber ihr Tun ohnehin gern in englische Wörter kleiden, nehmen sie sich gar nicht erst die Mühe, ihr Lieblingskind der Stunde durch eine deutsche Bezeichnung zu entblößen. Denn die Rätselhaftigkeit hat System: Es geht darum, in Presse- oder Bildschirmmedien interessengesteuerte Texte unterzubringen, ohne dass sie als solche auffallen. Vielmehr sollen sie redaktionellen Artikeln möglichst ähnlich sehen, eben wie eingeboren. Wohlwollend könnte man von urwüchsiger Werbung reden, deutlicher wäre: Werbung im Schafspelz. Schleichwerbung kennen wir schon länger und meinen damit die günstige, aber unauffällige Präsentation in Beiträgen, die von der Redaktion verantwortet werden.

Die Übergänge sind seit langem fließend, etwa in Gratisanzeigen oder Reise- und anderen Beilagen. So gesehen ist es vielleicht sogar ein Fortschritt, dass heutiges Native Advertising in der Regel gekennzeichnet ist, jedenfalls minimal. Schrift und Aufmachung unterscheiden sich meist mehr oder weniger deutlich vom Rest der Publikation, und kleingedruckt ist fast immer auch ein Hinweis zu finden. Einige Beispiele, bewusst ohne Quellenangabe, da willkürlich und zufällig gesammelt, aber alle aus deutschsprachigen Publikationen: Kundenbeitrag, bezahlter

Inhalt, Publireportage, von Commercial Publishing XY in Zusammenarbeit mit YZ erstellt, sponsored – und selten sogar: Anzeige.

Zwei Beispiele aus Online-Medien: Der Presserat als Wächter über die Berufsethik hatte über «präsentiert von» zu befinden und sah von einer Rüge ab, empfahl aber «bezahlt von». Und ein besonders neckischer «sponsored content» riet «Süßes geht immer»; platziert war er bei der Nachricht von der Abwahl des Badener Stadtammanns Geri Müller. Dabei war leicht zu erkennen, dass es sich um Produktwerbung handelte. Ausgefeilteres Native Advertising aber kommt als «journalistisch hochwertig aufbereitete Information» daher, wie ein Werber am Radio rühmte.

In der Tat: Ich habe den Eindruck, dass solche kommerziellen Artikel sorgfältiger redigiert und korrigiert sind als vieles, was unter Spardruck stehende Redaktionen mit ausgedünnten Korrektoren in Eigenverantwortung ins Blatt setzen. Bei manchen Publikationen wird für Werbebeiträge sogar redaktionelles Personal eingesetzt; da wüsste man gern, ob es für diesen Zweck mehr Zeit pro Zeile aufwenden darf. Die gleiche Frage stellt sich bei den grossen Verlagen, die eigens Abteilungen geschaffen haben, um für Kunden solche Texte zu fabrizieren. Dem NZZ-Verlag, der seine Regionalzeitungen teilweise von Bosnien aus korrigieren lassen will, blüht womöglich, dass ein Kunde befiehlt: «Aber nicht meine Publireportage!»

Zum Thema Korrektur noch eine weitere namentliche Nennung, damit niemand in falschen Verdacht gerät: Eine gepflegte Swisscom-Doppelseite, nur durch andere Schrift gekennzeichnet, stand unter dem grossen Titel «Das gute, alte Telefon». Das ist nicht falsch, bedeutet aber wahrscheinlich nicht das, was gemeint war. Mit Komma geht es um ein Telefon, das sowohl gut als auch alt ist. Wollte der Firmenchef aber dem alten Telefon eine verbale Streicheleinheit verpassen, so wäre «das gute alte Telefon» ohne Komma richtig. Wie: «Wo ist die gute alte Schleichwerbung geblieben?»

206: «Der Bund», 17. 11. 2017

## Was winkt uns da als Überraschung?

Also sprach Granit Xhaka: «Wir können etwas leisten, was viele überrascht.» Nun will ich keineswegs das Deutsch des Nationalspielers kritisieren, auch wenn es hier ums Deutsch in diesem Satz geht. Denn wahrscheinlich hat der Fussballer im Interview nach der Qualifikation für die Weltmeisterschafts-Endrunde Mundart geredet, und da wäre die Sache eindeutig gewesen. Aber so, wie vermutlich der Journalist die Aussage ins Hochdeutsche übersetzt hat, ist eine Zweideutigkeit herausgekommen.

Wir können den Satz so verstehen: «Es überrascht viele, dass wir etwas leisten können.» Es wäre zwar überraschend, wenn der Spieler es so gemeint hätte, aber «was» in seinem Nebensatz kann sich eben auf den ganzen Hauptsatz beziehen und damit auf die Fähigkeit der Nationalmannschaft: «Wir können etwas leisten.» Auf Baselditsch wäre das etwa: «Mir kenne ebbis laischte, was vili iberrascht» oder gar «*und das* iberrascht vili». Aber er sagte wohl: «ebbis laischte, wo ...». Dieses «wo» bezieht sich eindeutig auf «ebbis», und dieser Sinn ergibt sich auch aus dem Zusammenhang, in dem die Worte standen: Es ging darum, was sich diese Mannschaft für die Endrunde nächstes Jahr in Russland zutraut. Hätte man den Bezug auf «etwas» – und nicht auf «Wir können etwas leisten» – auch auf Hochdeutsch eindeutig machen können? Man hätte, und erst noch ganz einfach: «... *das* viele überrascht.» Denn anders als «was» kann sich «das» nicht auf den ganzen vorangegangenen Satz beziehen, sondern nur auf etwas, das darin gesagt wurde – eben «etwas», nämlich das, was dereinst (hoffentlich) in Russland geleistet wird.

Aber hat man überhaupt die Wahl, mit Bezug auf «etwas» nicht «was» zu sagen, sondern eben «das»? Man hat: Der Duden-Band 9 (Zweifelsfälle) erläutert unter dem Stichwort «etwas was / das» zwar, es stehe hier «in der Regel *was*». Er fährt aber fort: «Zur Vermeidung der Wiederholung von *was*, aber auch, weil der

Sprecher etwas Bestimmtes, Einzelnes im Auge hat, wird häufig auch *das* gebraucht.» Xhaka kann zwar noch nicht wissen, was seine Mannschaft in Russland Überraschendes leisten wird, aber wenn es viele überraschen wird, muss es ja etwas Bestimmtes sein – der Vorstoss in den Final vielleicht. Apropos Hochdeutsch: Wir müssen uns dann nicht etwa verpflichtet fühlen, «das Finale» zu sagen: «der Final» hat als schriftsprachlicher Helvetismus Dudens Segen.

Vielleicht wird, wenn dann doch der Halbfinal Endstation ist, ein Kommentator sagen: «Das war alles, was man von dieser Mannschaft realistischerweise erwarten durfte.» Dürfte er auch sagen «alles, das»? Das wäre nun gemäss Handbüchern nicht korrekt; im Duden 9 steht unter «Relativpronomen, 4. das / was»: «Schliesslich wird *was* fast ausnahmslos gebraucht, wenn das Bezugswort ein Indefinitpronomen oder ein Zahlwort ist.» Als Beispiele nennt er «dasselbe / das Gleiche, nichts, vieles / vielerlei / allerlei / manches» und verweist auf den bereits genannten Eintrag zu «etwas» – so weit ich sehe, das einzige indefinite (also unbestimmte) Fürwort, mit dem ausnahmsweise doch etwas so Bestimmtes gemeint sein kann, dass man mit «das» darauf Bezug nehmen darf.

Um sich das zu merken, sind zwei Gedichte hilfreich: der Psalm 150 und von Ludwig Giseke «Die Nachtreise». Im Psalm heisst es: «Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.» Und im Gedicht: «Jeder hat in seinem Gleise etwas, das ihm Kummer macht.» Aber halt, das ist doch das Beresinalied, das ans Debakel von Napoleons Armee am weissrussischen Fluss Beresina erinnert. «Der Glarner Oberleutnant Thomas Legler stimmt das Beresinalied am 28. November 1812 in aussichtsloser Lage an», berichtete Radio DRS4 200 Jahre später. Und dieses Lied des Leidens soll hier nun wirklich nicht zitiert werden, wo es doch um die hochgespannten Erwartungen an die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft in Russland geht.

207: «Der Bund», 1. 12. 2017

## Miau, gibt's da einen Code zum Knacken?

Wenn vom schwarzen Buchumschlag zwei gelbe Katzenaugen stechen und der Titel [«Die geheime Sprache der Katzen»](#) lautet, dann freuen sich Katzenfans. Zu ihnen zählt sich die Autorin Susanne Schötz selber, als «kattatant» in ihrer schwedischen Muttersprache. Eine Katzennärrin mag hoffen, die Geheimsprache mit diesem Buch lernen zu können. Wer die Passion nicht teilt, wird sich wohl eher skeptisch fragen, ob die Phonetik-Professorin Schötz wirklich «den Katzenscode knackt», und das obendrein «zum ersten Mal», wie es der Klappentext verheißt. Der Umschlag entspricht indessen weniger dem Buch als dem Ecowin-Verlag, der zum tierisch-energischen Salzburger «Red Bull Media House» gehört.

Mit den Tieren konnte sich bekanntlich schon Franz von Assisi unterhalten, und bereits in der Antike mag Äsop die Inspiration zu seinen Fabeln auch aus animalischen Konversationen geschöpft haben. Schötz aber, an der Universität Lund mit menschlichen Lauten befasst, geht der Phonetik in ihrem vielkätzigen Haushalt ebenfalls mit wissenschaftlicher Akribie nach – und bemüht sich erfolgreich, für menschliche und tierische Laien verständlich zu bleiben. Was sie beschreibt, sind akustische, situationsbedingte Formen der Kommunikation, nebenbei auch gestische und geruchliche. Schon auf Seite 9 (von 256) enttäuscht sie die Hoffnung auf ein ««Kätzisch»-Wörterbuch»: die Katzensprache bleibe «in diesem Sinne geheim».

Was die Autorin auch ohne Wörterbuch aus den vielfältigen Katzenlauten herausliest, bleibt erstaunlich und steht unter Kapitel-titeln wie «Brrrrh, wie schön dich zu sehen!». Derlei «Übersetzungen» darf man eben nicht wörtlich nehmen, denn Katzen «verfügen nicht über ganze Wörter, geschweige denn Sätze, haben also auch keine Grammatik». Sie können aber ihre Verlautbarungen dem Gegenüber anpassen und auf menschliche Äusse-



rungen reagieren – wobei es ebenfalls auf Ton und Situation ankommt, kaum auf Wörter. Die Melodik steht denn auch im Zentrum der weiteren Forschung. Diese lässt sich auf Englisch und mit kätzischen Tonbeispielen auf der Website Meowsic.info verfolgen; den Namen kann man mit «Miausik» übersetzen.

Für den Umgang mit Katzen gibt Schötz viele nützliche Tipps; das Buch ist auch mit Tabellen und Glossar gut für den praktischen Gebrauch eingerichtet. Die Schwedin hat es – mutig und mit Hilfe – auf Deutsch geschrieben, was ihr klar und flüssig gelungen ist. Die vielen Tippfehler, die der Verlag durchgelassen hat, lassen vermuten, dass dort zu viel (oder zu wenig) des Hausgetränks konsumiert wird.

Wir wissen nicht, ob eine Katze Selbstgespräche führen kann, oder anders gesagt: ob sie oder sonst ein Tier sich Abfolgen von lautlichen (oder anderswie kommunikativen) Symbolen vorstellt, um nachzudenken. Dass höhere Tiere eine Vorstellung von ihrer Umwelt, von sich selber und von ihren Handlungsmöglichkeiten haben, steht nach zahlreichen Forschungsergebnissen ausser Zweifel. Die Zeiten sind längst vorbei, da man Menschen für die einzigen Lebewesen hielt, die nicht nur von Instinkten getrieben sind.

Auch der Gebrauch von Werkzeug hat als menschliches Alleinstellungsmerkmal ausgedient, ebenso die Kultur im Sinn der Weitergabe erlernter Fähigkeiten an Nachkommen: Das ist bei Menschenaffen ebenfalls beobachtet worden. Solche, die in Gemeinschaft mit Menschen aufwachsen, haben auch schon ein beachtliches Repertoire an Gebärdensprache gelernt. Aber denken sie auch damit, oder ist Sprache als Werkzeug des Denkens und der Kommunikation über Dinge, Handlungen und Gedanken wirklich jenes Merkmal, das uns Menschen als Einzige auszeichnet? Mir scheint es so, aber für eine wissenschaftliche Antwort ist wohl noch viel mehr Forschung über «geheime» Tiersprachen wie auch über menschliches Denken und Sprechen nötig.

208: «Der Bund», 16. 12. 2017

## Sprache des Bodens oder der Menschen?

Wie reden – zum Beispiel – Eiger, Mönch und Jungfrau? Ausserhalb der Fernsehwerbung, die auch Bergen aufs Maul schaut, ist die Frage offensichtlich absurd. Und doch kann es Streit um die Sprache bestimmter Stücke Boden geben. Die bleiben zwar stumm, doch werden sie für eine bestimmte Sprache in Anspruch genommen. Als Mittel, solchen Streit zu vermeiden, gilt in der Schweiz gemeinhin das Territorialitätsprinzip: Der amtliche Geltungsbereich der Sprachen soll ein für allemal festgelegt und dann nicht mehr angefochten werden.

Das Prinzip wird in der Bundesverfassung nicht ausdrücklich genannt, steht aber – ohne Rechtskraft – im Sachverzeichnis, das dazu auf den Artikel 70 verweist. Demnach bestimmen die Kantone ihre Amtssprache selber, und «um das Einvernehmen zwischen den Sprachgemeinschaften zu wahren, achten sie auf die herkömmliche sprachliche Zusammensetzung der Gebiete und nehmen Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten». Für die Bundesbehörden gelten gesamtschweizerisch die bekannten drei Amtssprachen, und «im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache ist auch das Rätoromanische Amtssprache». Obwohl es schwierig sein dürfte, stets einen zuständigen Bundesbeamten zu finden, der Romanisch spricht: Mit dem verfassungsrechtlichen Anspruch ist neben dem Territorialitäts- auch das Personalitätsprinzip verankert, das für manche Belange ebenfalls in Belgien und Kanada gilt.

Entlang der Sprachgrenzen hält man sich in der Schweiz mit dem Territorialitätsprinzip weitgehend an die britische Lebensweisheit: «Gute Zäune sorgen für gute Nachbarn». Was für den Sprachenfrieden gut sein mag, sorgt indessen nicht unbedingt für individuelle Gerechtigkeit. Besonders weil die Menschen beidseits der «Zäune» nicht einfach Nachbarn sind, sondern Miteidgenossen mit – ebenfalls in der Verfassung verbrieft – Nieder-

lassungs- und Sprachenfreiheit. In den Kantonen ist unterschiedlich geregelt, wie leicht ein Grenzgebiet für zweisprachig erklärt wird oder man andernfalls etwa den Schulbesuch über die Sprachgrenze hinweg erleichtert. Sogar die Gemeindeautonomie spielt dabei manchenorts eine wichtige Rolle.

Die Angst vor einer Verschiebung der Sprachgrenze, etwa einer «Germanisierung» Freiburgs, hat zeitweise die «Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten» in den Hintergrund gedrängt. Die letzten Jahre brachten zwar Entspannung, aber noch nicht die gleiche «sprachliche Lebensqualität» wie in Biel («Sprachlupe» 200, gestützt auf die Zeitschrift «Sprachspiegel»). Mehr solche Lebensqualität ist nicht nur an der Sprachgrenze nötig. Warum etwa sollte in der Bundesstadt der Schulbesuch für Kinder aus allen Landesgegenden nicht in ihrer Muttersprache möglich sein?

Im aktuellen [«Sprachspiegel»](#) geht es – neben einem Vergleich Schweiz-Kanada – um Graubünden. Zu ihrem Schutz erhalten Romanisch- und Italienischsprachige ein besonderes statistisches Gewicht, wenn es um die Festlegung der Gemeinde-Amtssprache geht. Die Rätoromanen sind in ihren «Stammlanden» also rechtlich begünstigt, wenn auch nicht unbedingt in der Praxis. Dagegen ist ihre Lage besonders prekär, sobald sie in Gebiete mit deutschsprachiger Mehrheit «auswandern», erst recht ausserhalb des Kantons.

Damit sie ihre eidgenössisch anerkannte Landessprache auch dort gut pflegen können, wo das Territorialitätsprinzip sie nicht mehr schützt, braucht es eine weitere Prise Personalitätsprinzip. Mit den Kursen für romanischsprachige Kinder – seit 2015 in Zürich, vorübergehend auch in Basel – ist ein Anfang gemacht. Der Weg des Romanischen ins Unterland muss keine Einbahnstrasse sein: Baselland plant für nächstes Jahr in einigen sechsten Klassen eine Projektwoche «Rätoromanische Sprache und Kultur».

209: «Der Bund», 29. 12. 2017

## Der Name gibt dem EU-Vertrag den Gout

Sofern sich Brüssel und Bern doch noch finden, wird im kommenden Jahr ein Vertrag unterzeichnet, der für den bisherigen und künftigen Zugang der Schweiz zum EU-Binnenmarkt rechtliche Leitplanken setzen soll. Ob ihn danach das Schweizer Stimmvolk billigt, könnte auch davon abhängen, welche Bezeichnung sich in der Öffentlichkeit durchsetzt. Offiziell war bisher von einem Rahmenabkommen die Rede, meist mit dem Zusatz «institutionell». EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker versuchte bei seinem letzten Besuch in Bern, für einen «Freundschaftsvertrag» gut Wetter zu machen – ohne Erfolg.

Auf der anderen Seite reden SVP-Exponenten seit geraumer Zeit vom «Ankettungsvertrag», den es zu verhindern gelte. Sie zielen damit vor allem auf die automatische Übernahme von EU-Recht und auf die «fremden Richter» des EU-Gerichtshofs, den Brüssel allein zuständig sehen will, wenn die Auslegung strittig ist. Immerhin ist die SVP-Wortwahl jetzt etwas milder als beim «Kolonialvertrag», wie Parteivordenker Christoph Blocher gern den – 1992 vom Volk abgelehnten – EWR-Vertrag bezeichnet. Bei Kolonien denkt man an Ausbeutung, bei Ankettung «nur» an Unfreiheit.

Mit der Übernahme von EU-Recht – mit Konsultations-, Ausnahme- und Ausstiegsklauseln garniert – hat die Schweiz schon bisher auf eigene Gestaltungsmöglichkeiten verzichtet. Sie hat damit die weitreichende Teilnahme an den EU-Freiheiten für Menschen und Güter, Kapitalien und Dienstleistungen erkaufte. Ohne Polemik kann man das gewiss als Anbindung bezeichnen, mit der ein zivilisierter Umgang möglich ist, während gegen Ankettung nur ein Bolzenschneider hilft, sofern man kein Entfesselungskünstler wie Houdini ist. «Freundschaftsvertrag» klingt zwar freundlicher, aber auch nach Schulterklopfen oder gar Ironie – was wäre denn das für eine Freundschaft, die einen Vertrag braucht? Und erst noch einen unter Druck ausgehandelt;

Scharfmacher reden gar von Erpressung. Bestenfalls wäre «Partnerschaft» angebracht, auch wenn die EU dieses Wort bisher nur für Vertragsgeflechte mit ihren östlichen bzw. südlichen Nachbarn verwendet hat.

Auch gegen diese Bezeichnung lässt sich einwenden, sie verhülle die Einseitigkeit der Sache: Es geht ja nie um die Übernahme von Schweizer Recht durch die EU, sondern immer ums Umgekehrte. Auf halbem Weg zwischen «Anbindung» und «Partnerschaft» bietet sich eben doch «Rahmen» an, oder aussagekräftiger: «Zugang». «Vertrag» sollte allerdings schon dabeistehen, denn damit ist die völkerrechtliche Verbindlichkeit eindeutig genannt. Auch manche «Abkommen» stehen auf gleicher Stufe, aber manchmal ist nur eine Abmachung zwischen Regierungen gemeint, ohne vom Parlament gutgeheissene Ratifikation.

Die rund 120 Abkommen unterschiedlichen Ranges, die es zwischen der EU und der Schweiz gibt, bilateral zu nennen, ist eigentlich eine Banalität, denn bilateral heisst ja nichts anderes als zweiseitig. Multilateral, also zwischen mehreren Parteien geschlossen, ist zum Beispiel der Europäische Wirtschaftsraum (EWR). Der «bilaterale Weg» ist unsere Alternative dazu, aber das Wort hat ein Eigenleben gewonnen. «Wir regeln das bilateral», kann jemand an einer Sitzung sagen, wenn er ein Problem mit einem einzelnen Teilnehmer nicht in der Runde ausbreiten will. Früher hätte er einfach «unter uns» gesagt.

In der Schweizer EU-Politik wird nun oft argumentiert, das Volk habe «zum bilateralen Weg Ja gesagt» – dabei ist es nur so, dass eine Reihe von Abstimmungen über bestimmte Schritte auf diesem Weg positiv ausgegangen sind. Das bedeutet keine Zustimmung auf Vorrat zu weiteren Schritten, und wer eine bestimmte Vorlage dazu ablehnt, während er frühere gebilligt hat, ist nicht a priori inkonsequent. Er wird es erst, wenn er Worte wählt, die den bisherigen und den künftigen Weg zugleich verunglimpfen. Umgekehrt ist «bilateral» auch noch kein Gütesiegel für eine Vorlage.

210: «Der Bund», 12. 1. 2018

## Typografische Tricks bedrohen die Sprache

Es muss eine furchtbare Bedrohung sein: «Die Vervielfachung der orthografischen und syntaktischen Markierungen, die sie mit sich bringt, führt zu zergliederter Sprache mit zusammengewürfelter Ausdrucksweise und bewirkt eine Verwirrung, die an Unlesbarkeit grenzt.» Mehr noch, «angesichts dieser ... Abwegigkeit schwebt die ... Sprache fortan in Lebensgefahr, wofür unsere Nation ... den künftigen Generationen Rechenschaft schuldet».

Auch wer noch nicht erraten hat, um welche Sprache es geht, merkt, dass sie eine Nation prägt, mit der kaum die Schweiz gemeint ist. Diese Sprache gehört freilich auch zu unserem Land, und sie ist mit der «Abwegigkeit» hier nicht allein, sondern sogar eher im Rückstand. Es geht ums Französische, und den zitierten «Alarmruf» hat seine höchste Instanz, die Académie française, im vergangenen Oktober einstimmig erhoben. Und die «Abwegigkeit» (aberration) ist «eine «écriture inclusive», die den Anspruch erhebt, sich als Norm aufzudrängen». Im Deutschen ist sie mit diesem Anspruch schon weiter fortgeschritten, denn es handelt sich um die «geschlechtergerechte Schreibweise», auch etwa «gegenderte» genannt – vom englischen «gender» für soziales oder auch grammatisches, nicht aber biologisches Geschlecht.

Im weiten Feld der «geschlechtergerechten Sprache» ist die Schreibweise nur eine Facette. Französischen Amtsstellen hat der Premierminister kurz nach dem Alarmruf der Akademie Formen wie «tou·te·s» für «alle» verboten. Der hier verwendete Medio-punkt (·) ist im Deutschen ein Kennzeichen der Leichten Sprache und soll Leuten mit Leseschwäche das Verstehen von Wort·Verbindungen erleichtern; als Mittel zum Gendern ist er mir erst selten begegnet. Genderbewusste SchreiberInnen, Korrektor\_innen oder Leser\*innen bevorzugen die soeben gezeigten Schreibweisen. Diese sollen nicht nur Männer und Frauen, sondern oft auch geschlechtlich anders oder gar nicht Zuordnungswillige einschliessen, also «inkludieren». Die korrekte Aussprache der

Zeichen wäre erst noch zu erfinden. Auch in Österreich hat, wie die [«Wiener Sprachblätter»](#) berichten, eine Amtsstelle solche Schreibweisen abgelehnt: Die Volksanwaltschaft, eine Art Ombudsstelle, hat einer Beanstandung recht gegeben ([Anhang 4](#)). Es ging um «die Verwendung des Binnen-I und ähnlicher Formen als Beurteilungskriterium an Schulen und Pädagogischen Hochschulen, weil sie in den Rechtschreiberegeln nicht vorgesehen sind. Vollständige Paarformen sind selbstverständlich zulässig.» Aber selbst diese Ausdrucksweise (und andere sprachlich ebenso wie gendermässig korrekte Formen) lückenlos und zwingend vorzuschreiben, widerspricht laut der hohen Amtsstelle dem «Recht jedes Bürgers, sich gemäss [Bundesverfassung] der deutschen Amtssprache zu bedienen».

In der deutschen Sprache wird oft das «generische Maskulinum» verwendet, bei dem das grammatische Geschlecht nicht jenes der genannten Personen bedeutet, sondern alle umfasst. Bei der Feststellung, die Schweiz zähle gut acht Millionen Einwohner, wird kaum jemand auf die Idee kommen, man habe nur (eindeutig) männliche gezählt. Dennoch finden Sprachfeministen jeglichen Geschlechts, zwecks «Sichtbarmachung» müssten auch die Einwohnerinnen genannt oder mit typografischen Mitteln einbezogen werden – und zusätzlich jene, die sich sonst immer noch nicht mitgemeint fühlen oder fühlen wollen.

So kommt man rasch zur Unlesbarkeit. Mit Doppelnennungen, wo sie im Zusammenhang sinnvoll sind, oder mit neutralen Wendungen, wo sie zwanglos möglich sind, lässt sich die beklagte Dominanz männlicher Formen weitgehend vermeiden. Dass diese aber gar nie generisch, also für alle stehen dürfen, ist eine sprachfremde Forderung. Je konsequenter indessen «geschlechtergerechte» Formen verwendet werden, desto mehr könnte sich die Ansicht durchsetzen, wo das Maskulinum stehe, kämen immer nur Männer vor. Dann hätten die «Aktivist\*innen» den Zustand herbeigeführt, den sie beklagen und bekämpfen.

211: «Der Bund», 26. 1. 2018

## Die Wütigen sind da, Nachbildung ratsam

Wütend wurde ich nie über «wütig» in einem schriftdeutschen Text, doch fand ich das Wort allzu mundartlich. Aber dann stand im Leitartikel eines Chefredaktors dies: «Hinzu kommen die Wütigen, für die einzelne Sendungen schon Grund genug sind, die Gebühr abzuschaffen.» Da kam ich ins Grübeln und schrieb dem Autor: «Auf den zweiten Blick fängt das Wort an, mir auch für den schriftlichen Gebrauch zu gefallen; Tollwütige, Spielwütige und sonst allerlei Kombiwütige tummeln sich schliesslich ungehindert in der Standardsprache. Wütende sind nicht ständig wütend, Wütige wohl schon, nach Art der Wutbürger.»

Weil sich das Partizip «wütend» als Adjektiv selbständig gemacht hat, kann es freilich schon auch für einen andauernden Gemütszustand verwendet werden. Hingegen taugt es kaum noch als Bezeichnung für jemanden, der gerade am Wüten ist. Bei echten Partizipien wie «studierend» aber machen Sprachpuristen geltend, so könne man nur Leute bezeichnen, die gerade mit Studieren beschäftigt seien. Also gehe es nicht an, aus Studenten bequemerweise Studierende zu machen, um ja nichts über ihr Geschlecht zu sagen. Allerdings haben sich diese Studierenden nun auch schon so selbständig gemacht, dass kaum noch jemand auf die Idee kommt, sie studierten rund um die Uhr und ums Jahr.

Genau genommen hat auch das Wort «Student» diese Verselbständigung durchgemacht, beim Import ins Deutsche – denn das lateinische «studens» bedeutet «studierend» und ist ebenso geschlechtsneutral. Man könnte also eine Hochschülerin auch als «eine Student» bezeichnen, aber wegen der Versuchung, -e anzuhängen, empfiehlt sich das nicht. Einfacher wäre es, wenn sich «der/die Studens» eingebürgert hätte. Doch den Übernahmen aus dem Lateinischen liegt meist der Akkusativ (studentem) zugrunde. Hier nur nebenbei: Auch «der Schüler» ist nicht zwingend biologisch männlich, und man kann durchaus vom «ersten



weiblichen Schüler» eines Instituts reden, während «erste weibliche Schülerin» widersinnig ist: Was für andere Schülerinnen soll es denn vor ihr gegeben haben? Sagt man aber «erste Schülerin», so ist unklar, ob es vor ihr überhaupt Schüler gab.

Wie praktisch wäre es doch, mehr unangefochten geschlechtsneutrale Wörter zu haben wie etwa Kind, Mündel oder auch Waise, Säugling. Allerdings liest man neuerdings ab und zu «der Waise» für eine männliche, und «Gesäugte» ist schon als neue Bezeichnung gefordert worden, für Säuglinge jedweden Geschlechts – auch wenn sie noch so laut schreien, weil sie eben gerade noch nicht gesäugt sind. Vielleicht sind sie darob wütend, aber hoffentlich nur bis zum Stillen, sonst würden noch Wütige aus ihnen. Und warum nennen wir sie nicht einfach Säugige, in der Einzahl der/die/das, je nachdem, ob etwas über das Geschlecht des Winzlings gesagt werden soll? In erster Linie deswegen nicht, weil das Wort völlig ungebräuchlich ist, aber das kann sich ja noch ändern. Nicht per Dekret, aber vielleicht durch den Sprachgebrauch, der sich heutzutage wohl schneller ändert als je zuvor, auch dank den Medien, besonders solchen zum Mitmachen. Wörter auf -ig bieten sich zuhauf zum Ausprobieren an.

Wie wär's mit «Fussgängigen» samt den Streifen für sie? Wie eine Strassenquerung rollstuhlgängig sein kann, kann sie auch fussgängig sein; der Schritt zur Personenbezeichnung ist klein. So mag ja nicht nur ein Anlass gesellig sein, sondern ebenfalls, wer daran teilnimmt. Auch Abkürzungen auf -i wie Studi, Journi, Knasti liessen sich durch mit -ig schriftsprachlich adeln, dann entfielen zudem die Mehrzahlformen auf -s. Allerdings genießt eines der drei Beispiele bereits in der heutigen Form des Dudens Segen, mit dem Zusatz «umgangssprachlich»: der/die Studi. Und für jemanden, der im Gefängnis ist oder war, kennt das Wörterbuch in der gleichen Kategorie: der/die Knacki. Hier verbietet es sich natürlich, -g anzuhängen: «knackig» ist schon besetzt, wie auch etwa «fahrig». Schade!

212: «Der Bund», 9. 2. 2018

## Schicksale vereinen Mensch und Buch

Menschen und Bücher haben mehr gemeinsam als das Offensichtliche, dass Bücher von Menschen geschrieben und gelesen werden. Das Medium und seine Bezugspersonen können Schicksalsgemeinschaften bilden – sei es beim Schreiben, indem das Buch das eigene Leben reflektiert und, einmal geschrieben, aufs Leben zurückwirkt, oder sei es, dass das Buch diese Wirkung bei jenen entfaltet, die es zur Hand nehmen. Es wäre noch zu erforschen, ob solch vertieftes Erleben wahrscheinlicher ist, wenn man ein gedrucktes Buch er- und begreift, als wenn man seinen Inhalt auf einem Bildschirm zur Kenntnis nimmt. «Ihre Schicksale» haben nach einem geflügelten lateinischen Wort die Bücher selber. Sich vorzustellen, was ein älteres Buch schon alles erlebt hat oder ein neueres noch erleben könnte, beflügelt die Fantasie.

Man kann das Schicksal mit etwas Glück verfolgen, wenn man ein Buch mit einem Code von [Bookcrossing.com](http://Bookcrossing.com) versieht und es aussetzt. Der spätantike Gelehrte Terentianus Maurus, von dem das geflügelte Wort stammt, münzte es allerdings nicht auf die Lebensläufe einzelner Exemplare; es ging ihm darum, wie der Inhalt ankommt, nämlich «je nach Auffassungsgabe des Lesers», vor allem des Kritikers. Im aktuellen [«Sprachspiegel»](#) beleuchtet der Altphilologe Klaus Bartels diese Herkunft.

Nicht nur das Schicksalhafte, auch das Körperhafte verbindet Menschen und Bücher. Im gleichen Heft schreibt Claudia Engler, die Direktorin der Burgerbibliothek Bern: «Der Buchkörper hat einen Rücken, einen Kopf, einen Fuss und ein Gelenk. Diese Metaphorik überträgt sich selbst auf elektronische Dokumente. Diese haben weiterhin Kopfzeilen und Fussnoten und erkranken an Viren.» Und so wird auch das Lesen als leiblicher Vorgang beschrieben: «Aus Erkenntnishunger und Wissensdurst wird ein Buch verschlungen, auf Ausdrücken wird herumgekaut; Texte sind geistige Nahrung, aber man kann sich an ihnen übersättigen

und manchmal sind sie schwer verdaulich.» Die Autorin führt solche Bilder auf die christliche Metaphorik zurück: «Und das Wort ward Fleisch» (Joh. 1,14). Der Leib Christi wiederum wird im Abendmahl verzehrt; ob symbolisch oder dank der Wandlung, kann hier dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall handfest ist der Vorgang, bei dem aus Tierhäuten Pergament entsteht und Leder, um die Blätter zum kostbaren Buch zu binden. Auch auf lebende menschliche Haut wird geschrieben, einmal vom Leben selbst, das Spuren hinterlässt, auch durch (Selbst-)Verletzungen, die wiederum oft ein literarisches Motiv bilden. Und schliesslich verweist Engler auf Tätowierungen, in denen gemäss manchen Theorien «geradewegs der Ursprung der Schriftkultur angelegt sei».

Bücher und Büchereien sowie die Menschen, denen sie anvertraut sind, bilden ebenfalls nicht selten literarische Motive, etwa in Werken von Elias Canetti, Umberto Eco oder Carlos Ruiz Zafón. Eine Steigerungsform ist es, wenn ein Buch seine eigene Geschichte erzählt, ja zum Romanhelden wird wie «Abbitte» von Ian McEwan oder «Die Wahrheit über den Fall Harry Québert» von Joël Dicker. Und neuerdings kann man eine nahezu reale Person mit einigen Mausclicks in ein [\(Märchen-\)Buch](#) einfügen.

Im Leben ein neues Kapitel aufschlagen, das möchten viele. Manche sind selber ein Buch – eines mit sieben Siegeln zum Beispiel. Oder aber man kann in jemandem lesen wie in einem offenen Buch. Bevor es so weit ist, wenn wir noch nichts wissen über eine Person, ist sie ein unbeschriebenes Blatt. Beginnt sie sich zu offenbaren, dann redet sie vielleicht wie ein Buch, womit mehr die Quantität als die Qualität gemeint ist – es sei denn, sie rede druckreif. Umgekehrt kann den Menschen wohl schon bald nicht nur auf, sondern unter die Haut geschrieben werden: durch Manipulation des Erbguts. Die Schicksalsgemeinschaft von Mensch und Buch kann seit Langem sogar lebensgefährlich werden, wie Heinrich Heine warnte: «Dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.»

213: «Der Bund», 23. 2. 2018

## Gut geduzt ist halb verkauft – wirklich?

«Na, liest du diesen Text gerade während der Arbeit?» Keine Angst – ich überwache Sie nicht und erfreche mich auch nicht, Sie zu duzen; ich zitiere nur. Denn so hat mich neulich am Bildschirm der Kioskdienst Blendle begrüsst, bei dem man Zeitungsartikel einzeln kaufen kann. Und so ging es weiter: «Weil dir langweilig ist? Da bist du nicht alleine.» Blendle ist ebenfalls nicht allein – mit der Masche, seine Kundschaft zu duzen. Der schon fast übergriffig anbietende Ton ist mir allerdings sonst noch nirgends aufgefallen; ihm nahe kam der Marktdienst Sirop mit «Das ist wirklich eine sehr gute Auswahl.» Ich nehme nicht an, dass andernfalls kommt: «Was, den Mist willst du wirklich?»

Die duzenden Marketing-Leute werden ja schon wissen, was sie tun. Mag sein, dass für jeden Kunden, den die Duzerei nervt, drei kommen, bei denen sie kundenbindend wirkt. Das soll sogar im wirklichen Leben so sein. Während aus Schweden die Kunde kommt, das allgemeine Duzen sei im Rückgang, kommen Kunden in hiesigen Läden bis ins mittlere Erwachsenenalter nicht selten in den Genuss der vertraulichen Anrede. «Ich werde alt», sagte mir ein Dreissigjähriger, als er in einem Laden zum ersten Mal ge-siezt worden war.

Ein anderes Du ist einer Leserin aufgefallen. Sie fragt: «Warum benützen die Personen (vor allem Sportler/innen bei Interviews oder Kommentatoren bei Sportsendungen im TV) immer das Du, wenn sie von sich selber sprechen? Ein Beispiel: «Ein solches Gegenor hätte es nicht gebraucht, aber das passiert im Fussball. Du kannst nicht alles verhindern ...»» Dieses Du braucht man nicht einmal zu verhindern; es wird verallgemeinerndes Du genannt und im Gespräch oft anstelle von «man» verwendet. Es ist älter als das Fernsehen und vielleicht sogar älter als der Sport. Es dient dazu, eine allgemeine Aussage so vorzubringen, dass der Angesprochene fast nicht anders kann, als ihr zuzustimmen: «Du

kannst doch von der Katze nicht verlangen, dass sie das Mäusen lässt.» Oft wird es redensartlich gebraucht: «Da kannst du nichts machen; da staunst du Bauklötze!» Oder die schweizerdeutsche Variante: «Da leisch es Ei!»

Es gibt auch eine Art lyrisches Du, weniger «offiziell» als das lyrische Ich, das in manchen Gedichten spricht, ohne mit dem Dichter identisch zu sein. Der wiederum kann auch ein Du ansprechen, ohne ein bestimmtes zu meinen, auch nicht unbedingt den Leser. So bleibt bei Rilke («Abend») offen, wer da schaut: «... du schaust: und von dir scheiden sich die Länder ...». Es folgt die allgemeinmenschliche Erfahrung eines gedanklichen Scheidewegs.

In der Wikipedia steht zu «Du (Personalpronomen)» u. a.: «In der Umgangssprache wird zunehmend die zweite Person Singular als Subjekt von eigentlich unpersönlichen Aussagen verwendet, in denen in der Schriftsprache üblicherweise «man» verwendet wird.» Eines der zwei angeführten Beispiele kommt tatsächlich aus dem Sport. Allerdings steht der ganze Wikipedia-Eintrag unter dem Vorbehalt, er sei «nicht hinreichend mit Belegen ausgestattet». Mir fällt als Ersatz für «man» in letzter Zeit eher «sie» auf, wie es im Dialekt häufig ist und in Schulaufsätzen verpönt war; schriftlich stört es mich immer noch.

Die Wikipedia weist ferner auf eine «Parallelität mit der englischen Sprache» hin, wo «you» für unser «man» am geläufigsten sei. An anderer Stelle vermutet das Internet-Lexikon hinter diesem Du eine unbewusste Nachahmung des Englischen. Diese Erklärung ist unnötig. Eine bewusste Nachahmung aber liegt gewiss vor, wenn in einer Theaterkritik «dieses In-dein-Gesicht» als Markenzeichen des Autors Lutz Hübner genannt wird. «In your face» macht man eine unverblümete, verletzende Aussage. Auf Mundart lässt sich der Vorgang mit «dem hani's gseit» wiedergeben, auf Jiddisch mit «areingesugt» (hineingesagt). Jetzt müsstest du das nur noch deutsch und deutlich sagen können.

214: «Der Bund», 9. 3. 2018

## Zivilgesellschaft: Was ist sie, und wozu da?

Von einem «Sieg», ja von einem «Aufstand» der Zivilgesellschaft redeten die Gegner der No-Billag-Initiative gern, nachdem das Stimmvolk diese versenkt hatte. Auch manche Kommentatoren bemühten die Zivilgesellschaft, um die breite Unterstützung für gebührenfinanzierten Service public in audiovisuellen Medien zu erklären. Dumm nur: Auch die Initiative selber stammte aus der Zivilgesellschaft, wenn damit Kanäle ausserhalb der etablierten Politik gemeint sind. Oft genug war ja von der «Bieridee» zu lesen, die drei junge Männer beim Feierabendbier ausgeheckt hatten.

Für den Online-Duden ist die Zivilgesellschaft eine «Gesellschaftsform, die durch selbstständige, politisch und sozial engagierte Bürger[innen] geprägt ist». Demnach wäre jede Gesellschaft in dem Masse zivil, in dem sie so geprägt ist. Meistens aber wird der Begriff für die Gesamtheit der Organisationen des Bürger-Engagements gebraucht; dass hier gerade auch viele Bürgerinnen einen Beitrag leisten, dürfte sogar ohne feminine Wortformen allgemein bekannt sein. «Bürger» (lat. civis) steckt im Wort «zivil», auch wenn das beim gängigen Gebrauch für «nicht uniformiert» etwas in Vergessenheit geraten ist.

Die Zivilgesellschaft kann auch als Summe der Nichtregierungsorganisationen (NGO) verstanden werden, wenn man informelle Gruppierungen etwa in der Nachbarschaftshilfe dazuzählt und sich am sperrigen Wort (samt englischer Abkürzung) nicht stört. Nicht von der Regierung zu sein, ist freilich nicht unbedingt die wichtigste Eigenschaft von Hilfswerken oder anderen ideellen Gruppierungen. Wichtiger ist hier, dass sie gemeinnützig sind.

Von Zivilgesellschaft war wohl in der breiteren Öffentlichkeit erstmals die Rede, als es nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft in Osteuropa möglich wurde, dass sich Bürger offen ausserhalb der Partei- und Staatskreise organisierten. Und dass sie

dabei von aussen unterstützt wurden: Westliche Stiftungen traten auf, um die Zivilgesellschaft zu fördern. Sehr weit sind damit weder sie noch innere Kräfte in den postkommunistischen Ländern gekommen. Das zeigt der Aufstieg populistischer, autoritärer Regierungen – die folgerichtig auch gern ausländische Hilfswerke schikanieren. Auch bei uns wird die Zivilgesellschaft zuweilen als Gegenpol zu den vorherrschenden Kräften gesehen: Sie sei es, die sich etwa gegen die Ausbeutung von Mensch und Umwelt wehre oder gegen die Manipulation der öffentlichen Meinung durch verführerische Vereinfacher.

Wer aber Feindbilder bemüht, um die Zivilgesellschaft zu definieren, entfernt sich von der Idee des möglichst breiten (staats-)bürgerlichen Engagements und kann selber zum Feindbild werden. So geschehen in einer SRF-Sendung, die den angeblichen Ausschluss politisch Inkorrektur aus der selbsterklärten Zivilgesellschaft anprangerte. Ein Radioredaktor argumentierte, in der Schweiz mit ihrer direkten Demokratie seien «alle Bürgerinnen und Bürger zusammen die Zivilgesellschaft par excellence», inklusive Politiker und Milizarmee (SRF 2, 2.11.2017, [«Sprache reformieren»](#)). Das klang wie einst der Spruch, die Schweiz habe keine Armee, sie sei eine. Nur jetzt eben zivil.

Wohltuend war nach der No-Billag-Abstimmung die Reaktion von Laura Zimmermann, Co-Präsidentin der gegen die Initiative engagierten Operation Libero. Auf den vermeintlichen Erfolg der Zivilgesellschaft angesprochen, antwortete sie laut «Bund» (5.3.2018), das sei ein «überstrapaziertes Modewort»; es brauche sowohl politische als auch gesellschaftliche Akteure: «Der Mix ist entscheidend.» Operation Libero gilt oft als Musterbeispiel zivilgesellschaftlichen Engagements, definiert sich aber selber als «die neue politische Bewegung der Schweiz». Gar manches kann die Zivilgesellschaft eben nicht gegen die Politik bewirken, sondern gerade durch sie.

215: «Der Bund», 23. 3. 2018

## Italienisch ist überall, wo wir gut hinhören

«Bern ist überall» – um Bern überall zu finden oder hinzubringen, braucht es die gleichnamige Poetengruppe. Italienisch ist überall – das hat eine Soziologengruppe herausgefunden, jedenfalls bezüglich der Schweiz. Sie hat diesen Befund in einer Forschungsskizze auch auf Deutsch publiziert ([«Italienisch ohne Grenzen»](#), Seismo-Verlag). Verio Pini, Irene Pellegrini, Sandro Cattacin und Rosita Fibbi halten sich – anders als viele in ihrem Fach – nicht lange mit Zahlen auf, sondern verwenden diese bloss, um ihr Untersuchungsfeld zu umreissen.

Von den Italienischsprachigen – einmal auf knapp 7, einmal auf gut 8 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung beziffert – leben mehr als die Hälfte «nördlich des Gotthards», und diesem Teil gilt das besondere Interesse der Autoren. Denn hier wollen sie eine Art Dunkelziffer ans Licht bringen. Sie stützen sich auf eine amtliche Strukturhebung, wonach auch etliche, die Italienisch nicht als Hauptsprache angeben, dieses doch in Beruf oder Familie verwenden. Darüber hinaus: «Von den 8,3 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern unseres Landes hat jede achte Person eine Italianität», neben der Sprache auch durch Abstammung definiert.

Den Befindlichkeiten dieser Gruppe spürt die Studie nicht mit einer «repräsentativen» Umfrage nach (was oft auch «oberflächlich» bedeutet), sondern mit 14 in die Tiefe gehenden Interviews. Von den Befragten leben die meisten nicht in der italienischen Schweiz; etwa die Hälfte stammt von dort, die andere (mindestens teilweise) aus Italien. Manche sind prominent, andere nicht. Gemeinsam ist ihnen – bei allen Unterschieden der Lebenserfahrung –, dass sie etwas Italienisches als Teil ihrer Persönlichkeit sehen. Von ihren Erzählungen – in [«Italiano per caso»](#) bei Casagrande in Bellinzona publiziert – sind in der Auswertung auf Deutsch nur einzelne Passagen wiedergegeben.



Oft geht es dabei um die Erfahrung des Fremdseins sowohl in der aktuellen Lebensumgebung als auch bei Besuchen in der Urheimat. Es geht aber auch um die Flexibilität, die solche Biografien mit sich bringen. «Pietro» wuchs vorwiegend in Zürich mit «nicht gepflegter» Italianität auf, wurde dann an eine Schule in der Engadiner Heimat seiner Mutter geschickt und bemerkte dort, dass Mailänder beliebter waren als Zürcher – also «gab ich den Italiener». Es handelt sich um den späteren Tamedia-Patron und damit «Bund»-Verleger Pietro Supino.

Die gesamte Bevölkerungsgruppe, der die Studie Italianität bescheinigt, könnte «mehr Rechte, Anerkennung und im belgischen Sinne Autonomie erstreben, wenn sie (...) angemessen sensibilisiert, organisiert und unterstützt würde, sowohl in sprachlicher als auch in soziokultureller Hinsicht». Mit «belgisch» ist offensichtlich nicht der ethnonationalistische Spaltpilz gemeint, eher die in Belgien für kulturelle Belange geltende Organisationsform nach Sprachgemeinschaften. Die Forscher kommen eben gerade zum Schluss, «dass die Idee einer monolithischen (...) sprachlichen Zugehörigkeit infolge zunehmender Mobilität (...) nicht nur in keiner Form der Wirklichkeit entspricht, sondern auch nicht erstrebenswert ist». Angestrebt wird dagegen, dass das Italienische nicht allein in seinen Stammländern, sondern in der ganzen Schweiz Pflege erfährt.

Alt Nationalrat Remigio Ratti spricht in seinem Nachwort von «Italizität» in einem umfassenderen Sinn als «Italianità», die oft einseitig auf Kulinarik und andere Lebensfreuden gemünzt ist. Es geht ihm um eine der «multiplen Identitäten» der Schweiz, mit denen unser Land europäisch und global «Nähe zu Netzwerken und Wertvorstellungen vorfindet». Diese Stärken zum Tragen zu bringen, erfordere aber «statt reine Verwaltung (des Sprachenfriedens) vermehrt auch Steuerung».

216: «Der Bund», 6. 4. 2018

## Verneinungen und andere Logik-Tücken

«Wer sich wie die FDP nicht zu den eigenen Ursprüngen bekennt und gegen den Staat kämpft ...»: Wirft hier jemand den Freisinnigen vor, ihre staatsfeindlichen Ursprünge zu verleugnen? Nein, mündlich hat der Schriftsteller Lukas Bärfuss wohl mit einer Kunstpause nach «bekennt» deutlich gemacht, dass der Kampf gegen den Staat eben gerade nicht zu den Ursprüngen der Partei passt. Aber bei der schriftlichen Wiedergabe des Gesprächs («Sonntags-Zeitung») wäre der Gegensatz nur durch eine andere Formulierung klar geworden: «... sondern gegen den Staat kämpft».

Achtet man beim Reden und Schreiben nicht auf die Logik, so hat man rasch einmal etwas anderes gesagt als gemeint, besonders wenn Verneinungen im Spiel sind. Meistens wird man dennoch gut verstanden, weil das Gegenüber aufgrund des Zusammenhangs aus verschiedenen logischen Möglichkeiten die richtige wählt oder überhaupt anstelle der Logik den gesunden Menschenverstand walten lässt. So bei diesem Satz: «Schweizer reisen nicht, weil es billiger ist, zum Skifahren nach Vorarlberg.» Man vermutet sofort, es müsse andere Gründe für den Abstecher über die Grenze geben als den Preis – aber eigentlich steht hier, Schweizer verzichteten, vom tiefen Preis abgeschreckt, auf diese Reise. Ist nicht das gemeint, so muss zumindest das Komma verschoben werden: «... reisen, nicht weil es billiger ist», oder noch besser: «... reisen nicht deshalb, weil es billiger ist ...». Und was ist wohl mit folgendem Titel einer Pharmareklame gemeint? «Sie bestimmen ihr Leben. Nicht Ihre Blase.» Na ja, alles kann man nicht bestimmen.

Im «Grünen Heinrich» schrieb Gottfried Keller über seine Schulzeit: «Dort galt ich für nichts weniger, als einen talentvollen Zeichner.» Wer es las, begriff wohl auf Anhieb, dass die zeichnerische Begabung verkannt wurde. Denn hätte er als Kunsttalent gegolten, hätte Keller geschrieben: «... galt ich für nicht weniger», also «nicht» ohne s (und nach heutigen Regeln hätte er in beiden

Fällen das Komma weggelassen). Wir Heutigen erkennen erst aus dem Zusammenhang ganz sicher, was er meinte. Die Unterscheidung mit und ohne s wäre auch heute noch logisch, aber der Sprachgebrauch hat sie verwischt – und er hat den Vorrang, denn schliesslich geht es um Verständigung. Der Zweifelsfälle-Duden (Band 9) befindet, dass «nichts weniger als auch im Sinne von «nichts Geringeres als» gebraucht werden kann». Er empfiehlt aber für unklare Fälle eine andere, eindeutige Formulierung.

Bevor sich ein unlogischer Sprachgebrauch nicht gebieterisch durchgesetzt hat, darf man sich ihm durchaus verweigern. Just in dem Satz steckt mit «bevor nicht» so ein Beispiel: Es geht ja um den Zeitraum vor der Durchsetzung, also hat «nicht» hier nichts verloren – was wäre denn der Zeitraum vor einem nicht eingetretenen Ereignis? Das störende Wort hat sich wohl aus «solange nicht» eingeschlichen, wo es durchaus am Platz ist. Der erwähnte Duden 9 hat diese Vermischung als gebräuchlich registriert, er empfiehlt «bevor nicht» sogar, wenn der Nebensatz vorangeht: «Bevor du nicht unterschrieben hast, lasse ich dich nicht fort.» Riskiert man wirklich, missverstanden zu werden, wenn man «bevor» logisch richtig ohne «nicht» verwendet?

Bisweilen nistet sich ein Wortsinn ein, der dem ursprünglichen widerspricht: «Über die Hälfte ihres Lebens ist sie bereits in Parlamenten vertreten», stand im Porträt einer Kandidatin. Gemeint war, so lang habe sie Parlamenten angehört – durch jemanden vertreten sind ja alle, zumindest die Wahlberechtigten. Doch der Online-Duden registriert für «vertreten sein» auch die Bedeutung «anwesend, zugegen sein». Also könnte man spitzfindig bemäkeln, die effektive Sitzungszeit habe nie und nimmer die Hälfte des Lebens ausgemacht. Undenkbar, dass dies doch der Fall wäre – und schon haben wir das angeblich Undenkbare gedacht. Aber selbst wo die Logik nicht mehr mitkommt, weiss der Duden Rat – mit den Synonymen «ausgeschlossen, nie, undurchführbar, unmöglich» für «undenkbar».

217: «Der Bund», 21. 4. 2018

## Mit Widersprüchen klug reden und leben

Da kommt in Deutschland eine Kundin in den Laden und verlangt deutsche Kartoffeln. Der Händler bietet ihr an, was er hat: holländische. Wie die Kundin auf deutschen besteht, gibt er zurück: «Wollen Sie die Kartoffeln nun essen oder sich mit ihnen unterhalten?» Diese Anekdote erzählt der (deutsche) Linguist Winfried Ulrich im aktuellen [«Sprachspiegel»](#) – nicht nur als Münsterchen für Schlagfertigkeit, sondern in einem weiteren Zusammenhang: Er untersucht, wie Gegensätze zugleich unser Denken und unsere Sprache prägen. Ulrich geht vom Spracherwerb von Kleinkindern aus und schreibt über Gegensatzpaare, «die wir im Wortschatz, in unserem inneren, ‹mentallexikon› gespeichert haben und die wir täglich verwenden, z. B.: *schnell – langsam, gross – klein, billig – teuer, beruflich – privat, Krieg – Frieden, kommen – gehen, vorher – nachher*. Die Bedeutung solcher und anderer Gegenwörter für unser begriffliches Denken und für unsere sprachliche Verständigung wird zumeist unterschätzt.» So drängt sich der Verdacht auf, dass uns Schwarz-Weiss-Denken von frühester Jugend an eingetrichtert wird – nicht mit der Muttermilch, aber mit der Muttersprache.

Auch im Märchen sind Gut und Böse meistens klar erkennbar geschieden. Zwar lernen Kinder mit der Zeit ebenfalls, dass es zwischen kalt und heiss auch noch warm gibt, und sogar, dass sich manche Gegensätze nicht unbedingt ausschliessen: Eile mit Weile! Aber auch noch bei Erwachsenen ist die Neigung zum Entweder-oder weit verbreitet – bis in die zeitgenössische Politik mit ihren populistischen Versuchungen: wir gegen die andern.

Um Zwischentöne hör- und sichtbar zu machen, kann ein genauere Blick auf die Sprache wiederum helfen, gerade auch in humoristischer Form wie beim schlagfertigen Gemüsehändler. Der zeigt uns nebenbei eine der besten Waffen, um der kämpferischen Übertreibung von Gegensätzen die Spitze zu brechen: die

Ironie. Mit diesem rhetorischen Stilmittel läuft man freilich immer Gefahr, falsch verstanden zu werden, hier also wörtlich: «Dummkopf, wer will schon mit Kartoffeln reden», mag sich die Kundin gedacht haben. Ernst meinte es der Händler vielleicht schon, aber nicht so, sondern eher so: «Also bis zu den Kartoffeln muss die Fremdenfeindlichkeit nun ja wirklich nicht gehen.»

Es kommt nicht nur beim Zuhören vor, dass sich der wahre Sinn erst mit Nachdenken erschliessen lässt, wenn überhaupt: Auch die Wirklichkeit ist von Widersprüchen geprägt, und der Umgang damit prägt unser Leben. Etwa: Gehen wir gern mit dem Kopf durch die Wand oder denken wir daran, dass der direkte Weg nicht immer der kürzeste ist, und eilen deshalb mit Weile? Und wie halten wir es mit sprachlichen Gegensätzen, die ja oft auch Ausdruck unterschiedlicher Blickwinkel sind? Wie nennen wir als Journalisten Leute, die für ihre Gegner «Terroristen» sind, für ihre Verehrer aber «Freiheitskämpfer»? Die Antwort kann wohl nur lauten: Es kommt drauf an; es bleibt uns nicht erspart, die jeweiligen Umstände zu berücksichtigen, statt Schablonen anzuwenden. Erst recht gilt das, wenn es nicht «nur» um Worte geht, sondern um eigene Taten, um den Lebenswandel.

Zurück zu Winfried Ulrich: Mit Gegensätzen leben zu können, nennt er gestützt auf dem Philosophen Werner Busch «antinome Lebensführung»: «Einerseits das Wissen um die eigene Gefährdung, die jederzeit in eine Katastrophe übergehen und in Verzweiflung enden kann, andererseits der Lebensmut und die Zuversicht, die ein fröhliches Leben dennoch möglich machen: Beides gehört bei aller Gegensätzlichkeit zusammen.» Er würde ein Apfelbäumchen pflanzen, wüsste er, dass morgen die Welt unterginge – das habe Luther vielleicht nicht gesagt, gewiss aber dies, über die «Freiheit eines Christenmenschen»: Der «ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan (und) ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.» Möge er wissen, wann was gilt.

218: «Der Bund», 4. 5. 2018

## Mit Reisebegleiter sprachkundig speisen

Bald könnte es vorbei sein mit Herrlichkeiten wie «Lende des nebelhaften Kalbs» oder «Grosse Bohrungen des Essigs». Denn diese Fundstücke aus der Rubrik «Schoenstes Reisfuhrer» in der «SonntagsZeitung» sind spanischen Restaurants zu verdanken, die offensichtlich nicht nur hausgemachte Speisen anbieten, sondern auch ebensolche Übersetzungen. Sobald die Wirtsleute aber entdecken, dass es jetzt «den Duboux» im Internet gibt, können sie ihre fremdsprachigen Speisekarten professionell aufmöbeln. Der Duboux – auf Anführungszeichen können wir wie beim Duden verzichten – ist ein renommiertes Wörterbuch für Fachausdrücke aus Gastronomie, Nahrungsmittelindustrie, Hotellerie und Touristik, und er war bisher nur in vielerlei gedruckten Ausführungen erschienen ([duboux.com](http://duboux.com)).

Diesen Wort-Schatz hat das Ehepaar Marianne und Jean-Pierre Duboux zusammengetragen, das in Thun einen Lektoratsdienst für Texte aus den genannten Branchen betreibt. Jetzt stellen die Duboux ihr Lebenswerk ins Internet und leisten damit nicht nur Fachkreisen, sondern auch der interessierten Öffentlichkeit einen gewaltigen Dienst. Zugleich suchen sie Nachfolger, welche die Redaktionsarbeit übernehmen. Das Online-Wörterbuch ([duboux.net](http://duboux.net)) umfasst Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch, Niederländisch, Portugiesisch, Spanisch, Katalanisch sowie – für botanische und zoologische Bezeichnungen – Latein. Suchwörter kann man in jeweils einer dieser Sprachen eingeben; wichtig ist es, dabei Prozentzeichen zu verwenden, wie in der eingebauten Hilfe beschrieben. Für die Ausgabe der Übersetzungen lassen sich mehrere Sprachen gleichzeitig wählen.

Das Wörterbuch enthält auch ganze Phrasen. Damit hätte ein spanisches Hotel «Schoenstes Reisfuhrer» nicht so bereichert: «Nutzung von Haushaltgeräten andere elektrische Geräte als die von Kapitallebensversicherungen und Bügeln geschieht durch

Dienstmädchen!» Mit dem Duboux liesse sich etwas Sinnvolleres aufsetzen und fürs Bügeln so ergänzen: «Bügeleisen und Bügelbrett verlangen Sie bitte bei der Hausdame/Hauswirtschafterin.» In einem gedruckten Duboux von 1989 stand hier die «Hausdame» noch allein; heute findet sie eine ganze Schar von Helferinnen: «Hauswirtschafterin *f* / Hausdame *f* / Gouvernante *f* / Fachfrau *f* Hauswirtschaft».

Auch der Nebel über dem Kalb lichtet sich: «Escalope de ternera empanado» wird – auch auf dem Handy – schon mit der Eingabe «esc%ter%emp%» als «Wiener Schnitzel» identifiziert. Bei den «Bohrungen» allerdings versagt der Duboux den Dienst, denn er kennt die umgangssprachlichen «boquerones» der spanischen Menükarte (noch) nicht, sondern für Sardellen nur die kulinarische Bezeichnung «anchoas». Wie die spanischen Gastronomen auf «Bohrungen» (und «Versicherungen») gekommen sind, bleibt indessen rätselhaft. Von Spanien nach Belgien, wo die «spanischen Nierchen» nebst anderen Organen Eingang in ein Traditionsgericht namens «choesels» gefunden haben. Es ist allerdings so selten geworden, dass man dem Duboux keinen Vorwurf dafür machen kann, dass er es (noch) nicht kennt.

Dagegen liefert er gleich eine ganze Reihe von Bezeichnungen für *Cichorium intybus* var. *foliosum*: «Chicorée *m* / Brüsseler *m* / Brüsseler Chicorée / Brüsseler Endivie *f* / Treibzichorie *f* / Salat-zichorie / Bleichzichorie». Und er weiss auch, dass die französische «endive» in Belgien «chicon» oder «witloof» heisst und auf Niederländisch «witlof» geschrieben wird. Jedoch fehlt beim gut dazu passenden Schinken, niederländisch «ham», noch das in Flandern gebräuchliche Synonym «hesp». Die Suche nach %hesp% führt immerhin zum Neohesperidin und damit zur Erkenntnis, dass auch die ominöse Liste mit E-Stoffen für den Duboux kein Geheimnis ist: «E 959: Neohesperidin *n* DC / Neohesperidin-Dihydrochalcon *n* / C<sub>28</sub>H<sub>36</sub>O<sub>15</sub> (Süßstoff).» [Stand 2022: Bei dem Stoff keine E-Nummer und Details mehr; «boquerones» drin.]

219: «Der Bund», 18. 5. 2018

## Verborgener Schatz eines Basler Pioniers

«Jungkfrauen sollen sich nit lassen hanzlen.» Vor einem halben Jahrtausend vom Strassburger Prediger Johannes Geiler erteilt, wäre dieser Ratschlag heute in abgewandelter Form aktuell: Niemand soll wider Willen gehanzelt werden. Was «hanzeln» bedeutet, hielt vor einem Vierteljahrtausend der Basler Gelehrte Johann Jakob Spreng auf einem Zettel fest: «betasten, oft und viel streicheln». Es war einer von fast 100 000 Zetteln, die meisten fein säuberlich in Folianten eingeklebt, um als Druckvorlage für ein «Allgemeines deutsches Glossarium» zu dienen.

Nur: Als Spreng 1768 starb, war sein Lebenswerk ungedruckt geblieben, und der Nachlassverwalter konnte nicht einmal das Manuskript verkaufen. Dafür blieb es in sicheren Händen, kam später in die Basler Universitätsbibliothek – und jetzt wird dieser Schatz gehoben: Eine Equipe unter der Leitung des pensionierten Deutschprofessors Heinrich Löffler entziffert die alte deutsche Schrift und erstellt eine Druckvorlage, die jedenfalls im Internet veröffentlicht wird. Bereits 2014 ist Sprengs «Idioticon Rauracum oder Baseldeutsches Wörterbuch» als Buch erschienen, mit knapp 4000 Einträgen ein vergleichsweise schmaler Wurf (s. [187](#)).

Der Theologe Spreng war im akademischen Betrieb seiner Zeit ein Aussenseiter; Basel verhängte über ihn gar ein «freundeidgenössisches» Publikationsverbot, weil ein katholischer Pfarrer in Solothurn an einer geschichtlichen Abhandlung Anstoss genommen hatte. Immerhin konnte Spreng an der Universität historische sowie philologische Vorlesungen halten und bekam zuletzt eine Professur für Griechisch. Von seiner Arbeit am grossen deutschen Wörterbuch aber wussten nur wenige, bevor er mit einem Probedruck um Subskriptionen warb – offenbar ohne genügenden Erfolg.

Spreng wäre Johann Christoph Adelung zuvorgekommen, dessen «Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mund-



art» ab 1774 erschien. Der Adelung gilt als erstes wissenschaftliches Universalwörterbuch des Deutschen und damit als Vorläufer des Monumentalwerks, das die Brüder Grimm im Jahrhundert darauf in Angriff nahmen; fertig wurde der Grimm erst 1961. Der Spreng kann nun dank der Aufarbeitung den ihm gebührenden Platz in der Ahnenreihe einnehmen. Er hat etwa doppelt so viele Einträge wie der Adelung – ohne den Anspruch, das gängige Deutsch seiner Zeit zu erfassen. Die Sammlung enthält Wörter, die der Autor besonders interessant fand, vor allem mit Blick auf die Sprachgeschichte.

Etwa einen Viertel seiner Zettel kennzeichnete Spreng mit einem Sternchen, was bedeutete, dass er ihre Verbreitung begünstigen oder ihrem Verschwinden entgegenwirken wollte. Wäre das Wörterbuch damals erschienen, hiesse vielleicht heute die Marmelade Schachtelsaft, und wer andern Würmer aus der Nase zieht, wäre ein Zungenschrapper. «Hanzeln» trug kein Sternchen – verschwunden ist es denn auch; im «Schweizerischen Idiotikon» findet man noch die Dialektform «hanzlen». Obwohl Sprengs Werk verborgen blieb, sind etliche seiner gestirnten Wörter heute allgemein gebräuchlich. Die an der Transkription beteiligte Suzanne de Roche Löffler nennt im Musterband zur jetzigen Publikation etwa: Abglanz, Hagelschlag, Handstreich, Heck, hissen, Hochgebirge, Hochwald, Leghenne, zubilligen/zuerkennen (Spreng: «Das Wort ist neu, aber unter den Herren Rechtsgelehrten sehr gelaüfig.»)

Auszüge aus Original und transkribiertem Musterband (mit Einleitung) sind im [Juniheft](#) des «Sprachspiegels» enthalten. Das erfasste Zettelmaterial wird schrittweise auf [E-Manuscripta.ch](#) veröffentlicht. Die Universitätsbibliothek Basel führt eine [Projektseite](#) und zeigt von 31. Mai bis 1. September eine Ausstellung über Sprengs Leben und Werk sowie die Aufarbeitung seiner Wörterbücher. Ein Film darüber ist auf [Youtube](#) zu sehen. Die [Buchausgabe](#) ist auf Ende 2021 angesetzt (s. Nr. 311 in [Band III](#)).

220: «Der Bund», 1. 6. 2018

## Wie Sprache Berge versetzt oder schützt

Wer in einer Landschaft wandert, kann einen Kompass brauchen. Wer sie verändern oder schützen will, dem kann im übertragenen Sinn ein Kompass helfen, einen für Umwelt und Gesellschaft gedeihlichen Weg zu finden. Und das geht nur, wenn man vorher denkt und redet, also mithilfe der Sprache. Dazu gibt es jetzt den «Sprachkompass Landschaft und Umwelt». Das im Berner Verlag [Haupt](#) erschienene Buch trägt den Untertitel «Wie Sprache unseren Umgang mit der Natur prägt». Verfasst haben es der Linguist Hugo Caviola sowie die Ökologen Andreas Kläy und Hans Weiss, alle auch in Bern tätig.

«Kompass» wird hier als Metapher verwendet, als bildhafte Übertragung von der ursprünglichen Bedeutung auf eine neue. Ebenso sind viele Wörter, mit denen Raumplaner zu Werke gehen, Metaphern. Das fängt beim Raum an, den man sich draussen zuerst einmal vorstellen muss, um dann mit der Planung zu beginnen. Auch der Plan als Karte ist eine bildliche Darstellung und Aufteilung einer Fläche, obwohl er einer zusammenhängenden dreidimensionalen Realität gilt. Eingezeichnet werden oft auch Netze und Achsen, die kaum wie ihre sprachlichen Vorbilder aussehen, aber eine ähnliche Funktion haben sollen.

Metaphern greifen bestimmte Aspekte ihres Gegenstands heraus, eben zum Beispiel die Funktion, und blenden andere aus. Die Autoren legen nun anhand (vorwiegend amtlicher) Planungsunterlagen dar, dass die verwendeten geometrischen oder mechanischen Bilder die Verfügbarkeit der Natur und die Machbarkeit der Eingriffe betonen. Ausser Acht bleiben oft die natur-eigenen Aspekte wie Kreisläufe und Zusammenhänge von Wasser, Flora und Fauna – mit dem Resultat, dass ihre (Zer-)Störung erst hinterher erkannt wird. So wurden Wasserläufe zu plangerechten Geraden «korrigiert», als wären sie falsch gewesen, und ihr Umland wurde «melioriert», also angeblich verbessert – für intensive Landwirtschaft und vermeintlich sichere Bauzonen,

nicht aber für natürliche Lebenswelten. Nachdem man nachteilige Folgen erkannt hat, «renaturiert» man da und dort die Bäche. Bundesamtlich ist seit der Jahrtausendwende nicht mehr von Raumplanung die Rede, sondern von Raumentwicklung. «Entwickeln» war einst Handarbeit und galt Schriftrollen oder auch Wickelkindern. Dann entdeckte die «sich entwickelnde» moderne Wissenschaft Entwicklungsvorgänge in der Natur, und heute können sogar Eingriffe in die Natur als «Entwicklung» bezeichnet oder «verkauft» werden.

Die Autoren unterstellen den Planern nicht, diese verwendeten absichtlich ein verlockendes Vokabular, um ihre Vorhaben durchzusetzen. Vielmehr soll das Buch das Bewusstsein für die Scheuklappen-Wirkung der verwendeten Metaphern wecken – bei der betroffenen Öffentlichkeit wie bei den Machern selber: Diese sollen auf imponierende Fachsprache verzichten, die oft Sachzwänge vorgaukelt. Stattdessen sollen sie Klartext reden, auch um die Folgen des eigenen Tuns besser abschätzen zu können. «Entwicklung» wollen die Verfasser weder als Wort noch als Vorgang ächten, sondern beim Wort nehmen und so den Blick nicht nur auf Projektziele lenken, sondern auch auf Natur und Gesellschaft.

Das Buch ist klar geschrieben und erhellend illustriert. Es zeigt sprachliche Mittel, einer Darstellung einen bestimmten Dreh zu geben, einen «Deutungsrahmen» zu setzen (Linguisten nennen das «framing»). Hat also technokratische Expertensprache den Weg zu Bausünden geebnet? Das im Einzelfall nachzuweisen, wäre schwierig – und es wird gar nicht erst versucht. Ebenso wenig schlagen die Autoren eine «ökologisch korrekte» Sprache vor, nach dem Muster der «geschlechtergerechten». Letzterer freilich erweisen sie die Reverenz, indem sie bei beruflich oder anderswie Tätigen die Frauen eigens erwähnen, so bei «Sprachbenutzern und -benutzerinnen». Nur die «Akteurinnen» sind meistens vergessen worden – oder weggelassen, weil die Kritisierten vorwiegend Männer sind?

221: «Der Bund», 15. 6. 2018

## Wer beschulen will, muss bespassen

«Beschulen, bespassen»? Drückt sich jemand so aus? Durchaus, jedenfalls schriftlich, aber nicht bei beiden Wörtern in derselben Tonlage. Die «Beschulung» ist ein amtlich beglaubigter Vorgang, so wenn die Erziehungsdirektorenkonferenz die «Nichtbeschulung von Kindern von Sans-Papiers» befürchtet, falls Lehrkräfte solche Kinder den Behörden melden müssen. Wenn aber der Philosoph Richard David Precht ein Mobiltelefon als «kleine Bespassungsmaschine» bezeichnet, meint er es kritisch, und auch andere distanzieren sich mit dem Wort vom «Bespassen», sogar in einer Mundartkolumne. Die Aussage im Titel habe ich so allerdings noch nirgends gefunden – wohl aber sinngemäss: Eine wissenschaftliche Studie übers Schwänzen warf betroffenen Schulen vor, ihnen mangle es an «Haltekraft».

Das bringt uns auf die Spur des Unbehagens, das «Wer beschulen will, muss bespassen» auslöst – hoffentlich auch bei Ihnen. Verben, die mit «be-» beginnen, drücken meistens aus, dass mit etwas oder mit jemandem etwas gemacht wird, also mit einem Objekt. Wenn Schulkinder sprachlich als Objekte behandelt werden – oder beim Bespassen auch Erwachsene –, dann sollte das zu denken geben. Als der Publizist Dolf Sternberger 1946 begann, ein «Wörterbuch des Unmenschen» (vgl. [Band I, Nr. 120](#)) zusammenzutragen, war «betreuen» bei den ersten angeprangerten Wörtern. Während man einem Menschen (im Dativ) treu sein könne, mache ihn «betreuen» (mit Akkusativ) zum «eigentlichen und ausschliesslichen Objekt»; die Vorsilbe wirke wie eine Kralle.

So hätten die Nazis für alle Gesellschaftsbereiche ausdrücklich «Betreuung» organisiert, sogar in einem Konzentrationslager. Und, so fügte er später bei, dieser Sprachgebrauch setze sich fort, wenn etwa Firmen ihre Kunden oder Verbände ihre Mitglieder «betreuten». Für Sternberger war jedes Wort mit «be-», bezogen auf Menschen, unmenschlich. Kritiker wandten ein, gegen

«befreien» oder «beschützen» könne man doch nichts haben. Er erwiderte, Gefangene oder Schutzbedürftige seien eben unfrei, aber unter freien Menschen hätten solche Wörter (und überhaupt der Akkusativ) nichts verloren. Sogar manche Dinge wollte er davor bewahren: Wenn eine Baufirma die Bebauung eines Areals betreue, spiegle sie einen «Akt der Barmherzigkeit» vor, als ginge es nicht ums Geschäft. Hier knüpft der in «Sprachlupe» [220](#) besprochene «Sprachkompass Landschaft und Umwelt» an, für den Verben mit «be-» vorndran «zielgerichtetes Verfügen über die Natur» anzeigen.

Zwar nicht die «Beschulung», aber die «schulische Betreuung» kam schon bei Sternberger vor, und «der Arzt betreut die Kranken oder besser: das Krankenmaterial (auf deutsch und etwas einschmeichelnder: das Krankengut)». Hierzulande ist in Fachkreisen vom Patientengut die Rede, und im Sport ist das Spielermaterial dazugekommen – das millionenschwere Humankapital, aus dem der Trainer das Beste machen muss. Kein Wunder, dass sich solche Fussballer gegenseitig «beharken», wie es neulich in einem Matchbericht hiess, als wollten derlei Sportsleute einander mit dem Rechen vom Spielfeld wegputzen. Beworben werden nicht mehr nur Angebote, sondern auch die Kunden.

Im Theater werden nicht nur Rollen mit Schauspielern, sondern auch Schauspieler mit Rollen besetzt. «Schülermaterial» ist mir zum Glück noch nicht begegnet; es würde aber bestens zur «Beschulung» passen. Wer die «Nichtbeschulung» verhindern will, meint es sicher gut, setzt sich aber dem Verdacht aus, Kinder nur als Verwaltungsobjekte zu sehen statt als lebendige Personen, denen man Bildung angedeihen lässt (im Dativ, der vom Geben kommt, während im Akkusativ das Anschuldigen steckt). An den Fällen freilich lässt sich die Einstellung nicht ablesen: Wer einem Kind Flausen austreibt oder ihm die Leviten liest, handelt nicht unbedingt menschlicher, als wer es (be-)lehrt, begleitet oder auch betreut. Auch bespasst? Bitte nicht!

222: «Der Bund», 29. 6. 2018

## Wie Fussballsprache trennt und verbindet

Wer eine fussballfreie Zone sucht, wird hier leider enttäuscht, aber vielleicht mit sprachlichen Funden entschädigt. Denn die Gesellschaft für deutsche Sprache ist auf die Idee gekommen, die laufende Weltmeisterschaft jeden Tag auf ihrer Website mit einer Betrachtung zur Fussballsprache zu begleiten. So kommt ein amüsanter und lehrreicher [Kompodium](#) zusammen. Der erste Eintrag befasst sich mit dem Objekt der Spielerbegierde; bei den Alternativen zu «Ball» kommt als einziger Dialekteintrag «Bölle» zu Ehren, mit dem Vermerk «Schweizerdeutsch». So sagt man wohl im «Millionezüri» (man hört, wie in «Bölle», das «l» nur einfach; das zweite hält den vorangehenden Vokal kurz). Dass auch die berndeutsche «Ba-u-e» ins Spiel kommt, wäre gewiss zu viel verlangt. Immerhin bemüht sich die GfdS, über Deutschland hinauszuschauen. Ihre Pressemitteilung zur Serie verheißt Aufschluss darüber, «wie sich der Fussballjargon im österreichischen und im schweizerischen Dialekt verhält».

Da ich befürchtete, alle ausserhalb Deutschlands geläufigen Ausdrücke würden als mundartlich eingestuft, schrieb ich der GfdS, dass in Österreich und der Schweiz manche Ausdrücke nicht nur im Dialekt, sondern auch in der Standardsprache anders lauten als in Deutschland. Etliches davon steht im Duden, z. B.: «offside ... (*Sport schweizerisch* für abseits)». Im Band «Rechtschreibung» sind zudem in gleicher Weise markiert: Ausstich, Behind, Captain, Final, Forfait, Goalie, Kader, Leader, Nationalliga, Penalty, Parcours, Skore, Strichkampf, dazu als in Österreich ebenfalls gebräuchlich: Corner, Goal – allesamt ohne den Hinweis «mundartlich», der auf Grenzfälle der Standardsprache hinweist.

Somit kann man die genannten Helvetismen ohne Bedenken verwenden, ausser wenn man befürchtet, das Gegenüber verstehe sie nicht. Der Spezial-Duden «Schweizerhochdeutsch» nennt weitere solche Helvetismen, die aber nicht im allgemeinen Duden stehen. Er verweist auch auf «ältere Lehnwörter, vorwiegend aus

der Sprache des Fussballs, die in der Schweiz im Unterschied zu Deutschland nicht konsequent verdeutscht wurden» – zur Liste oben kommen noch Check und Ref –, «ferner das mundartnahe *ttschutten*». Die GfdS zeigte sich durchaus empfänglich für meinen Hinweis und liess mich einen Blick in den für 13. Juli geplanten Beitrag werfen, der die Standardsprache in Österreich und der Schweiz ebenfalls erwähnt. Er wird auch in diesen Ländern, nicht nur in Deutschland, allerhand Überraschungen zum Sprachgebrauch bei den Nachbarn bieten. Für mich zum Beispiel die: In seinem Buchtitel «Die Angst des Tormanns beim Elfmeter» verwendet Peter Handke einen Austriazismus; in Deutschland ist der «Tormann» ungebräuchlich. Quelle des GfdS-Beitrags ist der Aufsatz «Dialektale Aspekte der deutschen Fussballsprache in Österreich und der Schweiz» aus dem Sammelband «Flickflack, Foul und Tsukahara» (Dudenverlag 2009). Den Schweizer Teil schrieb Martin Hannes Graf, ein Redaktor des *Idiotikons*, also des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. Das bedeutet aber nicht, dass «dialektale Aspekte» nur für die Mundart von Belang sind.

Die Dialekte – ursprünglich gab es nichts anderes – sind auch die Hauptquelle für die Schriftsprache, die gemeinhin «Hochdeutsch» heisst und wissenschaftlich eben «Standarddeutsch». Ob es davon nur eines – mit Varianten – gibt oder aber mehrere, ist vor allem in Österreich Anlass zum Gelehrtenstreit: Soll man «Österreichisches Deutsch» neben «Deutsches» und «Schweizerisches» stellen, so wie es «Britisches Englisch» und «Amerikanisches» etc. gibt? Als «Plurizentrismus» ist diese Sichtweise in der Sprachwissenschaft gut verankert. Aber als Deutschschweizer verspüre ich kein Bedürfnis, ein «Schweizerisches Deutsch» als eigene Standardsprache zu definieren. Heimatgefühle entstehen ohnehin nur bei der Mundart, und für die deutsche (nicht allein «deutschländische») Standardsprache reicht mir der Deutschschweizer Mitbesitz, der auch Helvetismen ihren Platz gibt – und der mir am Schweizer Fernsehen den «Elfmeta» ersparen möge.

223: «Der Bund», 13. 7. 2018

## Wenn aus Wutbürgern Votebürger werden

Haben Sie heute schon gevotet? Wenn ja, dann wissen Sie sicher, dass man das «gevo-utet» ausspricht. Wenn nein, wissen Sie das wohl auch, aber Sie sollten das Voting noch üben, denn es soll nach dem Willen des Bundesrats zur staatsbürgerlichen Tugend werden, genauer gesagt zur möglichen Form, das Stimmrecht auszuüben. Es nennt sich dann E-Voting, aber eine andere Form als die elektronische gibt es beim Voting gar nicht, denn es ist etwas anderes als das Abstimmen. Hierzulande bedeutet abstimmen, sich zu einer Frage eine Meinung zu bilden (oder sie jemandem abzuschauen) und sie durch Handerheben oder eine handschriftliche Antwort auf dem Stimmzettel zu bezeugen.

Und Voting? Es mag im Prinzip dasselbe sein, einfach durch einen Klick in einem elektronischen Gerät. Aber in der Praxis derjenigen, die es schon tun, ist es meistens die flüchtige Bekundung einer Laune, Daumen-Rauf oder -Runter zu einem Facebook-Eintrag, rasch hingeklickt zwischen einem Snapchat-Schnappschuss und sonst einem Chat, der auch eher ein Geschnappe als ein Gespräch ist. Oder es ist die unverbindliche Antwort in einer Blitzumfrage, wie sie Bildschirmmedien oder ihre gedruckten Ableger gern anbieten: Soll der Trainer den XY von Anfang an einsetzen; magst du lieber Vanille oder Erdbeer? Voting reiht sich würdig ein in all die andern englischen Wörter, die zusammen mit den modernen Kommunikationsformen zu uns gekommen sind.

Sie alle haben im Deutschen den Vorteil, dass dann gleich klar ist, welche Tätigkeit gemeint ist: die elektronische eben. Auf Englisch muss man klarmachen, ob man «by mail» etwas aus Papier oder etwas auf dem Bildschirm will. Und eine Abstimmung ist immer «a vote», wenn nötig mit Zusatz über die Methode; «a voting» ist ungebräuchlich. Firmen, die ihren Aktionären elektronische Stimmabgabe ermöglichen, reden dabei ganz seriös von Abstimmung, nicht etwa von Voting. Über die Kommunikation hinaus haben englische Wörter bei uns oft die Signalwirkung, dass Kom-



merz im Spiel ist. Ein Sale ist nicht einfach ein Verkauf, sondern ein forciertes; wenn Kids Fun haben, ist damit mehr Geld zu verdienen, als wenn Kinder sich vergnügen. Wenn sie oder Erwachsene gamen (für Ungeübte: sprich «ge-imen»), zahlen sie dafür zwar möglicherweise kein Geld, aber wahrscheinlich etwas in der Währung des Internet-Zeitalters: Information – und sei es nur die, dass sie dieses Spiel abgerufen haben. Wer schon heute votet, zahlt ebenso. Wer es künftig in Staatsangelegenheiten tut, soll davor geschützt werden, dass Unbefugte seine Stimme zählen und registrieren können, und gar niemand soll erfahren, wie jemandes individuelle Stimme gelautet hat. Die Gefahr, dass es trotzdem jemand erfährt, ist dabei nicht einmal die grösste, die E-Voting mit sich bringt; sie lässt sich mit üblichem Computerschutz einigermaßen bannen. Dass statt des eigenen Computers jener bei der Wahlbehörde gehackt («gehäckt») wird, sollte ja auch nicht passieren – und doch kommt derlei immer wieder vor.

Beim E-Voting hat die Bezeichnung zwar keinen Einfluss auf die Sicherheit, aber sie erinnert daran, dass elektronischen System nicht restlos zu trauen ist. Das Vertrauen indessen, dass bei Wahlen und Abstimmungen alles mit rechten Dingen zugeht, ist für die Demokratie zentral: Dann wird das Resultat allgemein anerkannt, auch wenn man es für schlecht hält. Diese Legitimität ist auch wichtiger als die Stimmbeteiligung. Ein beliebtes Argument für E-Voting lautet, es entspreche der Art, wie «die Jungen» heute kommunizierten und sich informierten, und daher werde es die Stimmbeteiligung erhöhen. Die Schwelle vom Bildschirm zum Stimmzettel ist aber ohnehin minim, und wer nur deshalb abstimmt, weil ihm Griffel und Briefeinwurf erspart bleiben, hat sich wahrscheinlich auch nicht die Mühe genommen, die Vorlage recht anzuschauen. Stimmbeteiligung in Ehren, aber wenn sie zur Klickrate verkommt, ist damit der Demokratie nicht gedient. E-Voting könnte politischen Rattenfängern dazu verhelfen, dass angestachelte Wutbürger als Votebürger die andern überstimmen.

224: «Der Bund», 27. 7. 2018

## Der aufregendste Superlativ im Medienzirkus

«Das derzeit wohl aufregendste Liebespaar der Schweiz» wurde kürzlich in einem «Bund»-Interview präsentiert. Mit dieser Formulierung im Untertitel war offenbar die Hauptbeschäftigung der beiden Damen genannt. Jedenfalls folgten keine weiteren Angaben zur Person, ausser dass die eine (Dominique Rinderknecht) einmal Miss Schweiz war und jetzt «eine eigene Sendung hat», die andere (Tamy Glauser) in Paris wohnt und sie alle beide «Medienlieblinge» sind, die «auf Social Media viel teilen».

Was sie so aufregend macht, erfuhr man damit noch nicht. Der Umstand, dass auch Menschen gleichen Geschlechts einander lieben können, dürfte ja dazu heutzutage nicht mehr ausreichen – öffentliches Getue darum schon eher. Einen weiteren möglichen Schlüssel zum Verständnis der Aufregung liefert das Wort «aufgeregt» selber: So wird nicht nur genannt, wer nervös oder aufgebracht ist, sondern auch, wer «aus dem Häuschen» ist – in freudiger Erregung über ein Ereignis oder eine Nachricht. Mir scheint, diese Verwendung nehme zu, vermutlich vom englischen «excited» inspiriert. Vor allem in den USA gehört es zum guten Ton, alles Mögliche «so exciting» zu finden.

Diese Sorte Aufregung zu messen, ist in den sogenannten sozialen Medien gut möglich; da werden Klicks und Bewertungen statistisch erfasst. Beim «wohl aufregendsten Liebespaar» haben die Blattmacher derlei Statistiken aller in Frage kommenden Liebespaare wohl nicht ausgewertet, sondern lieber ihre Vermutung mit «wohl» markiert. Aber ein Superlativ musste her – sonst hätte womöglich jemand nicht weitergelesen. Musste «der klügste Kolumnist, den dieses Blatt je hatte» aus dem gleichen Grund so angepriesen werden? Es ist übrigens einer mit Teleskop, nicht mit Sprachlupe.

Das Interesse mithilfe der höchsten Steigerungsform anzustacheln, ist dann besonders einfach, wenn sich die angebliche

Super-Eigenschaft nicht überprüfen lässt. Wer will bezweifeln, dass eine Kundgebung «die symbolträchtigste seit Jahren» war, ein Radsportler «der facettenreichste der Gegenwart» oder ein Illustrator «der gefragteste der Gegenwart»? Immerhin stand ja nicht «aller Zeiten», wie zur Steigerung eines Superlativs auch dann und wann gesagt wird. Gemeint ist in der Regel «aller uns bekannten Zeiten», was schon kühn genug ist, ausser bei messbaren und seit je gemessenen Grössen. Aber zu «allen Zeiten» gehört auch die Zukunft, und so wächst die Kühnheit ins (vermutlich) Unendliche: Nie wird «die kühnste Behauptung aller Zeiten» übertroffen werden.

Eine weitere beliebte Auszeichnung, vor allem im Sportteil, ist «historisch». Damit ist der Vergleichsrahmen zunächst einmal auf die Vergangenheit eingeschränkt, aber längst nicht jede vergangene Leistung ist «historisch». Sie ist es vermutlich erst dann, wenn man sich noch eine ganze Weile – also in der Zukunft – an sie erinnern wird, weil sie klar über frühere Leistungen hinausragt. Dies wohl stets im Rahmen des Sports, also «sporthistorisch»: Auch wenn in einem Sportbericht nur «historisch» steht, ist damit kaum der Anspruch verbunden, die allgemeine Geschichtsschreibung zu prägen.

Die Sporthistorie hat den Vorteil, mit Statistiken aller Art gespickt zu sein. Daraus kann man immer einen Superlativ schöpfen, wenn man den Rahmen richtig setzt («der erste Teenager seit 60 Jahren, der in einem K.-o.-Spiel eines WM-Turniers mindestens zwei Tore geschossen hat»). Hat man keinen Fehler gemacht, so kann niemand die Aussage widerlegen – höchstes fragen, ob es denn noch früher auch schon solche Wunderkinder wie Pelé und jetzt Mbappé gegeben habe. Das müsste der «oberste Sportstatistiker» wissen. Den wird es ja ebenso geben wie den je «obersten» Lehrer, Blasmusiker, Historiker oder Wirt der Schweiz – obwohl er ja nur den Verband, nicht die Mitglieder leitet.

225: «Der Bund», 10. 8. 2018

## Vom urwüchsigen Fluchen zur Kackerlackensprache

Darf man Schimpf- und Fluchwörtern heute noch eine Bühne geben? Heute, wo Online-Medien Aufpasser damit beschäftigen müssen, die Kommentar-Rubriken von allzu groben Verstößen gegen die guten Sitten frei zu halten? Wo in Politik und Medien vor allem Frauen mit wüsten, oft sexistischen Beschimpfungen eingedeckt werden? Öffentlich greifbar ist davon wohl nicht das Unflätigste, aber immerhin Widerliches wie «du alte Kackerlackenvotze» (genau so an eine Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags gerichtet).

Soll man derlei Vokabular also totschweigen oder aber zur genaueren Betrachtung tiefer hängen? Nahe am Totschweigen war lange Zeit die Sprachforschung, obwohl seit je geschimpft und geflucht wurde. Einige Pioniere der Malediktologie, der Kunde von der üblen Rede, gab es. Ihre Arbeit findet nun, vielleicht dank der wüsten Redeflut im Internet, vermehrte Beachtung. Seit letztem Jahr gibt es sogar einen kleinen Schimpfwörter-Duden: [«Sie Vollpfosten!»](#). Der Autor des Vorworts, der in Berlin tätige Linguist André Meinunger, behandelt auch im aktuellen [«Sprachspiegel»](#) das «Schimpfen, Fluchen und Beleidigen».

«Dein Gefühl töne!» Darin sah im 18. Jahrhundert der Philosoph Herder ein Naturgesetz, auf dem die tierischen Laute, besonders jene des Missfallens, beruhen und letztlich auch die menschliche Sprache. Für Meinunger ist das nur einer von vielen möglichen Ursprüngen der Sprache; der Forscher zeigt jedoch, wie die Malediktologie viele Bereiche der Linguistik erhellen kann, vom kindlichen Spracherwerb über die Quellen des Wortschatzes bis zur Wirkung von Sprechakten. Mittlerweile gut erforscht ist das Vokabular, wobei im Deutschen die Häufung von Flüchen und Beschimpfungen «unter der Gürtellinie» auffällt; Gotteslästerliches wird etwas weniger oft gefunden (dagegen in romanischen Sprachen eher mehr). Zu völkerpsychologischen Spekulationen versteigt sich Meinunger aber nicht.

Das tut auch sein Fachkollege Ernest W. B. Hess-Lüttich nicht, der u. a. an der Universität Bern lehrte und sich im gleichen Heft, nebst der Kulturgeschichte des Fluchens, besonders der eidgenössischen Schimpflandschaft widmet. Immerhin soviel: «Die Gender-Verteilung ist erwartbar helvetisch-konservativ: Männer fluchen mehr als Frauen, härter auch und ätzender, verletzender.» Der Forscher stützt sich auf eine Deutschschweizer Umfrage zum (mündlichen) «Fluchverhalten im Alltag». Sie wurde zu Beginn des Jahrtausends gemacht und ergab auch, dass «in jedem Kanton die Gewissheit bekräftigt wird, im Nachbarkanton werde ungleich häufiger und unflätiger geflucht». Da auch blasphemische Flüche gut vertreten sind, gibt es hier vielleicht keinen Röstigraben. Allerdings stellte der ehemalige ETH-Professor Roland Ris, der Altmeister der Schweizer Fluchforschung, schon seit Mitte des letzten Jahrhunderts eine Verarmung fest.

Dem [«Migros-Magazin»](#) sagte er im November 2017: «Der Bruch passierte nach dem Zweiten Weltkrieg, als die amerikanische Kultur Europa zu erobern begann. Die einst starken französischen Einflüsse sind dadurch fast völlig verschwunden. Damit haben wir ein Stück unserer eigenen Kultur aufgegeben.» Grundsätzlich findet er: «Fluchen tut gut» – als Ventil, aber es sollte nicht mit Selbsterniedrigung oder Aggression gegen andere verbunden sein. Meinungen indes kann selbst dem Beschimpfen anderer etwas Positives abgewinnen: Es sei im Vergleich mit körperlichen Verletzungen «in den meisten Fällen das kleinere Übel». Um aber andere nicht zu «verletzen, erniedrigen, beleidigen, muss man in erster Linie den Inhalt seiner Äusserungen bedenken. Die Form ist nicht unwichtig, aber zweitrangig.» Sich im mündlichen Eifer zu beherrschen, mag oft schwierig sein. Mir scheint, bei den Unmutsausbrüchen im Internet wäre es möglich, werde aber oft gar nicht versucht, im Gegenteil: Da geht es gerade darum, möglichst gemeine Treffer zu landen – vielfach nicht einmal anonym, sondern um sich in Kackerlackenkreisen einen Namen zu machen.

226: «Der Bund», 24. 8. 2018

## So was von Flottschreibe: Jetzt. Crash. Lernen!

So. Geht. Flottschreibe. Jede und jeder kann heute Flottschreibe. Da braucht es keinen Diskurs mehr. Im Fokus steht die nachhaltigste Leseerfahrung. Das sichert einem und einer ein achtsames Publikum. Fertig Crashkurs.

Aber der Reihe nach. Ich habe gerade ein paar Tricks vorgeführt, mit denen da und dort Texte aufgemotzt («gepimpt») werden: Modewörter, knallige Konstruktionen, Zeitgeist-Anklänge. Dazu gehört es, nach einem wirren Anfang mit einer Fortsetzung «der Reihe nach» zu locken, damit die Verstörten nicht abspringen. Hier beginnt die Reihe am Schluss der einleitenden Kostprobe und geht dann rückwärts im Text weiter, oder eben im Kurs. Weil der Platz knapp ist, muss es eine Schnellbleiche sein, aber so eine will heute niemand mehr. Also also gibt's in schnittigem Coachdeutsch einen Crashkurs. Dies nicht etwa, weil der Kurs mit einer Kollision enden soll (also «crashen»), sondern weil im Englischen «crash» auch für sonst eine schnelle, kräftige Bewegung stehen kann, freilich schon mit einem Knall verbunden.

Weiter rückwärts im Eingangstext: vom letzten Wort zum letzten Satz. «Fertig Crashkurs», reklamiert da jemand, sei gar kein Satz – geschenkt! So verwendet, bedeutet «geschenkt»: «Der Einwand ist zwar richtig, aber mir egal.» Oder forsch und plump: «So what!» Das fördert die Aufmerksamkeit des bisher geneigten Lesers allerdings kaum, geschweige denn seine Achtsamkeit. Die fordert man indessen gebieterisch wie in einem Crashkurs für Meditation (auch eine so widersprüchliche Veranstaltung findet sich gewiss irgendwo).

Darf man die Achtsamkeit noch von «einem» wollen, oder muss es eben «einem und einer» heißen? «Einem» ist hier der Dativ von «man», «einer» die weibliche Form davon oder der Dativ von «frau», wenn's denn sein muss. Pedantische Geschlechtergerechtigkeit könnte der Flottheit schaden. «Jeder und jede»

liest sich noch mühelos, aber bei «einem und einer» sind Sie hoffentlich angeeckt.

Schliesslich sollen Sie die «nachhaltigste Leseerfahrung» machen. Hier steht «nachhaltig» sogar im althergebrachten Wort-sinn, dass nämlich die Lektüre dauerhafte Wirkung entfalten möge. In der neueren Bedeutung, dass die Tätigkeit das Überleben des Planeten nicht gefährden solle, ist Lesen ohnehin nachhaltig, sofern es nicht auf Wegwerfpapier erfolgt oder zu schädlichem Tun animiert. Eine Leseerfahrung verspricht man als erfahrener Schreiberling gern, weil das die Kundschaft anlockt. Gemeint ist meistens nicht, das Lesen biete eine Erfahrung, sondern eher ein Erlebnis; beides im Englischen «experience».

Mit letzter Kraft rückwärts Richtung Anfang: Über Superlative wie «nachhaltigst» habe ich kürzlich schon geschrieben (Nr. [224](#)), also jetzt gleich zum Fokus. Auf dieses Modewort und andere hat mich ein geschätzter Leser aufmerksam gemacht: «Im Fokus steht manches, das mindestens so gut im *Zentrum* oder im *Scheinwerferlicht* stehen könnte.» So ist's, und im *Brennpunkt* sowieso, aber abgesehen von der modischen Häufung stört mich am «Fokus» nichts. Beim «Diskurs» ist das anders, die «Sprachlupe» darüber schon älter ([Band I, Nr. 97](#)). Bevor das Wort Mode wurde, bedeutete «Diskurs» die Art und Weise, wie über etwas Bestimmtes geredet wird, nicht eine Diskussion. Die kann man für beendet erklären, einen Diskurs höchstens für überholt – etwa jenen, der jedes Fremdwort zum Teufel wünscht (oder aktuell «zur Hölle» nach englischem Vorbild, vgl. Nr. [286](#)).

Flottschreibe zum Letzten. Sie kann Spottnamen, so den eigenen. Wendungen wie «Ironie kann sie auch» gehören natürlich dazu. Sind sie spöttisch gemeint, kann ich sie sogar goutieren, obwohl man üblicherweise nur Tätigkeiten und Sprachen können kann. Nun bin ich am Ende bzw. Anfang meines Flottlateins, für heute ist Schluss. Das wird jetzt werbewirksam eingena-gelt: Für heute. Ist. Schluss. So was von Schluss!

227: «Der Bund», 7.9.2018

## Von der Wahrheit in der Weinsprache

«Geschmack nach Gewürzen, Tabak, Kohl, Paprika und Zwiebel-schnitzen; wahrnehmbare Stallnoten wie Pferdeschweiss.» Stün-de diese Beschreibung nicht im Verriss eines (trotzdem als «ge-nügend» eingestuften) Merlots – man käme höchstens durch die Wildheit der Kombination auf die Idee, hier beschreibe jemand einen Wein. Wer sich zur Aufgabe gemacht hat, Wein in Worte zu fassen, braucht nicht für Spott zu sorgen: Für abschätzig Sprachs-kolumnen ist das ein beliebtes Thema. Doch damit tut man der Weinbeschreibzunft Unrecht, wie jetzt eine niederländische Dok-torarbeit darlegt. Der Sprachpsychologe Ilja Croijmans hat, wie er der Zeitschrift «Onze Taal» (Unsere Sprache) erzählt, mit Ver-gleichstests festgestellt, «dass Weinexperten Gerüche und Ge-schmäcker informativer und konsequenter beschreiben als Laien».

Sie stimmen öfter miteinander überein und ziehen häufiger Ver-gleiche bei. Biologie und Sprache zwingen sie dazu: Abgesehen von süß, sauer, bitter und salzig (sowie dem «glutamatischen» umami, das ein japanischer Forscher beigetragen hat) – abge-sehen von diesen fünf laufen alle Geschmacksangaben über den Geruchssinn, und der kennt kaum eigenständige Bezeichnungen, jedenfalls in europäischen Sprachen. Im Deutschen (sowie im Niederländischen) kann man allenfalls «muffig» so einordnen, falls nicht doch Muff (Moder) zuerst kam.

Unter einem muffigen Wein kann man sich etwas vorstellen, auch wenn man lieber nicht möchte und nicht sicher ist, ob man diese Beschreibung gleich versteht wie ihr Schöpfer. Ähnlich ver-hält es sich mit den gar nicht so seltenen Stallaromen oder dem – durchaus fachmännischen – «nassen Hund», wogegen trocken-es Leder einem Wein zum Lob gereichen kann. Neben den nahe-liegenden Beeren und Früchten werden auch oft Holzarten bei-gezogen; sogar «Unterholznoten» kommen vor. Darin mag der geübte Laie einen Gout erkennen, aber «Appassimento-Aromen»



werden die meisten nachschauen müssen (vor dem Pressen etwas ausgedörnte Trauben). Für das Gefühl im Mund liegen Erfahrungen des Tastsinns nahe: weich, mollig, samtig, ruppig, spröde, schroff. Bei den Farben kommen nicht nur sichtbare zum Zug: Auch Rotweine können «grün» sein, wohl etwa so wie Möchtegern-Weinkenner hinter den Ohren.

Was Experten da von sich geben, hat Methode, wie Croijmans zeigte. Er fütterte einen Computer mit Beschreibungen bestimmter Weine und liess ihn dann aus weiteren Berichten Typ und Rebsorte des Weins raten – was «mit hoher Präzision gelungen» sei. Mussten indessen die Experten andere Geschmäcker als jene von Wein in Worte fassen, so waren die Kostproben nicht besser zu identifizieren, als wenn Laien sie beschrieben. Und Kaffee-Experten gelang es nicht einmal für Kaffee, derart präzise und übereinstimmende Beschreibungen zu finden, dass gute Rückschlüsse auf die Sorten möglich wurden.

Der Doktorand kam zum Befund, Übung mache auch beim Weinbeschreiben den Meister; Kaffeetester müssten eben die Extrakte oft nur auswählen, aber nicht mit Worten charakterisieren. Allerdings kommt mir der Verdacht, vielleicht habe hier die Übung mehr mit dem Lesen als mit dem Schreiben zu tun: Denn wenn man den Kollegen abschreibt, kommt wohl noch leichter ein sortentypisches Vokabular zustande, als wenn man das eigene Geschmackserlebnis direkt in Worte fassen will. Der Leserschaft ist mit einer nicht so individuellen Zunftsprache sogar besser gedient: Sie kann, wie der Computer, daraus lernen.

Und so können standardisierte Vergleichswörter für Weingeschmäcker unsere an sich geruchsarme Sprache bereichern. Völker, die zum Überleben auf ihren Geruchssinn angewiesen sind, haben uns da etwas voraus: Croijmans' Kollegin Asifa Majid hat in Südostasien Sprachen mit etwa zwölf abstrakten Wörtern für Gerüche gefunden – aber nur wer noch als Jäger und Sammler lebte, konnte sie zuverlässig zuordnen.

228: «Der Bund», 21. 9. 2018

## Meidet falsche Freunde – oder umarmt sie!

Die Kontrolle des Bauernhofs ist nötig, um die Viehseuche unter Kontrolle zu halten. Weil es die ultimative Epidemie ist, muss der Offizielle den Zutritt ultimativ fordern. Dieses offizielle Vorgehen ist definitiv berechtigt, weil sonst der Betrieb routiniert und definitiv geschlossen werden muss. Nur wer ein routinierter Modellbauer ist, darf einen richtigen Hof führen; sonst muss er mit einem Modell spielen. Das hasst er wohl, aber andernfalls hasst man ihn. Sein Charakter wird der Grund für sein Verhalten sein, aber als Charakter im Film hätte er gute Chancen.

Wer bis hierher gelesen hat, ist dem Ausflug in die Landwirtschaft wohl einigermassen gefolgt, hat aber hoffentlich beim einen oder anderen Wort gestutzt. Denn die Wörter, um die es hier geht, kommen jeweils doppelt vor; einmal in ihrer angestammten Bedeutung, einmal in einer neueren – aber nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Die Zweitbedeutung verdankt das Wort jeweils einem englischen Pendant, das als «falscher Freund» ins Deutsche gelangt ist – als ähnlich klingendes, aber (noch) nicht gleichbedeutendes Wort.

Ob man unter «Kontrolle» Überprüfung oder aber Beherrschung verstehen soll, ergibt sich aus dem Zusammenhang fast immer problemlos. Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (dwds.de) schreibt zur Herkunft von «kontrollieren»: «Die Bedeutung <beherrschen, entscheidenden (wirtschaftlichen) Einfluss ausüben> entsteht (20. Jh.) unter dem Einfluss von (ebenfalls aus dem Frz. entlehntem) engl. *to control*.» Diese Zweitbedeutung ist übrigens auch ins Französische zurückgewandert. Solche zusätzlichen «Lehnbedeutungen» erwähnt der Duden 9 (Zweifelsfälle) auch für realisieren (wahrnehmen), dekorieren (militärisch auszeichnen), feuern (entlassen), vital (lebenswichtig).

Liest man heute «ultimativ», so denkt man wohl nicht mehr in erster Linie an ein Ultimatum, also an eine mit Frist und Drohung

versehene Forderung, sondern man versteht es so, wie es laut Duden und DWDS die Werbesprache will: «sich nicht mehr verbessern lassend, das höchste Stadium einer Entwicklung darstellend» – somit das Nonplusultra. Dahinter ist unschwer das englische «ultimate» zu erkennen, und eigentlich böte sich im Deutschen das Adjektiv «ultimat» an. Es ist mir einmal in einem älteren Text genau in diesem Sinn begegnet; heute findet man es nur mehr in der Biologie: Dort sind grundlegende, evolutionsbedingte Ursachen eines Verhaltens «ultimat».

Die genannten Beispiele zeigen, dass bei den Wörtern die «Falschheit» eines Freunds seinem dauerhaften Gastrecht nicht unbedingt entgegensteht und die ursprüngliche (bzw. früher ins Deutsche eingewanderte) Bedeutung zuweilen sogar ins Hintertreffen gerät. Bei «definitiv» hat es die Bedeutung «ganz bestimmt» (*definitely*) noch nicht in die Wörterbücher geschafft, sie ist aber schon recht verbreitet, wohl definitiv. Ähnliches gilt für die «Offiziellen», mit denen Amtspersonen (*officials*) gemeint sind.

Ebenso liest man heute ab und zu «routiniert», wo nicht «wohlgeübt» gemeint ist, sondern «routinemässig» (*routinely*). Ein Bauer, der routiniert (in jedem Sinn) das Richtige tut, ist ein Musterbauer, also ein vorbildlicher. «Modellbauer» ginge laut Duden.de «bildungssprachlich» auch. Diese im Englischen gebräuchliche Verwendung von *model* führt im Deutschen allerdings hier zur Verwechslung mit jemandem, der Modelle baut. So oder so hat dieser Mensch einen Charakter; er kann aber auch ein Charakter sein, nämlich eine Figur in Literatur oder Film. Auch hier hat wohl die bildungssprachliche Bedeutung englische Flügel bekommen. Sogar die laut DWDS «veraltende» Bedeutung «Schriftzeichen» scheint sich mit Hilfe des englischen Freundes halten zu können. Wer will da noch von einem falschen Freund reden? Offen darf ebenfalls bleiben, ob man auf Deutsch wirklich auch dann «hassen» kann, wenn man «verabscheuen» meint.

229: «Der Bund», 5. 10. 2018

## Hilfsmittel, um Helvetismen frei zu brauchen

Allfällige Hemmungen wären fehl am Platz: Obwohl das Wort «allfällig» in Deutschland ungebräuchlich ist, macht keinen Fehler, wer es in einem hochdeutschen Text verwendet. Durch «etwaig» muss man es höchstens dann ersetzen, wenn man befürchtet, in Norddeutschland nicht verstanden zu werden. Im Zweifel hilft ein Blick in den Duden: «Allfällig» steht drin, mit dem Vermerk «österreichisch, schweizerisch» – ohne «mundartlich», was ein Grund für Hemmungen sein könnte. Somit ist das Wort als Helvetismus (und Austriazismus) Teil dessen, was Linguisten Standardsprache nennen. Nicht nur Einträge im Duden 1 (Rechtschreibung) können diesen Anspruch erfüllen: Schon das Online-Wörterbuch [duden.de](http://duden.de) ist reichhaltiger, und etwa doppelt so viele Helvetismen wie der Duden 1 umfasst der Spezialband [«Schweizerhochdeutsch»](#).

2012 vom Schweizerischen Verein für die deutsche Sprache (SVDS) im Dudenverlag herausgegeben, ist dieser Band jetzt in zweiter Auflage erschienen und dabei von 96 auf 112 Seiten, von 3000 auf 3500 Einträge gewachsen. Verfasst haben ihn Hans Bickel und Christoph Landolt, zwei Redaktoren des Idiotikons, des grossen Schweizerdeutsch-Wörterbuchs. Bedient haben sie sich aber gerade nicht bei den Mundarten, sondern beim schriftdeutschen Sprachgebrauch in der Schweiz; keine Gnade fanden dabei «marginale und veraltete Wörter». Manche der erfassten Wörter haben in Deutschland und Österreich keine gebräuchliche Entsprechung, sondern müssen umschrieben werden; neu in dieser Kategorie ist u. a. «der/die Amtsälteste».

Da sich dieses Wort selbst erklärt, bietet es erst recht keinen Grund für Hemmungen – im Gegenteil, man darf es zur Nachahmung empfehlen. Dass sich die deutschsprachigen «Provinzen» so gegenseitig bereichern sollten, fand schon 1740 der Zürcher Gelehrte [Johann Jakob Bodmer](#): «Ist unser Gebrauch der ver-

nuenftigere, richtigere und geschicktere, so müeßte man ... un- gerecht ... seyn, wenn man von uns fordern wollte, daß wir uns nach einem fremden Gebrauche bequemeten, mit welchem wir das bessere um das schlimmere vertauscheten.» So hat denn «Amtsälteste» auch schon im Online-Duden Aufnahme gefunden, mit dem Vermerk «schweizerisch».

Weitere schweizerhochdeutsche Neuheiten bleiben andernorts noch ein Geheimtipp, zum Beispiel «Aufbauer, Aufbauerin» in einer Sportmannschaft – im Vergleich zu Dudens «Spielmacher» doch gewiss «vernünftiger, richtiger, geschickter», oder wenigstens eines davon. Beim Alpenbitter wiederum drängt sich der Export des Worts auf, wenn man auch das Getränk verkaufen will. Andere Neuaufnahmen sind schweizerischen Amtsgebräuchen zu verdanken und damit weniger exportfähig. Sie brauchen aber auch nicht durch Importe ersetzt zu werden, weder «Adjunkt, Adjunktin» noch «Administrativmassnahme» (die es zum Glück nur noch gegenüber Verkehrsteilnehmern gibt, jedenfalls laut Wörterbuch). Sogar einige kantonale Amtsbesonderheiten haben es ins Wörterbuch geschafft, unter A die solothurnische «Amtei» und die zürcherische «Aussenwacht (einzeln gelegener Ortsteil)».

Auch Kurioses kommt vor, das ich weder im In- noch im Ausland zur Nachahmung empfehlen möchte: etwa das übergenaue «Allzeithöchst» oder – schon in der ersten Auflage – «Allerheilmittel». In der Schweizer Presse kommen diese Wörter gelegentlich vor, aber weitaus häufiger sind die im ganzen deutschen Sprachgebiet gebräuchlichen: «Allzeithoch», «Allheilmittel». Wohlverdient ist dagegen die Aufnahme von «Auslandteil», den Schweizer Zeitungen noch haben (auch wenn ihn die meisten nicht mehr selber machen); in Deutschland läuft das neben viel Inland unter «Politik». Entsprechend gibt es in «Schweizerhochdeutsch» jetzt auch den (rar gewordenen) «Auslandchef»; dagegen fehlt hier das (noch rarerere) weibliche Pendant – aus Versehen, wie man mir mitteilt. (vgl. [Anhang 5](#))

230: «Der Bund», 19. 10. 2018

## Wort ausgewischt, Ding und Sinn noch da

«Rentnerschwemme» war schon weg, als ich kam, aber «Überalterung» stand noch da, sogar doppelt. So wusste ich schnell, was zu tun war, als ich kürzlich im Kunstmuseum Bern die Ausstellung «République Géniale» besuchte, mit dem Raum «a word a day to be wiped away». Von 200 Wörtern, seit Mitte August an einer grossen weissen Wandtafel zur Löschung freigegeben, war noch knapp die Hälfte unversehrt. Der Rest war eifriger mit den bereitliegenden Lappen bearbeitet worden, als es dem Motto «ein Wort pro Tag» entspräche.

Wird die Aufsicht – wie vorgeschrieben – vor dem Wischen gefragt, so kann sie für Masshalten sorgen und auch dafür, dass das missliebige Wort noch knapp lesbar bleibt. Die «Überalterung» aber – als einziges Wort zweimal aufgeführt, wohl aus Versehen – hatte den Ansturm völlig heil überstanden. Der Ausdruck ist eben so alltäglich geworden, dass er nicht den gleichen Empörungswert hat wie die früh getilgte «Überfremdung». Wer eines dieser Wörter in den Mund nimmt und davor ein bisschen nachgedacht hat, zeigt mit der Vorsilbe «über» an, dass hier das für zulässig gehaltene Mass überschritten sei. Wenn in einer Juniorensektion die meisten Mitglieder das reglementarische Juniorenalter überschritten haben, dann ist sie wirklich überaltert.

Mit «Überalterung» aber ist meistens dasselbe gemeint wie mit «Rentnerschwemme»; hinter diesem Wort war gewiss die Menschenverachtung erkannt und mit dem Löschlappen bestraft worden. Allerdings kann man nicht wissen, was hinter einer Löschung steckt: Statt dem Wort kann auch die Sache gemeint sein, die man wie mit einer Voodoo-Zeremonie bannen will. «Atom-bombe» wird wohl in diesem Sinn weggewischt worden sein, ebenso «Sklaverei» und «Menschenhandel» oder auch «Regierung» und «Nationalstaat». Da ist nicht anzunehmen, die Tilgung habe nur dem Wort gegolten und das, was es bedeute, sei seinen

Gegnern unter anderem Namen durchaus genehm. Was aber ist mit «Priorisierung», «ergebnisoffen» oder «zielgruppenorientiert»? Dass diese Wörter überhaupt auf die Liste kamen und prompt der Löschung anheimfielen, verdanken sie vermutlich ihrem Ursprung im Organisationsentwicklungsberatungsdeutsch.

Verantwortlich für den Ausstellungsraum zeichnet das Künstlerduo Relax (Marie-Antoinette Chiarenza und Daniel Hauser); Vorschläge haben sie im Freundes- und im Museumskreis sowie bei Institutionen der Pflege und der Ausländerberatung gesammelt. Mit anderen Gewährsleuten (und immer unter dem englischen Titel) waren auch schon in Zürich, in der Türkei und in Georgien Wörter zum Löschen eingefangen und dem Publikum ausgeliefert worden. Die Berner Auswahl glänzt mit «häfele» und «säubele», beide kurzlebig. Bei meinem Besuch waren dagegen «füttern» und «Windeln» noch nicht mit dem Putztuch in Berührung gekommen, ebenso wenig «Alterserscheinung» und «Greise».

So amüsant oder der Triebabfuhr dienlich es sein kann, einem verhassten Wort (oder eben der Sache dahinter) eine Abreibung zu verschaffen – man darf nicht der Illusion verfallen, die Welt sei schon verbessert, wenn Wörter des Anstosses nicht mehr im Umlauf sind. Steckt böser Wille hinter ihnen, findet er neue Ausdrücke. Und statt schlichtem Ersatz, etwa «Alterung» ohne «Über-», wird eher ein neues Ärgernis Mode werden, vielleicht «Bejahrungsaufschwung». Immerhin könnte so ein Murks eine Weile zum Nachdenken anregen, bis er entweder normal wird oder aber der nächsten Löschaktion zum Opfer fällt.

Und doch: Wenn Sie die Ausstellung besuchen (bis 11. 11.), die Wischung des Tages noch nicht stattgefunden hat und das zweite «Überalterung» noch an der Wand prangt: Weg damit! Sie zeigen sich so als guter Mensch und sollten sich nicht als «Gutmensch» verächtlich machen lassen. Dieses Wort steht seit meiner Visite bei den Vorschlägen, die man für künftige Löschangebote hinterlassen kann.

231: «Der Bund», 2. 11. 2018

## Österreich und sein eigenes Deutsch

Wie redet man in Österreich? Etwa nicht Deutsch? Für ein Forschungsprojekt wurde Lehrkräften eine Auswahl an Bezeichnungen für die Muttersprache der Mehrheit im Land vorgelegt. Nur etwas mehr als die Hälfte der Befragten wählte «Deutsch», knapp ein Fünftel «Österreichisches Deutsch»; auf weitere Bezeichnungen mit Österreich-Bezug entfielen gut ein Zehntel der Antworten und etwas weniger auf Varianten mit «Dialekt/Mundart». In der Deutschschweiz, so darf man annehmen, wäre «Schweizerdeutsch» die weitaus überwiegende Antwort auf die Frage nach der Muttersprache der Mehrheit.

«Das Standarddeutsch (Hochdeutsch), das in Österreich verwendet wird, ist genauso korrekt wie das in Deutschland» – dieser Aussage stimmten fünf von sechs Lehrkräften zu. Aber eine Kontrollfrage an anderer Stelle des Fragebogens zeigte eine Unsicherheit auf: Dass «deutsches Deutsch korrekter» sei, fanden zwar wenige, aber viele lehnten diese Aussage nur schwach ab. Entsprechende, aber weniger formelle Untersuchungen bei Schweizer Lehrkräften zeigen noch grössere Unsicherheit und häufiger die Ansicht, richtiges Deutsch sei jenes aus Deutschland.

In beiden Alpenländern ist zu beobachten, dass sich «deutschländisches» Deutsch ausbreitet, vor allem bei Jugendlichen und oft mit nicht besonders hochsprachlichen, sondern eher flapsigen Ausdrucksweisen – etwa «Jungs» für «Jungen», die hierzulande eigentlich «Knaben» oder «Buben» heissen (beides laut Duden standardsprachlich, wenn auch nicht im ganzen deutschen Sprachraum üblich). In Österreich wird die – meist den Medien zugeschriebene – sprachliche Angleichung an Deutschland oft als «Vertschüssung» bezeichnet: «Tschüss» hat als Abschiedsgruss das landestypische «Servus» überholt, bei den befragten Lehrkräften erst knapp, bei den gleichzeitig befragten Schulkindern schon im Verhältnis 4:1. Nur bei den Erwachsenen kommen die



heimatlichen Formen «Baba» (von «[grüss den] Vater») und «Pfiati» (von «[Gott] behüt' dich») noch recht häufig vor.

Einhellig lassen sich Alt und Jung gutes Essen «schmecken» und finden es nicht etwa «lecker» – in Österreich scheint auch die Liebe zur Sprache durch den Magen zu gehen. Als das Land 1995 der EU beitrug, brachte es 23 eigene Speisebezeichnungen in die amtlichen Bestimmungen ein. Im Jahrzehnt darauf fand ein Forscher etwa «Marille, Kipferl, Schlagobers» allgemein gebräuchlich vor, während «Erdäpfel, Kukuruz, Paradeiser» von Jüngeren nur mündlich, von Älteren indessen auch schriftlich verwendet wurden; die letztgenannten Wörter (für Mais bzw. Tomaten) sind allerdings nicht im ganzen Land verbreitet.

«Der Jugend ist das österreichische Deutsch powidl», titelte «Die Presse» schon 2012. «Powidl» ist eigentlich Pflaumenmus, bedeutet hier aber «wurscht». Die Zeitung zitierte einen Forscher, der an der eingangs genannten Studie beteiligt war: «Man müsste schon in der Schule den Leuten bewusst machen, welche Ausdrücke österreichisch sind: Es wird zwar das «Österreichische Wörterbuch» verteilt, aber kein Lehrplan sieht das österreichische Deutsch als Thema vor.» Im Zusammenhang mit der Studie erstellte das Bildungsministerium 2014 eine 72-seitige Broschüre mit dem Titel «(Österreichisches) Deutsch», auf seiner Website indessen behandelt es das Thema sehr stiefmütterlich.

Der Grazer Professor Rudolf Muhr kritisierte: «Weder die Eigenständigkeit, noch die Gleichberechtigung [des Österreichischen Deutsch ÖD] wird durch die Broschüre vermittelt. Vielmehr wird der Eindruck erweckt, dass das ÖD doch wieder eine Randerscheinung des DEUTSCHEN (= richtigen Deutschen = Deutschland) ist.» Für seine Verfechter ist das ÖD ein wichtiger Teil der österreichischen Identität. Über «Schweizerhochdeutsch» (vgl. «Sprachlupe» [229](#)) lässt sich kaum Ähnliches sagen: Zur «Swissness» gehören vielmehr die Mundarten und die Mehrsprachigkeit. (Quellen und weitere Ressourcen: [Anhang 6](#))

232: «Der Bund», 16. 11. 2018

## Drum prüfe, wer zur Urne schreitet ...

Es ist höchste Zeit, mit dem Studium der Abstimmungsbüchlein zu beginnen. Das eidgenössische, neu gestaltet, bietet den Eiligen auf den ersten Seiten Kurzfassungen und ist auch weiter hinten gut lesbar, wie schon seit Jahren. Sätze, die man zweimal lesen muss, sind selten. Aktuell gehört vielleicht dieser dazu, bei den Sozialversicherungen: «In den allermeisten Fällen kann mit Gesprächen und anhand von Unterlagen, zum Beispiel Arztberichten, abgeklärt werden, ob jemand Anspruch auf eine Leistung hat.» Die Aussage «kann ... abgeklärt werden» ist hier von zehn Wörtern unterbrochen. Die Faustregel des Lesbarkeits-Experten Wolf Schneider lässt höchstens sechs zu.

Abhilfe ginge zum Beispiel so: «Zur Abklärung, ob jemand Anspruch auf eine Leistung hat, reichen meistens Gespräche und Unterlagen, z. B. Arztberichte.» Stören die sieben Wörter im Nebensatz, dann: «Hat jemand Anspruch auf eine Leistung? Um dies abzuklären, ...». Auf der Plattform [easyvote.ch](https://www.easyvote.ch), die vor allem 18- bis 25-Jährige erreichen will, lautet der Satz so: «Ob jemand Anspruch auf Geld hat, prüft die Sozialversicherung beispielsweise aufgrund von Gesprächen mit der versicherten Person und ärztlichen Gutachten.» Hier fehlt allerdings die Aussage, dass dies meistens ausreicht. Sie ist wichtig, weil die umstrittene Beobachtung nur in den anderen Fällen infrage kommt.

Unbefriedigend ist bei den Erläuterungen zu dieser Vorlage, dass in einem Kernpunkt einfach Aussage gegen Aussage steht: Dürften Sozialdetektive künftig von der Strasse aus in ein Schlafzimmer hineinfotografieren und -filmen? Die Gegner sagen Ja, gestützt auf den Wortlaut des Gesetzes, der Bundesrat sagt Nein, gestützt auf die Gerichtspraxis zu anderen Gesetzen, die Beobachtungen regeln. Das Abstimmungsbüchlein kann den Widerspruch nicht auflösen; eine sorgfältigere Formulierung des Gesetzes zu den Sozialversicherungen hätte es tun können. Kommt die

Gesetzesänderung zustande, wird sie wohl wiederum Gerichte beschäftigen, die dann auf die bundesrätliche Zusicherung im Büchlein zurückgreifen können.

Eine kantonalbernische Verfassungsänderung von 2013 hat kürzlich zu einem Urteil geführt, wonach einer Sozialhilfe-Empfängerin die Einbürgerung vorschnell verweigert worden war. Man hätte besser abklären müssen, ob eine Behinderung der Grund für die Sozialhilfe war. Schon das Abstimmungsbüchlein hatte darauf hingewiesen, der Ausschluss von Behinderten verstiesse gegen Bundesrecht. Das Büchlein lieferte zudem weiteres Juristenfutter: «Eine Verschärfung der heutigen Praxis würde durch die Initiative insoweit stattfinden, als auch nicht behinderte Personen, die unverschuldet auf Sozialhilfe angewiesen sind oder waren, von einer Einbürgerung ausgeschlossen wären.» Das war nicht nur unnötig kompliziert, sondern auch irreführend: Es ging ja nicht darum, dass Behinderte schon ausgeschlossen waren und nun noch gewisse Nichtbehinderte dazukamen.

Derlei bürokratische Sprachverwirbelungen sind auch in kantonalen Abstimmungsunterlagen selten geworden, jedenfalls in bernischen. Der löbliche Versuch, zum Einstieg das Wichtigste knapp zusammenzufassen, ist diesmal allerdings eher missraten: «Mit der Steuergesetzrevision 2019 soll die im Vergleich mit den übrigen Kantonen teilweise überdurchschnittlich hohe Gewinnsteuerbelastung für Unternehmen im Kanton Bern gesenkt werden.» Zwischen «soll» und «gesenkt» stehen stolze 16 Wörter, darunter das rätselhafte «teilweise überdurchschnittlich». Es ginge auch so: «Mit der Steuergesetzrevision 2019 soll die Gewinnsteuerbelastung gesenkt werden. Sie liegt für einen Teil der Unternehmen im Kanton Bern über dem Durchschnitt aller kantonalen Ansätze.» Gleich lang, gleiche Information klarer – und am Schluss leicht zu präzisieren: «... Ansätze für Firmen im gleichen Gewinnbereich.»

233: «Der Bund», 30. 11. 2018

## «LeihBar» gibt's nur dank «Bar»-Ausleihe

Kommenden Monat wird in Bern die LeihBar eröffnet, die «Gegenstände aller Art günstig verleiht». Ihr Name ist ein treffendes Wortspiel: Es verbindet diese «Bar» mit dem Ausleihen der angebotenen Gebrauchsgüter. Darüber hinaus aber öffnet das Wort den Blick auf etwas, das man ausleihen und behalten kann – Wörter nämlich, die aus einer anderen Sprache kommen. Solche Fremdwörter fallen meist auf, weil sie anders klingen, geschrieben oder gebeugt werden als altvertraute. Gleichen sie sich an die so bereicherte Sprache an, so nennt man sie nicht mehr Fremd-, sondern Lehnwörter. Zuweilen wandert die neue Form in die Ursprungssprache zurück – wie «Boulevard», entstanden aus «Bollwerk» (vgl. Nr. [201](#)).

«Bar» als Bezeichnung für ein Lokal wird kaum noch als fremd empfunden, höchstens das -s im Plural deutet noch darauf hin. Allerdings sind solche Mehrzahlbildungen auch aus dem Niederdeutschen südwärts gewandert, oft umgangssprachlich wie bei Kumpels oder Jungs. Im Englischen wurde «bar» einst von der Theke aufs Lokal übertragen. Das Wort geht zurück aufs Altfranzösische «barre», dem wir auch den Barren verdanken. Noch tiefer in die Vergangenheit weisen Lexika für Etymologie nur mit Vermutungen, die aber nichts mit «-bar» zu tun haben. Das Adjektiv «leihbar» hingegen lässt sich in beiden Bestandteilen durch die ganze germanische Sprachgeschichte verfolgen.

Mit «bar» im Sinn von «nackt» ist «-bar» nicht verbandelt; vielmehr beruht es auf der Grundbedeutung «tragen» und hat damit eine weitläufige Verwandtschaft. Pfeifers Etymologisches Wörterbuch (zitiert nach [dwds.de](#)) beschreibt sie so: «Mit *gebären* sind u. a. verwandt *Geburt, Gebärde, gebaren, Gebühr, gebühren, Bahre, entbehren* (eigentlich «nicht tragen») und das Suffix *bar*, z. B. *fruchtbar*, eigentlich «Frucht tragend, bringend.» Nebenbei sieht man hier auch, dass das Dehnungs-h nicht eben

konsequent in die Rechtschreibung gelangt ist. Die Silbe «-bar» – früher auch «-bahr» – hat ihren Sinn weit ausgedehnt: Sie «drückt in Bildungen mit Verben (Verbstämmen) aus, dass: ... mit der beschriebenen Person oder Sache etw. gemacht werden kann / ... die beschriebene Person oder Sache etw. machen kann / ... die beschriebene Sache zu etw. geeignet ist».

Dieser Wortbestandteil ist also, wie Sprachwissenschaftler sagen, äusserst produktiv. Kein Wunder, inspiriert er dank dem Mitläufer «Bar» da und dort Leute, die für ihr Lokal einen auf- und sinnfälligen Namen suchen. Die Berner Fruchtsaftbar soll wohl einfach als Fruchtsaft-Bar verstanden werden, aber es ist nicht verboten, dabei an «Frucht, saftbar» zu denken. Das Brockenhaus Begeh-r-bar im aargauischen Riniken eignet sich offenbar zum Spazieren. Was aber widerfährt einem in der ESSBAhR in Korschbroich (D)?

Coiffeurgeschäfte namens Haarbar gibt's in der Deutschschweiz mindestens neun, in vier verschiedenen Schreibweisen. Ob man in jedem dieser Etablissements auch seinen Durst stillen kann, habe ich nicht überprüft; auch nicht, ob be- oder enthaarbare Kundschaft dort auf ihre Rechnung kommt. In St. Gallen heisst ein Kulturlokal DenkBar. Es ist durchaus denkbar, dass es für diesen Namen einen Preis verdient hat. Das muss sich auch die neu eingerichtete Regionalvertretung Schweiz des Vereins Deutsche Sprache gedacht haben, als sie vor einem Jahr dem Genossenschaftsbetrieb einen Preis für den «fantasievollen Namen» gab.

Seltsamerweise stand die Einladung zur Zeremonie unter dem Motto «Wer mag auch kein Denglisch?» Der in Deutschland heimische Verein zeichnet sich durch den Kampf gegen Anglizismen (und gegen Grossbuchstaben im WortInnenen) aus. Der englische Ursprung der halben DenkBar stand der Preisvergabe aber nicht im Weg. «Bar» sagt man ja hierzulande längst in deutscher Lautung. Zum Glück, denn mit englischer Aussprache würde aus dem Namen der St. Galler Preisträgerin so etwas wie «Denk? Bah!».

234: «Der Bund», 14. 12. 2018

## Nehmt den Männern das Maskulinum weg!

Wenn Bahnperrons weitgehend rauchfrei werden, bedeutet das laut einem Radiobericht: «Der Rauchende kann sich also nicht gleich eine Zigarette anzünden.» Der Rauchende? Raucht doch schon! Hat also schon im Zug das Rauchverbot missachtet und will sich als Kettenraucher beim Aussteigen gerade den nächsten Glimmstängel anstecken. Wer da am Radio redete, meinte aber vermutlich nicht diese Situation, sondern einen gehorsamen Raucher, der bald einmal auf dem Perron die Rauchzone suchen muss.

Ob der Raucher ein Mann oder eine Frau ist und ob man das überhaupt merkt, spielt hier keine Rolle. Wer aber «der Raucher» sagt, beschwört das Bild eines möglicherweise störenden Mannes herauf und muss «der Raucher oder die Raucherin» sagen, um den Verdacht geschlechtsneutral zu verbreiten. Je häufiger solche Doppelnennungen vorkommen, desto stärker wird die Vermutung, wer das grammatische Maskulinum verwendet, meine unbedingt einen biologischen Mann.

Wer die umständliche Verdoppelung vermeiden will, kann auf die Mehrzahl des Partizips Präsens ausweichen, also hier von «den Rauchenden» reden, die den Perron betreten. Bei «den Studierenden» stört es kaum noch, dass sie auch dann so bezeichnet werden, wenn sie gerade nicht studieren, sondern sich etwa eine Rauchpause gönnen oder gar eine Party. Man kann «Studierende» für die ganze Lebensphase gelten lassen, die vom Studium geprägt ist, auch wenn dieses nicht pausenlos betrieben wird. Aber wenn von Rauchenden die Rede ist, sieht man schon den Qualm aufsteigen.

Die Radioansage folgte offenbar der Gewohnheit, mit dem Partizip die Festlegung auf ein Geschlecht zu vermeiden, aber das funktioniert nur im Plural. Wenn «der Rauchende» auch eine Frau sein kann, dann ist diese so wenig sichtbar wie bei «der Raucher». Genau deshalb bekämpft ja der Sprachfeminismus

dieses «generische Maskulinum», bei dem das grammatische Geschlecht nichts über das biologische aussagen soll. Bei Berufsbezeichnungen und Ähnlichem (wie eben «Raucher») kann generisch geradeso gut eine Frau gemeint sein – «mitgemeint», sagen die Kritiker(innen), wollen das nicht gelten lassen und machen es mit «gerechtem» Sprachgebrauch zunehmend unwirksam.

Dabei war es nach neuerer Sprachforschung nicht immer so, dass die Genera, also die grammatischen Geschlechter, an die natürlichen gebunden waren. Im aktuellen [«Sprachspiegel»](#) nennt der frühere Gymnasiallehrer Felix Sachs die älteren Funktionen «Perspektiven»: Jenes Genus, das heute Maskulinum heisst, bezeichnet demnach Individuen (Lebewesen oder Dinge), das Femininum Kollektive oder Abstrakta, das Neutrum Tätigkeiten oder deren Ergebnisse. Allerdings hat im heutigen Deutsch nicht jedes Wort das Genus, das dieser Einteilung entspricht. Sind Einzelne gemeint, so steht «die Frau» ja genauso für ein Individuum wie «der Mann» oder «das Kind». Aber der Artikel gibt auch das natürliche Geschlecht manchmal falsch an, eben bei «Kind» oder wenn «die Geisel» ein Mann ist. Oder dann, wenn «der Raucher», generisch verwendet, auch eine Frau sein kann.

Sachs plädiert nicht fürs generische Maskulinum, vielmehr dafür, das Genus mit dem Artikel «der» gar nicht Maskulinum zu nennen, sondern Singulativ oder Konkretiv. Mit der Zeit, so meint er, verschwände dann auch die Vorstellung, solche Wörter bedeuteten nur Männer. Frauen will er anders sichtbar machen als mit der Endung «-in», die das Geschlecht unnötig betone. Stattdessen soll das natürliche Geschlecht «so selten wie möglich» kenntlich sein – wenn aber doch, dann mit «gerechter Präsenz von Männern und Frauen» im jeweiligen Kontext. Nicht gerade abgezählt, wohl aber ausgewogen soll die Beachtung sein. Ausser dem Verzicht auf «-in» wären keine Eingriffe in die Sprache nötig – wenn es nur gelänge, das biologische Verständnis der Genera aus den Köpfen zu verbannen.

235: «Der Bund», 28. 12. 2018

## Braucht plastischer Chirurg individuellen Lernort?

Einen vierstöckigen Hausbesitzer und einen geräucherten Schinkenhändler erwartet man nicht unbedingt an einer Universität. Mit diesen beiden Herrschaften illustrierte der Sprachpfleger Wolf Schneider den Missbrauch eines Adjektivs oder Partizips, das auf den ersten Teil einer Zusammensetzung zutrifft («Haus» bzw. «Schinken»). Sprachlich aber bezieht es sich auf das Grundwort, und das steht am Schluss («Besitzer», «Händler»). An die beiden Beispiele fühlte sich ein Leser erinnert, als er vor Seminarräumen der Berner Alma Mater («Nährmutter» der Wissbegierigen) das Schild «Kein individueller Lernort» erblickte.

Stünde daneben nicht das durchgestrichene Bildchen eines Kopfs hinter aufgeschlagenem Buch, so könnte ein Schlaumeier sagen, er brauche zum selbständigen Lernen keinen besonderen, individuellen Ort, der Seminarraum reiche ihm durchaus. Doch offensichtlich ist er dort unerwünscht; es ist «kein Ort für individuelles Lernen». Diese Formulierung schlug der vom Leser angefragte [Ratgeber](#) des «Sprachspiegels» vor. Er fügte an, er sehe keinen «dringenden Bedarf, den *individuellen Lernort* als feste Fügung zu akzeptieren». Als solche Fügungen nennt der Duden (Band 9, «Zweifelsfälle», Stichwort «Komposita») *deutsche Sprachwissenschaft, evangelisches Pfarrhaus, Bürgerliches Gesetzbuch*.

«Bürgerlich» ist grossgeschrieben, weil es zum Namen gehört, den das Zivilgesetzbuch in Deutschland trägt. Dort enthält ein anderes Gesetzbuch, das strafrechtliche, eine Fügung, die zwar fest, aber auch widersinnig ist: die «Vorspiegelung falscher Tatsachen» (beim Betrug). Das Schweizer StGB macht's besser und spricht von Irreführung durch «Vorspiegelung von Tatsachen». Fest gefügt sind auch manche Berufsbezeichnungen, bei denen sich das Adjektiv nicht auf die Person, sondern auf die Tätigkeit bezieht, z. B. «plastischer Chirurg» oder die «Technische Softwareentwicklerin». Das Adjektiv kann gross- oder kleingeschrie-



ben werden. Im Duden steht tatsächlich «Softwarre» (Band 1, «Rechtschreibung», 27. Auflage Druck A, Kästchen zu «technisch»); derlei Fehler sind äusserst selten.

Beim plastischen Chirurgen kann man mit gutem Willen das Adjektiv auf seine Tätigkeit zurückführen. Auch der umgekehrte Fall kommt vor: Das Adjektiv bezieht sich auf eine nicht genannte Person, etwa wenn von einem «jüdischen Geschäft» die Rede ist. Das passt nur, wenn dort Dinge mit Bezug zum Judentum angeboten werden, koschere Lebensmittel oder religiöse Bücher etwa. Wenn aber nur der Besitzer jüdisch ist, so kann man das zwar erwähnen, etwa falls es im Zusammenhang eine Rolle spielt. Das Geschäft selber aber «jüdisch» zu nennen, ist abwegig und lässt vermuten, dahinter stecke eine Absicht – vielleicht die, den Besuch des Ladens zu empfehlen oder eben gerade nicht.

Dass eine Eigenschaft sprachlich von einer Person zu einer Sache überspringt oder umgekehrt, ist gar nicht so selten, stilistisch manchmal geschickt und manchmal unbeholfen, aber meistens harmlos. Ein lachender Morgen kann poetisch wirken. Beim ambulanten Arzttarif geht weder der Arzt noch der Tarif spazieren (lat. *ambulare*, vgl. [Band I, Nr. 1](#)), sondern der Patient, so gut er kann. Am notleidenden Kredit leidet nicht dieser, sondern der Schuldner und in der Folge auch die Bank. Ist eine Frau im gebärfähigen Alter, geht es um ihre eigene Fähigkeit, nicht um die des Alters. Oft handelt es sich auch da um feste Fügungen.

«Sitzende Lebensweise» oder «liegende Stellung» lässt der Duden 9 als «Besonderheit» gelten. Den Ausdruck «in schwimmendem Fett gebacken» erklärt duden.de damit, dass «schwimmen», von einer Flüssigkeit gesagt, «sich in etwas befinden» bedeute – hier eben in der Pfanne. Sind die Pommes frites gegessen, verlassen wir das Thema, kehren aber an die Berner Alma Mater zurück und suchen ein individuelles Örtchen auf. Dort steht, so säuberlich verewigt wie das «Lernort»-Schild: «WC-Spühlung».

236: «Der Bund», 11. 1. 2019

## Strassburg lichtet Nebel um Antirassismus-Artikel

«Wer jemanden wegen dessen Geld- oder Schmuckbesitzes bestiehlt oder betrügt oder aus einem dieser Gründe Morde rechtfertigt, wird bestraft.» Dieser seltsame Artikel steht in keinem Gesetz. Aber er eignet sich dazu, über die gemeinten Gründe nachzudenken. «Wegen ... Besitz» weist auf Güter als Gründe hin; da würde bestraft, wer ihretwegen begangene (Raub-) Morde rechtfertigt. Oder geht es darum, dass jemand «zu einem dieser Zwecke» (Diebstahl oder Betrug) Morde rechtfertigt, zum Beispiel als Drohgebärde?

Nur: Von «begangen» oder aber von «Zwecken» steht da nichts, und auch nicht im Artikel 261<sup>bis</sup> des Schweizerischen Strafgesetzbuchs, Absatz 4: «(...) wer öffentlich durch Wort, Schrift, Bild, Gebärden, Tätlichkeiten oder in anderer Weise eine Person oder eine Gruppe von Personen wegen ihrer Rasse, Ethnie oder Religion in einer gegen die Menschenwürde verstossenden Weise herabsetzt oder diskriminiert oder aus einem dieser Gründe Völkermord oder andere Verbrechen gegen die Menschlichkeit leugnet, gröblich verharmlost oder zu rechtfertigen sucht, (...) wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.» Seit diese Antirassismus-Strafnorm 1993 ins Gesetz eingefügt wurde, zerbrechen sich Juristen die Köpfe darüber, ob der Artikel «aus einem dieser Gründe begangene» Verbrechen betreffe, also solche wegen Rasse etc., oder aber deren Leugnung «zu einem dieser Zwecke», also zur Diskriminierung oder Herabsetzung.

Das ist keine Spitzfindigkeit. Wer die genannten Verbrechen «leugnet, gröblich verharmlost oder zu rechtfertigen sucht», ist je nach Auslegung schon dadurch strafbar oder nur dann, wenn er damit andere «herabsetzt oder diskriminiert». Manche juristischen Kommentatoren meinten, verboten sei es, Völkermord und bestimmte andere «aus einem dieser Gründe» begangene Verbrechen zu leugnen oder zu verharmlosen, egal weshalb man

das tue. Der französische und der italienische Gesetzestext, wo die «Gründe» im Satz anders platziert sind, lassen nur die Deutung zu, es gehe just um die Motive des Leugnens. In diesem Fall muss man sich aber hinzudenken, dass «Rasse, Ethnie oder Religion» der Opfer gelegener Verbrechen gemeint sind. Das Bundesgericht kam indessen lange nicht zum Schluss, Leugnen ohne diskriminierende Absicht sei stets straffrei.

Nur in dieser Auslegung entspricht der Artikel der Europäischen Menschenrechts-Konvention. Über deren Einhaltung wacht das Strassburger Gericht. Es gab 2015 dem türkischen Politiker Dogu Perinçek recht, der in der Schweiz wegen Leugnung des Völkermords an den Armeniern verurteilt worden war. Strassburg urteilte, es sei in einer demokratischen Gesellschaft nicht notwendig, die freie Meinungsäußerung so stark einzuschränken, denn es sei nicht das Ziel des Politikers gewesen, Hass gegen die Armenier zu säen. Im jüngsten Fall sprach nun das Bundesgericht einen Tessiner frei, der wegen «Leugnung von Völkermord» (Srebrenica 1995) verurteilt worden war. Zwar befand es, dass «der objektive Tatbestand (...) grundsätzlich erfüllt ist. Hingegen liegen keine ausreichenden Indizien dafür vor, dass der Autor dabei in diskriminierender Absicht gehandelt hätte.»

Haben somit «fremde Richter» Schweizer Recht umgebogen? Es wäre ein gefundenes Fressen für die Selbstbestimmungs-Initianten, aber gerade in ihren Kreisen ist die Antirassismus-Strafnorm als «Maulkorb» verpönt. Die jüngsten Urteile in Strassburg und Lausanne schränken dessen Anwendung ein. Die mögliche Deutung des deutschen Texts, jedes Leugnen der genannten Verbrechen sei strafbar, entfällt. Das Gesetz müsste eigentlich umformuliert werden: So, dass das Leugnen eindeutig allein als Mittel des Herabsetzens oder Diskriminierens strafbar wäre. «Aus der Sicht der Rede- und der Forschungsfreiheit wäre diese Lesart vorzuziehen», schrieb ich 2013 im [«Sprachspiegel»](#) zu dieser «Unvorsorgfalt des Gesetzgebers» (so gerügt von Prof. Marcel A. Niggli).

237: «Der Bund», 25. 1. 2019

## Trolls, die gern in Chors singen

Ein Gespenst geht um in meinem Leibblatt, und nicht nur dort. Es macht sich durch ein leises Zischen bemerkbar: «ssss». Letzte Woche suchte es mich beim Lesen viermal innert drei Tagen heim. Es begann mit einer Empfehlung für jemanden, der «in Gospelchors» singt. Am nächsten Tag trat es standesgemäss mit türkischen «Regierungstrolls» auf, und danach erschreckte es mich mit «Korallenriffs», wiederum von «Trolls» begleitet.

Wie man das Gespenst bannt, weiss ich nicht, denn man müsste es dazu bringen, Deutschregeln zu beachten. Leider ist es nicht einfach so, dass es im Deutschen «kein Plural-s gibt», wie mir einst ein Leser schrieb, für den jedes solche s ein tadelnswerter Import aus dem Englischen war. Im Niederdeutschen, an Nord- und Ostsee heimisch, wird die Mehrzahl oft so ausgedrückt. Weil sich Sprachgebiete mehr nach politischen als nach linguistischen Gesichtspunkten gebildet haben, gilt in Norddeutschland heute nicht die niederländische, sondern die deutsche Hochsprache. Und diese, von Fachleuten Standardsprache genannt, hat auch Formen wie «Jungs» und «Kumpels» aufgenommen. Der Duden markiert diese beiden als «umgangssprachlich», «Hochs» und «Tiefs» aber nicht: Da gibt's keinen anderen Plural. Bei Fremdwörtern aus Latein oder Griechisch ist das Plural-s sogar «deutscher» als das Original, etwa «Kommas» neben «Kommata».

Bei Importen aus dem Englischen bietet es sich zwar an, die Mehrzahlform ebenfalls zu übernehmen, aber das geschieht keineswegs immer: Noch setzt niemand die Managers an die Computers. Hingegen kennen wir Babys und Ladys; der (im Duden als Variante angeführte) Original-Plural «Ladies» fiel der Rechtschreibreform zum Opfer (s. [Anmerkung](#)). Die oben herumgeisternden Formen scheinen ebenfalls englisch inspiriert zu sein; jedenfalls will mir in den genannten Fällen kein weniger schlechter Grund fürs Mehrzahl-s einfallen. Wer über die «Gospelchors» schrieb, dachte vielleicht an «gospel choirs»; in den

«Korallenriffs» erklangen wohl Gitarrenriffs. Letztere Riffs stammen im Englischen vermutlich von «refrain» ab und sind samt Pluralform ins Deutsche gekommen. Dagegen sind jene Riffe, die aus Korallen bestehen können, eigentlich Rippen, und sie sind aus den skandinavischen Sprachen ins Deutsche wie ins Englische gelangt (wo sie «reefs» heissen). Allerdings ist der Duden 2013 schwach geworden und führt seither für die maritimen Riffe beide Pluralformen, auf e und auf s. Aus Nordeuropa kommen auch die Trolle, die eher ungemütlichen Kobolde. Den Weg ins Internet, wo sie als Stimmungsverdunkler und Agents provocateurs Unfrieden stiften, haben sie zuerst im Englischen gefunden.

So könnte man im Deutschen auf die Idee kommen, Trolls im Internet so zu schreiben, um sie von Trollen im Märchenland zu unterscheiden. Der Duden tut es (noch) nicht. Im Online-Wörterbuch dwds.de, das in der Nachfolge der Brüder Grimm steht, wird der Eintrag «Troll» gerade überarbeitet; gibt's zwei Pluralformen? [2021: nur «Trolle».] Beim Wort «Hurrikan» hat der Duden neben dem Plural auf e auch jenen auf s aufgenommen, aber nur «bei englischer Aussprache ('harikn)». Einen Bedeutungsunterschied gibt es da nicht und auch keinen Grund, das Wort als englisches zu behandeln, denn es ist via Spanisch aus der Karibik gekommen. Gelangen die Trolls nach derselben Regel wie die Hurrikans ins Wörterbuch, so müssen wir sie «tuohls» aussprechen. Bei «Müesli» verzichtet der Duden aufs Plural-s, beim gleichbedeutenden «Müsli» gibt er es als fakultativ an.

Bei «Guetzli» (-s nur im schriftsprachlichen Genitiv) tischt er gnädigerweise kein «Gutzli» für deutsche Schnäbel auf. Die unge- niessbare Mehrzahl «Guetzlis» tun sich manche Deutschschweizer schon selber an, auch in der Presse, selten gar «Gutzlis». Dabei merkt man ja aus dem Zusammenhang auch ohne s, wenn es mehrere sind. Englisch beeinflusst kommen mir Formen wie «Guetzlis» oder «Modis» nicht vor, wohl aber «deutschländisch» wie die «Jungs», die bis in die Mundart vorpreschen.

238: «Der Bund», 8. 2. 2019

## «Das Anna und ihr Hund» werden erforscht

«Chas au rede?» Das war die Pointe in einer Cabaretnummer vor etwa 60 Jahren. Eine liebe Verwandte stellte die Frage, nachdem ein junger Schweizer seine Braut aus Afrika mitgebracht hatte. Dass die Sprachfähigkeit des «Negerli» angezweifelt wurde, war schon damals eine Überspitzung – aber dass «es» als Neutrum behandelt wurde, ist ein Schicksal, das bis heute unzählige Schweizerinnen kennen, die da Heidi, Hanni oder auch Ruthli heissen. Das Schluss-i ist eine verkleinerte Verkleinerungsform, aber weder es noch -li sind zwingend nötig, damit die Namens-trägerin «es» genannt wird. Damit muss auch nicht unbedingt ein Kind gemeint sein: Selbst erwachsene Frauen sind vielerorts «das» Ruth, Maria oder Anna. Schweizerinnen sind mit diesem Neutrum nicht allein: In Luxemburg und in Teilen Deutschlands kommt es ebenfalls vor.

Das trinationale [Forschungsprojekt](#) «Das Anna und ihr Hund» ergründet nun diesen Sprachgebrauch. Schweizer Beteiligte haben mit Befragungen festgestellt, dass neutrale Artikel wie bei «das Anna» in der Deutschschweiz weitherum vorkommen, oft aber mit weiblichem Pronomen wie bei «ihr Hund» bzw. der Dialektform. «Sein Hund» sagt man nur in einem «Neutrum-Kerngebiet», das von Basel über Bern bis Brig reicht. Etwas verbreiteter ist «sein Hund», wenn Frauchen einen verkleinerten Namen trägt. Im Wallis und zuweilen in Berner und Urner Bergtälern können mit «es» auch Männer gemeint sein, meist solche mit Namen auf i wie Mani oder Ziggi (Franziskus).

Zwei Forscherinnen der Uni Freiburg i. Üe., Gerda Baumgartner und Helen Christen, beschreiben in der Zeitschrift [«Sprachspiegel»](#) Erkenntnisse der Forschung, die auch Volkslieder und Todesanzeigen umfasst. Sie finden nicht nur sprachliche, sondern auch soziale Hintergründe. So fällt auf, dass die Verkleinerungsform in den meisten Gebieten nur Frauen und Mädchen zum

«es» macht: «Dr Hansjakobli und ds Babetkli». Und das Neutrum wird eher verwendet, wenn man mit der genannten Frau vertraut ist: «s Doris» von nebenan, aber «d Doris Leuthard» (ausser in einem Basler Schnitzelbank). Aber da ist mehr: Die beiden Forscherinnen reden von der «Versächlichung» der Frau. Sie gehen davon aus, dass «neutrales Genus vor allem bei Substantiven erscheint, die etwas Unbelebtes bezeichnen, während das Maskulinum und das Femininum für belebte Wesen gebraucht werden». Und «dass junge oder kleine Personen als noch nicht vollständig ausgereift angesehen werden und damit als wenig belebt gelten». Das kann das Neutrum für Kinder erklären und indirekt jenes für Erwachsene mit Namen in Verkleinerungsform.

Doch warum tritt es weit häufiger bei Frauen auf? Baumgartner und Christen schreiben dazu: «Diese Struktur dürfte einer patriarchalen Gesellschaftsvorstellung entsprungen sein, in welcher das männliche Geschlecht dem weiblichen Geschlecht hierarchisch übergeordnet ist. Dass der neutrale Namengebrauch in den letzten 40 Jahren unter dem Einfluss der Frauenbewegung in Kritik geraten ist, ist wohl einerseits genau dem Umstand geschuldet, dass er mit Kleinheit und Unbelebtheit in Verbindung gebracht wird, andererseits dem Sachverhalt, dass mit neutraler Genuszuweisung Vertrautheit und Nähe evoziert werden, die nicht zu den Lebensentwürfen heutiger Frauen passen.»

Auch die Cabaretfigur, die an der Sprachfähigkeit des fremdländischen «Weibchens» zweifelte, «versächlichte» es. Das erinnert an mittelalterliche Disputationen, die noch 1618 in einer anonymen Schrift so zusammengefasst wurden: «Ob die Weiber Menschen seyn / oder nicht?» Wer von einer Frau als «es» redet, gerät in Verdacht, sie für ein «dummes Ding» zu halten. Das tut er – oder sie – wohl meistens nicht. Aber selber «dummes Ding» geschimpft zu werden, passiert einem Mann so gut wie nie. Eine Frau so verächtlich «tumb» (ursprünglich = stumm) zu nennen, das ist nun wirklich dumm.

239: «Der Bund», 22. 2. 2019

## Die Sprache kehrt nicht zu Tarzan zurück

«Das, was man Aufbau nennt, kommt nur [...] durch einen Verfall zu Stande, und das, was man Verfall nennt, ist nur die weitere Fortsetzung dieses Prozesses.» Diese fernöstlich anmutende Weisheit hat 1880 der deutsche Gelehrte Hermann Paul als eines seiner «Principien der Sprachgeschichte» aufgeführt – im Kontrast zum linearen europäischen Geschichtsbild, das in Bezug auf die Sprache fast immer in ein Lamento über deren Verfall mündet. Antworten auf die Frage, warum nach Jahrhunderten des angeblichen Niedergangs die (europäischen) Sprachen noch immer nicht zu unverständlichen «Grunzlauten» verkommen sind, hat der in England lehrende israelische Linguist Guy Deutscher gesucht. Paul ist der früheste Vorläufer, den Deutscher für seine Kernthese zitiert: Neben dem augenfälligen Wandel, der vielen als Verfall vorkommt, erleben Sprachen laufend auch aufbauende Veränderungen, nur weniger offensichtliche.

Sein 2005 auf Englisch erschienenes Buch war wohl überhaupt das erste, das diese Sichtweise einem breiteren Publikum darlegte. Unter dem originalnahen Titel «Die Evolution der Sprache. Wie die Menschheit zu ihrer grössten Erfindung kam» ist es jetzt bei [C.H.Beck](#) zum zweiten Mal auf Deutsch erschienen (2008 textgleich unter dem Titel «Du Jane, ich Goethe»). Eine Sprachstruktur wie beim Film-Tarzan vermutet Deutscher in der Frühgeschichte, mit Wörtern für Personen, Dinge und Handlungen. Belegen lässt sich dieser Zustand natürlich nicht. Aber der Autor beginnt bei «Tarzan», um von diesem Stadium aus die mögliche Entwicklung komplexer Wort- und Satzformen zu erklären. So gelangt er zu heutigen Sprachen bzw. ihren klassischen Formen, die im verklärenden Rückblick als vollkommen erscheinen.

Noch heute sind solche Mechanismen am Werk und gleichen durch Neubildungen aus, was an Komplexität verlorenggeht, wenn sich etwa Beugungsformen abschleifen. Das anschaulich ge-



schriebene Buch enthält Beispiele aus vielen Sprachen und wahre Detektivgeschichten aus der Erforschung der Sprachgeschichte. Der Übersetzer Martin Pfeiffer ersetzt viele aus dem Englischen geschöpfte Darlegungen durch solche aus dem Deutschen, so beim Lautwandel. Geblieben ist als aktuelle englische Entwicklung etwa das Wort «gonna», oft als nachlässiges «going to» geschmäht, bei Deutscher aber als neue Art gewürdigt, Zukünftiges anzugeben. In einer als Dialog gehaltenen Passage lässt der Autor dazu einen fiktiven Fachkollegen erklären: «Wörter laufen [nicht mit] T-Shirts herum, auf denen ‹Substantiv› oder ‹Verb› steht» – die Wortart ergibt sich aus der Verwendung.

Beispiele aus der Reform der deutschen Rechtschreibung wurden nicht aufgegriffen; angeboten hätten sich das neue Adverb «infrage» oder die Präposition «mithilfe». Eingehend wird ein viel früherer Zusammenschluss geschildert: Im Althochdeutschen «niowiht» ist «ni-eô-wiht» für «nicht ein Wesen» noch erkennbar, im heutigen «nicht» ist die Entwicklung vom Konkreten zum Abstrakten längst vollendet. Die tritt häufig auf, aber nur in dieser Richtung: Metaphern erstarren, bis sie überhaupt nicht mehr bildlich wirken (bei «going to» mag man noch ans Schreiten denken, bei «gonna» kaum). Und so erwacht das Bedürfnis, dürre Wörter wieder auszuschnücken; der englische Zusatz «at all» wird genannt. «Nicht die Bohne» wäre ein deutsches Beispiel, vielleicht dereinst «nibohn». Neben der Ökonomie (Abschleifen, Zusammenziehen) und der Expressivität (Ausschnücken) nennt Deutscher die Analogie als dritte Hauptkraft des Sprachwandels.

Sie kann komplizierte Bildungen wie das semitische Verbsystem erklären, aber auch Details. So hat das dank einem Beatles-Film verbreitete «grotty» (aus «grotesque») zur Rückbildung «grot» für «Dreck(-Ware)» geführt. Auch da hätte sich ein Seitenblick ins Deutsche angeboten: «grottenschlecht» könnte entlehnt sein; es weist zudem auf den Ursprung von «grotesk» zurück. Sprache als Kreislauf: Die Idee hat ihren Reiz, im Kleinen wie im Grossen.

240: «Der Bund», 8. 3. 2019

## Wo man bei Vorständen nur Bahnhof versteht

«Komisch» käme er sich vor, sagte mir einst ein seit Langem in der Schweiz arbeitender Kollege, wenn er «sich helvetisieren» müsste. Dabei hatte niemand von ihm verlangt, er müsse eine – wie auch immer definierte – Schweizer Wesensart annehmen. Es war nur darum gegangen, sich so an die hiesige Leserschaft zu wenden, dass er mühelos verstanden wird. Er hatte von «Vorständen» in Firmen geschrieben und nicht etwa Gremien gemeint, sondern Mitglieder derselben. Solche Vorstände bevölkern Deutschlands Teppichetagen und spielen neben der Rolle der Geschäftsleitung teilweise jene des Verwaltungsrats; der Aufsichtsrat schwebt darüber und tut, was sein Name besagt.

Es ging aber nicht um deutsche Firmen, sondern um angelsächsische, die indessen in einer Übersetzung aus Deutschland vorkamen. Ihre «directors» entsprechen ziemlich genau den deutschen Vorständen, und die Übersetzerin hatte den Bequemlichkeitsfehler «Direktoren» vermieden, der sonst häufig vorkommt. Dem Schweizer Publikum ohne Umschweife zu vermitteln, wie hoch oben dieses Führungspersonal angesiedelt ist, wird durch die Unterschiede im Aktienrecht erschwert. Im damaligen Zusammenhang wären «Verwaltungsräte» genügend genau gewesen – und mühelos als Individuen erkennbar, während ein Vorstand als Person vielen nur auf einem Bahnhof vertraut ist.

Das sprachliche Helvetisieren war auf Zeitungsredaktionen schon ein Problem, als dort und in den Korrekturen noch selten Personal aus Deutschland arbeitete. Denn ohne Texte deutscher Agenturen und Korrespondenten wären jedenfalls die Auslandteile kaum gebührend zu bestücken gewesen. Man musste ja solche Berichte nicht in Gotthelfs Sprache übersetzen, aber für Deutschland (und evtl. Österreich) typische Ausdrücke gab man gern so wieder, dass sie in der Schweiz gut verstanden wurden und kein Befremden auslösten. Auch die Nachrichtenagentur SDA tat es und tut es wohl noch immer, soweit ihre ausgedün-

ten Kräfte reichen. Zeitungsredaktionen haben ebenfalls mehr als genug anderes zu tun, egal woher ihre Leute stammen. Manchen wird sogar «deutsches Deutsch» vorgeschrieben, etwa «das Viertel», auch wenn damit nicht ein Quartier gemeint ist.

So werden längst nicht mehr immer aus Bürgersteigen Trottoirs, aus Tarifpartnern Sozialpartner und aus Oberbürgermeistern Stadtpräsidenten. An Wörter aus dem allgemeinen Wortschatz wie eben «Bürgersteig» dürfte sich die Schweizer Leserschaft mit dem Konsum deutscher Medien gewöhnt haben. Wenn aber aus dem amtlichen Bereich bundesrepublikanische Begriffe auf die ganze Welt übertragen werden, ist das immer noch befremdlich. Wo der Oberbürgermeister diesen Titel trägt, soll er ihn auch in Schweizer Blättern behalten dürfen. Aber schon in Österreich ist er nur ein Bürgermeister; ferner im Benelux als «bourgmestre», «burgemeester» oder «Buergermeeschter». Doch der Danziger «Oberbürgermeister», über dessen Ermordung mein Leibblatt berichtete, wäre in der wörtlichen Übersetzung «Stadtpräsident», also geradezu schweizerisch; «burmistrzy» gibt's in Polen seit 1945 nicht mehr (danke, Wikipedia).

Ein deutscher Redakteur, der in der Schweiz als Redaktor einer Kirchenzeitung arbeitet, fragte mich, ob er das Eszett (ß) verwenden solle. Nein, antwortete ich ihm, gemäss dem englischen Sprichwort, wonach man sich in Rom wie die Römer verhalten solle. So viel Helvetisierung darf man erwarten, auch mit dem Wortschatz der Helvetismen, wie ihn die Dudenbände «Rechtsschreibung» und «Schweizerhochdeutsch» enthalten. Letzterer erläutert zudem die hochdeutsche Aussprache, die in der Schweiz auch in gepflegter Form ihre Eigenheiten hat. Zwischen dieser Variante und der Kunstsprache Bühnendeutsch mag in Radio und Fernsehen hierzulande alles angehen, aber wenn jenseits der Theatersprache Akzente aus Deutschland überwiegen, wird's problematisch, vor allem bei Schweizer Orts- und Familiennamen («Honegger aus Zürich»).

241: «Der Bund», 22. 3. 2019

## Wo und wie tickt der Kultautomat?

Mit ihrem Kult um die Gottheiten Isis und Osiris haben sich die alten Ägypter, soviel man weiss, mächtig Mühe gegeben, mit Tempeln, Zeremonien und Weltdeutungen. Heute geht Kult viel einfacher, neuerdings sogar mit einem Kultautomaten. So preist ihn die Herstellerfirma an, aber er speit keine Kulte aus, sondern Notportionen für den Magen und andere Körperteile. Er steht an Bahnhöfen und weiteren Profitzentren und bietet demnächst «mit digitalen Screens ein neuartiges Kundenerlebnis». Der Firma scheint nicht bewusst zu sein, dass gerade damit die Kultigkeit gefährdet ist, denn diese mysteriöse Eigenschaft könnte just mit dem Betätigen von Zahlentasten zu tun haben. Noch kultiger wäre eine Wählscheibe wie beim guten alten Wandtelefon.

Was in jüngerer Zeit alles als «Kult» gilt, hat mit Gottheiten nur noch gemein, dass darum ein Getue angestellt wird. Das elektronische Archiv SMD zeigt innert weniger Tage in der Schweizer Presse den Zusatz «Kult-» für einen Fussballer, einen Hockeyspieler, zwei Trainer, eine TV-Serie, einen Auswanderer, einen Regisseur, einen Komiker, eine Filmfigur, einen Film, ein Spiel, einen TV-Moderator, eine Maske, eine Fantasiefigur, ein Ausgehlokal und zwei Steinböcke. Das heisst nicht, dass z. B. ein Steinbock-Kult betrieben wird – nein, die beiden Reklametiere und all die anderen «sind Kult». Sie haben (angeblich) viele Fans, aber die dürfen passiv bleiben. Nur für den «Selfie-Kult» und jenen «ums Selbst» muss man mindestens einen Finger rühren.

In Googles gespeicherten deutschen Büchern zeigt der Anteil von «Kult» an allen Wörtern eine erste Spitze um 1890 herum; vermutlich ging es da noch um religiös zumindest angehauchte Kulte. Der jähe Anstieg von 1930 bis 1950 dürfte mit dem Faschismus zusammenhängen; danach wurde es rasch stiller um «Kult». Seit 1990 steigt sein Kurs wieder an, nun wohl wegen der neuen Bedeutung, in der Wikipedia so umschrieben: «...bezeich-

net in der Umgangssprache (dem Englischen parallel gebildet) anerkennend eine Qualität, die Kulturphänomene (...) in einem speziellen Anhängerkreis gewinnen können. Der Begriff ist abgeleitet vom religionswissenschaftlichen Begriff Kult», und der kommt wie «Kultur» vom lateinischen «colere», pflegen.

Dass jemand oder etwas «Kult sein» kann, scheint aus der angelsächsischen Popkultur zu kommen. Man meint das Prädikat meistens anerkennend, aber man kann so einen Kult durchaus auch missbilligen. Über eine heutige (pseudo)religiöse Bewegung gesagt, ist «cult» im Englischen sogar ausgesprochen negativ besetzt. In diesem Sinn nannte Präsident Trump, bevor er mit Diktator Kim Jong-un anbandelte, Nordkoreas Regime «a cult». Der berüchtigtste «cult» war wohl die mörderische Kommune um Charles Manson. Auf Deutsch redet man da eher von einer Sekte, aber das tut man auch bei einer eigenbrötlerischen Gemeinschaft, die (zumindest nach aussen) harmlos ist und auf Englisch ohne Weiteres als «church» durchginge. Dass eine extreme Sekte deutsch Kult genannt wird, ist selten, am ehesten als flüchtige Übersetzung aus dem Englischen zu finden. Ein kuriozes sprachliches Eigengewächs ist dagegen «Kult-Sektenführerin Uriella».

Kann man einen Kult, nun wieder bezogen auf ein mehr oder weniger popkulturelles Phänomen, auch herbeischreiben? Die inflationäre Verwendung, die nur schon ein schneller Blick in die Presse aufzeigt, lässt vermuten, dass die Bezeichnung als Kult nicht ausreicht, um einen solchen zu entfachen. Die Person oder Sache muss schon einen besonderen, anziehenden und anhaltenden Reiz verströmen, um so viele Leute in ihren Bann zu schlagen, dass «Kult» mehr ist als ein Reklamegag. Vom «Kultautomaten» ist jedenfalls auch zehn Tage nach der Pressemeldung keine Spur in der SMD zu finden. Nun müsste man nur noch die Kultautomaten in den Köpfen abstellen können, denen Tag für Tag neue «Kulte» um dies oder das entspringen.

242: «Der Bund», 5. 4. 2019

## Dürrenmatts Deutsch ist klassisch helvetisch

«Es gibt Kritiker, die mir vorwerfen, man spüre in meinem Deutsch das Berndeutsche. Ich hoffe, dass man es spürt. Ich schreibe ein Deutsch, das auf dem Boden des Berndeutschen gewachsen ist. Ich bin glücklich, wenn die Schauspieler mein Deutsch lieben. Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt.» Das schrieb Friedrich Dürrenmatt im 1968 veröffentlichten Essay «Zu einem Sprachproblem» (Quelle und Reaktion [Anhang 7](#)). Deutsch, verstanden als Hochdeutsch, ist demnach für einen Deutschschweizer Schriftsteller «gleichsam seine ‹Vatersprache›».

Den bekanntesten Niederschlag hat die schweizerische Prägung seiner Sprache in einer Szene aus der Komödie «Romulus der Grosse» gefunden, wo der Titelheld den Diener, der auf «Frühstück» besteht, so zurechtweist: «Das Morgenessen. Was in meinem Hause klassisches Latein ist, bestimme ich.» Diesen Satz baute Dürrenmatt erst ein, weil auf einer Probe ein deutscher Schauspieler statt «Morgenessen» eben «Frühstück» sagen wollte. Es geht hier nicht um Dialekt: «Zmorge» stand nicht zur Diskussion. «Morgenessen» ist Hochdeutsch, nur eben im Duden als «schweizerisch» markiert, ohne den Zusatz «mundartlich». Es ist ein Helvetismus, und es gibt keinen Grund, ihn zu meiden, denn er ist auch für Norddeutsche problemlos verständlich.

Ebenso verstehen wir «Abendbrot», auch wenn es in der Schweiz ungebräuchlich ist. In den «Physikern» legt es Dürrenmatt dem deutschen Oberpfleger in den Mund; die sprachliche Authentizität der Figur ist ihm wichtiger als die eigene. Besonders häufig verwendet er Helvetismen, wenn er über schweizerische Verhältnisse schreibt. Den «Besuch der alten Dame» hat er zwar nicht ausdrücklich in der Schweiz stattfinden lassen, aber «Güllen» als Ort des Geschehens ist deutlich genug. Auch in anderen Werken

finden sich Helvetismen vor allem dort, wo sie Lokalkolorit vermitteln. Das zeigt eine Übersicht des Centre Dürrenmatt in Neuenburg. Dort ist von 14. 4. bis 20. 7. eine [Ausstellung](#) über Helvetismen zu sehen. Danach ist sie für andere Orte verfügbar.

«FD legte Wert darauf, ein Schweizer Autor zu sein. Deshalb wollte er auch keinen deutschen, sondern einen Schweizer Lektor», berichtete 2015 im [«Tagesanzeiger»](#) Thomas Bodmer, ebendieser Lektor der Gesamtausgabe von 1991. Und doch will er den Autor – zuweilen mit List – dazu gebracht haben, etwa «Falle» in «Klinke» zu ändern oder «Finken» in «Pantoffeln». Indes, sogar die mundartlichen «Finken» blieben stehen, zumindest jene der Mutter des Schriftstellers, in «Mondfinsternis». Von den zwei «Fallen» in «Griechen sucht Griechin» hat die erste das Lektorat ebenfalls überstanden; wer noch nicht weiss, dass man sie an einer Türe drückt, erfährt es bei der Lektüre.

Helvetismen hatte der Autor in dieser Prosa-Komödie von 1955 sparsam eingesetzt. In französisch angehauchter Umgebung steht mehrmals «Trottoir», aber «Gehsteig» kommt ebenfalls vor. Ein Schweizer Einwanderer ist «Gödu Bielers Gusti». Auch manch anderes Personal trägt Schweizer Namen; helvetisch mutet zudem ein «Weltgesundheitsämter» an. Erst als sich das Geschehen dramatisch zuspitzt, werden die Helvetismen etwas häufiger.

Da steht «flattieren», «Quartier» (einer Stadt), sogar Mundartliches wie «Spriessen» (von «spriessigem» Holz abgesplittert) oder «Kännel» am Dach. Nur aus (telefonisch) «anzuläuten» wurde «anzurufen»; die anderen genannten Ausdrücke blieben in der Gesamtausgabe – gnädige Blindheit des Lektors oder löblicher Starrsinn des Autors. Ob Dürrenmatts ursprüngliche Wortwahl dem ungestümen Schreibeifer oder der stilistischen Absicht zu verdanken war, lässt sich kaum noch ermitteln. Im späteren Werk diente ihm Schweizerisches, wenn auch bei Weitem nicht so üppig und urchig wie bei Gotthelf, als deutlich erkennbares Stilmittel. Er bestimmte, was in seinem Werk passendes Deutsch ist.

243: «Der Bund», 19. 4. 2019

## Gesucht: Spezialist(=) für Geschlechtergerechtigkeit

Eben noch war es verpönt, in einem Stelleninserat etwa einen Spengler zu suchen, ohne ihm eine Spenglerin beizugesellen, mindestens mit /-in, besser aber mit männlicher und weiblicher Form voll ausgeschrieben. «Spengler (m/w)» kam zwar vor, aber so würden Frauen unsichtbar gemacht, kritisieren Sprachfeministen, wenn das «generische Maskulinum» eine Person jedweden Geschlechts benennt, die den genannten Beruf ausübt. Und nun dies: Seit Neujahr steht in Deutschland fast durchwegs «Klempner (m/w/d)»; mit dem gleichen Zusatz für Lehrer, Krankenpfleger, Kindergärtner. Das d steht für «divers» – das «dritte Geschlecht», welches Intersexuelle jetzt offiziell eintragen lassen können. Um keine Klagen wegen Diskriminierung zu riskieren, setzen Arbeitgeber (m/w/d) diese Dreifaltigkeit gern in ihre Stellenausschreibungen; vereinzelt ist sie auch schon in der Schweiz zu sehen.

So weit, so praktisch. Aber was soll mit all den anderen Doppelnennungen geschehen, die im Zeichen der Geschlechtergerechtigkeit zum Beispiel Packungsbeilagen aufblähen oder in Form des Binnen-I die Lektüre erschweren? Da sind immer noch bloss zwei Geschlechter genannt, weitere allenfalls durch Sternchen oder unterstrichenen Leerschlag angedeutet – um nicht zu sagen mitgemeint, was jenen nicht genügt, die sich sprachlich unsichtbar fühlen. Im Deutschen böte sich das Neutrum fürs dritte Geschlecht an, aber wie lautet die neutrale Form zwischen «Spengler» und «Spenglerin»?

Eine radikale Lösung, um der Diversität der Geschlechter Rechnung zu tragen, hat die Firma Swiss Re ausgeheckt, allerdings nur für den englischen Hausgebrauch. Ein interner Leitfaden des Rückversicherers für «Gender inclusive language» hat den Weg zum Finanznachrichtendienst «Inside Paradeplatz» gefunden. Dort veröffentlichte Auszüge fordern dazu auf, Verwandte nicht



– ich übersetze – Mutter/Vater, Schwester/Bruder oder Tante/Onkel zu nennen, sondern Elternteil, Geschwister, Elternschwester, nicht Ehemann/-frau, sondern Partner, Gespons oder primäre/sekundäre Sorgeperson (caregiver). Dies alles und noch etliches mehr, um «alle respektvoll zu behandeln und sicherzustellen, dass sie sich zugehörig fühlen können».

Die Bitte, den ganzen Leitfaden einsehen zu dürfen, schlug eine «Senior Manager Media Relations» aus, denn er sei eben intern und auch nur für die interne schriftliche Kommunikation gedacht: «Es soll angeregt werden, dass wir Annahmen hinsichtlich Geschlecht oder sexueller Orientierung hinterfragen und entsprechend eine inkludierende Sprache verwenden.» Die Sprecherin hob fett hervor: «Es existiert klar kein «Index» und kein Verbot von Wörtern.» Freilich enthält der Leitfaden Listen, über denen «use» bzw. «avoid» steht, also die Imperative «verwende» und «vermeide». Wie eindringlich die Empfehlung auch daher kommen mag – ausserhalb der schützenden Firmenmauern hätte die Verbannung von «Mutter» und «Vater» erst recht keine Chance.

Da muss etwas anderes her. Dabei leisten die neuen Stellenanzeigen erste Hilfe, aber nicht in der Form «Elternteil (m/w/d)». Zuerst muss der Klammerausdruck vereinfacht werden, so: (=). Der Leerschlag vor der ersten Klammer ist nicht mehr nötig, denn niemand(=) wird das Gleichheitszeichen für eine Fortsetzung des Worts halten. Das Zeichen kann überall dort gesetzt werden, wo man befürchtet, jemand könnte sich aufgrund seines Geschlechts ausgeschlossen fühlen. Man freut sich also zum Beispiel, wenn eine Geisel(=) zum Helden(=) wird. Über die Aussprache braucht man sich keine Gedanken zu machen, eine Fingergeste in der Luft wird heute überall verstanden, am Telefon ein Räuspern. Bauen wir die Klammern zum Kreis aus, eignet sich das Zeichen auch als Signet für die Unisex-Toiletten, die in deutschen Firmen jetzt zum Thema werden. Das Signet kann wiederum in Texten stehen:

Genderspezialist<sup>⊖</sup> (vgl. [Anhang 8](#)).

244: «Der Bund», 10. 5. 2019

## Man kann es sich bei «gleichwohl» wohl sein lassen

«Wem tut das nicht in den Ohren weh?», fragt Andreas Kunz in der [«SonntagsZeitung»](#). Es geht um das in seinen Ohren «doofe» Wort «gleichwohl» bei SRF-Fussballreportern, denn: «Niemand, der schönes Deutsch spricht, sagt ‹gleichwohl›. Im gesamten deutschsprachigen Fernsehen sagen sie das Wort vielleicht zweimal pro Jahr – bei euch hörte man es an einem Fussballabend schon zehnfach.» Es folgen die Beispiele für die rhetorische Frage nach dem Ohrenweh: «Gleichwohl Messi in Topform ist, hat Barcelona noch nicht gewonnen.» Oder: «Die Spieler sind müde, gleichwohl stürmen sie nach vorn.»

Mit Verlaub: Der zweite Satz tut mir in den Ohren überhaupt nicht weh; er ist höchstens «zu schönes» Deutsch für eine Fussballreportage. Der Duden stuft «gleichwohl» als «selten» ein, daneben als «landschaftlich» – was nicht heisst, auf dem Land gebräuchlich, sondern in bestimmten Regionen. Damit könnte auch die Schweiz gemeint sein, aber weil das Wort im Dialekt nicht vorkommt, verwenden es wohl vor allem Leute, die besonders hochdeutsch klingen wollen. Kunz findet es gar «rufschädigend», wenn Schweizer in Deutschland Anlass zum Argwohn geben, wir brauchten das «doofe» Wort oft.

«Doof» ist aber nicht das Wort an sich, sondern allenfalls sein Missbrauch im ersten Beispielsatz: «Gleichwohl Messi in Topform ist, ...». Der tut auch mir in den Ohren weh, aber das täte er ebenfalls, wenn er mit «trotzdem» begänne. Denn da liegt das Langohr im Pfeffer: Mit «trotzdem» fängt in gepflegtem Stil stets ein Hauptsatz an, und hier geht es um einen Nebensatz. Der Hauptsatz folgt erst: «... hat Barcelona noch nicht gewonnen.» Darum muss am Anfang stehen: «Obwohl Messi ...» oder ein Synonym wie «obschon», «wiewohl», «wenngleich». An dieser Stelle «trotzdem» zu verwenden, bezeichnet [duden.de](#) als «umgangssprachlich»; der gedruckte verzichtet auf diese Einstufung.

Umgangssprache passt nicht schlecht zu Fussball, aber ein «seltenes» Wort wie «gleichwohl» in einer umgangssprachlichen Satzkonstruktion zu verwenden, ist schon paradox. Doch auch «Trotzdem Messi in Topform ist ...» sollten die Reporter vermeiden, denn sie pfuschen damit jenen Lehrkräften ins Handwerk, die ihren Schulkindern noch den Unterschied zwischen «trotzdem» und «obwohl» beibringen wollen. Im Dialekt wird «trotzdem» auch gebraucht, um einen Nebensatz einzuleiten: «Trotzdem de Messi ...». Also muss man eigens lernen, dass das in gutem Hochdeutsch nicht geht. Der umgekehrte Fehler wäre: «Die Spieler sind müde, obwohl stürmen sie nach vorn.»

Das kommt kaum vor, weder in der Schule noch im TV-Fussball. Denn mit «obwohl» kann kein Hauptsatz beginnen, weder in Mundart noch in Schriftsprache. Und hier sind zwei Hauptsätze aneinandergereiht; es könnte auch ein Punkt dazwischen stehen. So oder so muss der zweite Satz mit «trotzdem» oder etwa «gleichwohl» beginnen. Anders, wenn es ein Nebensatz wäre: «Die Spieler sind müde, obwohl sie eine Woche Pause hatten.»

Der belesene Redaktionsleiter Kunz weiss, dass Franz Kafka oft «trotzdem» an den Satzanfang stellte, und er findet, das klinge «zuerst ebenfalls maniert. Im Gegensatz zu «gleichwohl», das schon zu Kafkas Lebzeiten niemand benutzte, wird «trotzdem» irgendwann aber: ziemlich cool. «Trotzdem Fussball-Kommentatoren originell sein wollen, gebrauchen sie stets das falsche Wort», hätte Kafka geschrieben.» Dass er Nebensätze mit «trotzdem» einleitete, gilt laut einem [Fachartikel](#) als Pragismus bzw. Austriazismus, also als regionale Besonderheit. Exklusiv ist sie nicht, wie die Schweizer Beispiele zeigen. Wer Hochdeutsch regional, umgangssprachlich oder auch «cool» reden und schreiben will, mag es tun – und ändern den (oft korrekten) Gebrauch von «gleichwohl» lassen. Der steigt gemäss [Google Books](#) seit 1960 wieder an; bis 1890 war er noch häufiger. Kafka lebte von 1883 bis 1924, also gerade am Anfang der «Gleichwohl»-Baisse.

245: «Der Bund», 24. 5. 2019

## Ist «ihr» statt «Sie» auf Hochdeutsch unhöflich?

«Sehr erstaunt, eher verärgert» sei sie gewesen, schreibt mir eine Leserin, als eine deutsche Ärztin ihr gesagt habe: «Ihr könnt euch jetzt ausziehen.» Die Leserin (aus meiner Generation) empfand es als abschätzig und sagte das der Frau Doktor. «Da meinte sie nur, das sei halt so eine Eigenart des Bairischen.» Das ärztliche Idiom klang aber nicht so bairisch, wie es die aus dem Rheintal stammende Patientin kennt. Weder sie noch die Wikipedia wissen etwas von einer Höflichkeitsform «ihr» in bairischen Dialekten. Auch ich bin von einer Praxis-Empfangsdame aus Deutschland schon geirrt worden – sie hatte sich das in Bern angewöhnt, weil sie sich hiesigen Bräuchen anpassen wollte.

Dass es mir aus deutschem Munde seltsam vorkam, nahm sie erstaunt zur Kenntnis, und ich weiss nicht, wie sie die Hilfesuchenden heute anredet. Die Leserin schreibt weiter: «Im Berner Dialekt gefällt mir das <ihr> etc. Aber man kann es meiner Meinung nach nicht einfach in andere Sprechweisen übertragen.» Das finde ich ebenfalls; gewundert hat mich die Anpassung auch schon bei einer Ostschweizerin mit häufigem Patientenkontakt in Bern. Die Leserin aus der Ostschweiz wiederum erinnert sich «aus der Kindheit, dass bei uns in der Gegend wir armen Leute sowie Knechte und Mägde mit <ihr> angesprochen wurden, und das brachte eindeutig zum Ausdruck, dass man als sozial tieferstehend angesehen wurde.»

Abschätziges Ihrzen war mir neu, zumal mein Aargauer Schwiegervater seine Eltern zeitlebens geirrt hatte. Einerseits Ehrerbietung, sogar in der Familie, andererseits Herablassung – beides bestätigt die [Archivtrouvaille](#) «Siezen, Ihrzen, Duzen» auf der Website der NZZ. 1953 besprach das Blatt\* den soeben erschienenen Bandanfang D/T des Idiotikons. In diesem riesigen schweizerdeutschen Wörterbuch gibt es vom 15. Jahrhundert an Belege, wonach man Respektspersonen «ihr» statt «du» zu nennen hatte.

Zur Anrede «Sie» für «Leute höheren Standes» erklärte der Rezensent, sie gelte «eigentlich der Überperson des Titels statt dem Menschen», sei vom Adel aufs höhere Bürgertum übergegangen, «und im 19. Jahrhundert übernehmen dann in der Ostschweiz alle Schichten dieses Zeichen der beseitigten Standesunterschiede». Östlich der Reuss sei das Ihrzen «sozusagen zur Unhöflichkeitsform geworden», noch gegenüber Bauarbeitern und Soldaten gebraucht. So «werden Verkäuferinnen in Bern angewiesen, Fremde auf alle Fälle zu siezen», denn die könnten ja das Ihrzen übelnehmen. Heute gilt in jüngeren Generationen fast wieder «auem seit me nume du» wie im Emmentalerlied, und weitherum «nume dihr». Einen «Siezbefehl» ans Verkaufspersonal wird man kaum noch finden – es sei denn indirekt, falls die Kundschaft Hochdeutsch redet und also auch so bedient werden sollte. Gelingt das einigermaßen, dann ergibt sich «Sie» von selbst.

Im Gegenzug kann es sich deutsches Personal ersparen, hierzu-lande das Ihrzen zu lernen: Das kann, wie die Klage der Leserin zeigt, falsch ankommen. Ganz empfindliche Berner Ohren schrecken vielleicht auf, wenn ich ihnen im Laden oder beim Spazieren «Grüessech» sage, dabei aber schier gar wie ein Zürcher klinge. Mein angestammtes «Grüezi» tönt für mich selber nach Jahrzehnten im Bernbiet zu spitz, sofern nichts Weiteres folgt, und so habe ich unwillkürlich die ihrzende Grussformel übernommen.

Kenne ich aber das Gegenüber, so sage ich etwa «Grüezi Frau Stirnimaa»; mich stört's dann nicht, und sie hoffentlich auch nicht. Dass ich damit zu den «Grüezine» gehöre, weiss ich nicht einmal vom Hörensagen: Das angebliche Synonym zu «Üssärschwizär» steht jedenfalls nicht in [«Wallisertitschi Weerter»](#) von Alois Grichting. Laut der [«Gebrauchsanweisung für Zürich»](#) von Milena Moser nennen die «Grüessech»-Sager die andern Deutschschweizer allgemein «Grüezine». Wo habt ihr das her, Frau Moser?

\* vollständiger Text als [.jpg](#) / [.tif](#) – weitere Trouvaille: [Anhang 9](#)

246: «Der Bund», 7. 6. 2019

## Ist diese Kolumne schlicht und recht verfasst?

Reicht es, wenn ein Text schlecht und recht geschrieben ist? Für viele Zwecke schon: Wer ihn liest, soll verstehen, was gemeint ist. Aber bereits eine simple SMS-Nachricht übermittelt neben ihrem Inhalt auch etwas über ihre Quelle: Wer «kome hoite» schreibt, hat im Schulunterricht, sofern deutschsprachig, nicht gut aufgepasst – oder will originell wirken. Vielleicht auch so: «Ich kündige das geplante Ende der Reise, die mich zu euch führen soll, auf den späteren Verlauf des heutigen, mithin angebrochenen Tages an.» Damit sind alle formellen Regeln eingehalten, sogar die Länge von 140 Zeichen, aber passend ist der Satz nur als Scherz für jemanden, der dafür empfänglich ist.

Sagen wir heute «schlecht und recht», so meinen wir laut Duden «so gut es geht», mit «mehr schlecht als recht» sogar «nicht besonders gut», also eigentlich gar nicht gut. Als aber Luther in seiner Bibelübersetzung Hiob «schlecht und recht» dastehen liess, klang damit keinerlei Schlechtigkeit an; in der neuen Lutherbibel ist der Mann denn auch «fromm und rechtschaffen» – und damit nahe an Zwinglis «redlich, fromm», in der heutigen Zürcher Bibel «schuldlos und aufrecht» oder in der (katholischen) Einheitsübersetzung «untadelig und rechtschaffen».

Dem Wort «schlecht» ist es also schlecht ergangen: Von «untadelig» wurde es zum Gegenteil von «gut». Einst bedeutete das mittelhochdeutsche «*sleht* <in gerader Fläche oder Linie, eben, glatt, leer, einfältig, gut, schlicht, einfach>. Seit dem 15. Jh. gerät *schlecht* <einfach> in Gegensatz zu <kostbar, wertvoll, ausgezeichnet> und entwickelt die Bedeutung <geringwertig, nicht gut>, während die alte Verwendungsweise auf *schlicht* übergeht» (Wolfgang Pfeifer, [dwds.de](http://dwds.de)). Schauen wir heutige Schriftstücke an, so ist «schlicht und recht» eine bessere Messlatte als das re-densartige «schlecht und recht», bei dem «schlecht» sich ein gutes Stück von der einstigen Bedeutung «gut» wegbewegt hat.

«Kome hoite» wirkt zwar schlicht, aber diese Einfachheit ist dahin, wenn man es nicht auf Anhieb versteht. Recht geschrieben, ist die Nachricht besser verständlich: «komme heute». Da stimmt die Rechtschreibung – und sogar die Grammatik, wenn man sich das am Anfang fehlende «Ich» dazudenkt. In der obenstehenden, gestelzten Ankunftsverheissung mit 140 Zeichen «stimmt» zwar alles, aber sie ist nicht stimmig, weil ihr die Schlichtheit fehlt: Sie enthält viel Ballast, welcher der Selbstdarstellung des Absenders oder der Unterhaltung der Empfängerin dienen mag, aber vom Inhalt ablenkt.

Nun eignet sich nicht jede Mitteilung für den Telegrammstil, und es gibt gute Gründe, mit einem Text nicht nur einen Sachverhalt mitzuteilen, sondern eine Stimmung mitschwingen zu lassen, einen Lesegenuss zu bereiten, Schönheiten der Sprache zur Geltung zu bringen. All das kann man aber so schlicht wie möglich tun, also ohne unnötige Erschwernisse – und zu derlei Erschwernissen gehören auch Abweichungen von den Regeln, weil dadurch der Lesefluss stockt. Je geübter das Auge, desto störender der Fehlgriff – es sei denn, es stecke eine «reizende» Absicht dahinter, etwa eine Zweideutigkeit.

«Rechtschreibung ist nicht so wichtig. Jedenfalls nicht, wenn man sie in Relation zu anderen sprachlichen Fertigkeiten setzt.» Das schreibt der ehemalige Sprachdozent Werner Schäfer\* im neuen [«Sprachspiegel»](#) und kommt zum Schluss: «Gute Rechtschreibung ist weniger ein Selbstzweck als ein Symptom: Wer viel liest, schreibt besser – und richtiger.» Was natürlich voraussetzt, dass von dem vielen Gelesenen das meiste auch schon richtig geschrieben war, oder eben: schlicht und recht. Denn, wie es Johannes Wyss (Autor des Buchs «Richtig oder falsch?», NZZ Libro, siehe «Sprachlupe» [160](#)) im gleichen Heft sagt: «Mit dem korrekten Deutsch im Rucksack fängt die Arbeit erst an.»

\* Gast in [SWR-Sendung](#) zum gleichen Thema ([Manuskript](#))

247: «Der Bund», 21. 6. 2019

## Velofahrende, die nicht fahren, sind keine

Wer die sanierungsbedürftige Berner Kirchenfeldbrücke überqueren will, und sei es auch nur ganz schonend zu Fuss, wird ab 23. Juli vor schier unlösbaren Problemen stehen. Denn Tafeln warnen jetzt schon: «Während dieser Bauphase kann die Brücke nur von zu Fuss Gehenden sowie von Velofahrenden, die ihr Gefährt schieben, passiert werden.» Ist man sprachlich nicht schon ganz abgebrüht, so muss man ins Grübeln geraten: Wie kann jemand zugleich velofahrend sein, also gerade Velo fahren, und sein Gefährt schieben? Eine Lösung wäre, ein zusätzliches Vehikel mitzuführen, um es zu schieben, aber dazu müsste man das Fahrrad einhändig lenken, was ja auch verboten wäre. Oder man könnte sich mit einem Fuss auf ein Pedal stellen und mit dem andern «angeben», also sein Gefährt «zu Fuss» schieben. Aber liessen das die Ordnungshütenden zu – Zivilpersonen mitgemeint, die sich gerade zum Ordnungshüten berufen fühlen?

Derart sinnierend, liefe man Gefahr, sein Rendez-vous auf der andern Brückenseite zu verpassen – nur im Laufschrift gäbe es noch eine Chance. Bloss: «zu Fuss Gehende» zeichnen sich doch gewiss dadurch aus, dass sie gehen und nicht laufen oder gar rennen. Nichts zu machen, unverrichteter Dinge trittet man diesseits der Brücke von dannen und macht sich seine Gedanken über die amtlichen Sprachkünste.

Bei den städtischen Behörden gibt es, so stellt man sich vor, eine Liste von Wörtern, die als geschlechtergerecht gelten, und bei jedem solchen Wort steht der amtl. bewill. Ersatz bequem im Computer zum Abruf bereit. Klar, dass auf so eine Liste Personenbezeichnungen gehören, die ein anderes grammatisches Geschlecht als das sächliche haben, meistens eben das männliche. Egal, dass unter den Fussgängern ohnehin auch Frauen sein können – sie müssen als Fussgängerinnen sichtbar gemacht werden, sogar für Frauenblinde. Oder noch besser, es braucht



eine Formel auch für Leute, die geschlechtlich anders oder gar nicht festgelegt sein wollen: «zu Fuss Gehende» können auch sie sein. Passt ja: Es geht ums just geschehende Gehen über die Brücke. Aber gerade nicht ums (Velo-)Fahren.

Die Tafeln, so mag sich die formulierende Amtsperson gedacht haben, richten sich an Menschen, also müssen die ausdrücklich erwähnt werden, natürlich mit neutralen Bezeichnungen – und seien diese noch so unnatürlich und unklar. Dabei wäre die eleganteste Version in der Medienmitteilung auf der städtischen Website zu finden gewesen: «Die Brücke kann während der Intensivbauphase nur zu Fuss passiert werden.»

Falls man sich von Amtes wegen noch Sorgen macht, jemand lasse sein Velo einfach stehen, weil das Schieben nicht ausdrücklich erlaubt ist, so setzt man dazu: «Gefährte sind zu schieben.» Dann wäre auch gleich für die TrottinetteLnden gesorgt, für die KinderwägelLnden, die Segwayenden und was der Beräderten mehr sind. Die werden sich nämlich vor den Tafeln stauen und rätseln, ob sie ebenfalls «ihr Gefährt schieben» dürfen, obwohl nur «Velofahrende» vorgesehen sind. Ob Trottinette nur handgeschoben zulässig sind, muss der gesunde Menschenverstand entscheiden.

«Velofahrende», so wird sich die zuständige Amtsstelle denken, seien auch solche, die gerade nicht fahren, schliesslich seien die Fahrenden auch nicht immer unterwegs. Da hat sich in der Tat das Partizip «fahrend» zum eigenständigen Substantiv gemausert, abgeleitet vielleicht von «fahrendes Volk». Mag sein, dass sich auch das Wort «Velofahrende» so im allgemeinen Sprachgebrauch festsetzen wird. Aber die Wortprägung ist, anders als die Münzprägung, keine Staatsaufgabe – auch nicht in wohlmeinender Absicht und schon gar nicht, wenn darunter die hier offenkundige Aufgabe leidet: dem Publikum möglichst knapp und präzise mitzuteilen, wie es über die Brücke kommt.

248: «Der Bund», 5. 7. 2019

## «Fribourg» auf Deutsch, kein «Biel» auf Französisch

So nah und doch so fern: Zwischen Freiburg und Biel liegen 38 Kilometer in Luftlinie – und eine Art «Zweisprachigkeitsgraben». Den beleuchtet von vielen Seiten her der Journalist Rainer Schneuwly in seinem [Buch](#) «Bilingue. Wie Freiburg und Biel mit der Zweisprachigkeit umgehen», das dieser Tage im Verlag Hier und Jetzt erscheint. Die deutschsprachige Bieler Mehrheit kommt den Romands deutlich stärker entgegen als Letztere den Deutschfreiburgern, zu denen der Buchautor gehört. Mit einem Aperçu stellt er die Verbindung her: «Interessanterweise wird auch in Biel hin und wieder von «Fribourgnern» gesprochen», wie so oft in Deutschschweizer Medien – indes: «Als Deutschfreiburger ist man Teil der Deutschschweiz und möchte gern in der eigenen Sprache angesprochen werden. In der Romandie spricht niemand von «Biel»». Die Schreibweise «Fribourg» erlaubt eine (allzu) bequeme Unterscheidung von Freiburg im Breisgau.

Für Schneuwly aber bedeutet die französische Form, dass man in der Deutschschweiz Freiburg «relativ oft als Teil der Romandie betrachtet». Diese Sichtweise deckt sich mit dem traditionellen Blick der Welschfreiburger auf ihre Stadt und den Kanton (wie im Buch beschrieben, auf dem auch der Rest dieser Kolumne beruht). Biel/Bienne dagegen wird von beiden Seiten her als zweisprachig par excellence angesehen, auch wenn Welsche oft bemängeln, im Alltag spürten sie zu wenig davon.

Der Unterschied zwischen den beiden Städten gründet stärker in der Geschichte als in den Zahlenverhältnissen. Allerdings machen die Freiburger deutscher Muttersprache nur einen Fünftel der Stadtbevölkerung (ohne Drittsprachen) aus, die Welschbieler dagegen zwei Fünftel. In beiden Städten haben seit dem 19. Jahrhundert die Romands stärker zugelegt; in jüngerer Zeit auch deshalb, weil sich Einwanderer eher auf Französisch assimilieren als auf Deutsch. Zuvor hatte Biel zum Aufbau der Uhrenindustrie

gezielt Fachkräfte aus dem Jura willkommen geheissen; Sprachpolitik spielte dabei angesichts der Deutschschweizer Mehrheit in Kanton und Bund kaum eine Rolle.

In Freiburg dagegen hatte die frankofone Mehrheit in der Alten Eidgenossenschaft Deutsch als Herrschaftssprache erlebt. «Deshalb wollten die von der französischen Revolution inspirierten Radikalen, als sie 1847 in Freiburg die Macht übernahmen, nichts mehr vom Deutschen wissen.» Im 20. Jahrhundert hielt die «starke französische Prägung» an, begleitet von (zahlenmässig unbegründeter) Angst vor «Germanisierung» durch die «angeblich übermächtige Deutschschweiz». Die Deutschfreiburger erreichten zwar, dass der Kanton offiziell zweisprachig wurde; seine Hauptstadt aber ist es bis heute nicht, und wenn die geplante Fusion mit Nachbargemeinden zustande kommt, schrumpft der Anteil der Minderheit weiter; möglicherweise wird sie dennoch rechtlich aufgewertet.

Weil die volle Anerkennung der deutschen Sprache fehlt, gab es jahrzehntelange, kleinliche Auseinandersetzungen etwa um Strassen- und Bahnhofstafeln (siehe «Sprachlupe» [200](#)) oder das Schulwesen. In den letzten Jahren ist man pragmatischer geworden, aber: «Dass Freiburg faktisch zweisprachig ist, wie der Freiburger Stadtammann Thierry Steiert sagt, ist nicht bis zu allen durchgedrungen.» Als Markenzeichen der Stadt wird die Zweisprachigkeit, anders als in Biel, kaum gepflegt.

Obwohl der Autor keine Vollständigkeit angestrebt hat, bietet er auf 160 lockeren Seiten ein reichhaltiges Panorama. Schneuwly, Redaktor bei der Nachrichtenagentur Keystone-SDA (und einst beim «Bund») hat seinen eigenen Anspruch erfüllt, «für alle gut verständlich» zu schreiben; unerklärter Politikjargon («Listenspitäler») ist rar. Anschaulich, doch etwas klischeehaft resümiert er, wie es «Herr Deutsch und Frau Französisch» halten: «In Freiburg lebt dieses Paar eine offene Zweierbeziehung, in Biel ist es eine recht harmonische Ehe.»

249: «Der Bund», 19. 7. 2019

## Wenn Wörter auf Abwege geraten

Hinfort richtige Verwendung der Wörter! Die angestammte Bedeutung zu meinen, ist völlig lässlich. Anfangs Jahrhundert machte man es noch, aber seither wird immer öfters schwadroniert. Fast scheint es, das Epizentrum dieser Erscheinung liege in den Gazetten, aber wir wollen die ja nicht diskriminieren. Ruchbaren Sprachgebrauch erlauben sich schliesslich auch andere Prinzen der Dunkelheit. Gern sitzen sie im Fonds hinter getönten Scheiben, wenn sie sich etwa zum Währungsfond chauffieren lassen. Genau so hielt es auch Ex-Präsident Bush, als er den unbotmässigen Befehl zum Angriff auf Irak gab. Er bedachte kaum, dass die Heimatfront die Sollbruchstelle jedes Kriegs ist. Höchste Zeit also, den Wortgebrauch nicht mehr zu regulieren, sondern zu regulieren.

Spätestens beim letzten Satz, hoffentlich aber schon viel früher haben Sie bemerkt, dass bei dieser krausen Geschichte allerhand klemmt; inhaltlich sowieso, aber auch sprachlich, und das in jedem einzelnen Satz. Für jede der zumindest eigenwilligen Wortverwendungen finden sich Beispiele aus Zeitungen, oft zuhauf. Da die Dudenredaktion nicht (mehr) die Aufgabe hat, die deutsche Sprache zu regulieren, nimmt sie mit der Zeit auf, was sich im öffentlichen Sprachgebrauch verändert hat – sie regularisiert es also gewissermassen. Wenn aber die Fremdenpolizei einem Sans-Papiers Papiere ausstellt, also seinen zuvor irregulären Aufenthalt regularisiert, nennt sie das auch regulieren – vorerst noch ohne Dudens Segen.

«Anfangs» mit einer Zeitangabe ist im Duden erst online verzeichnet, mit dem Zusatz «nicht standardsprachlich»; nach Rechtschreibung müsste «Anfang Jahrhundert» stehen. Die Steigerungsform von «oft» lautet «öfter» ohne s; «öfters» ist nur in der Bedeutung «recht oft» und nur regional gebräuchlich, so in der Schweiz. Bei einem Erdbeben weiss man, dass sein Herd in der Tiefe liegt, und genau darüber ist das am meisten betroffene

Epizentrum. Dieses Wort wird im übertragenen Sinn so gedankenlos und häufig gebraucht, dass niemand mehr nach einem tief darunter liegenden, eigentlichen Zentrum sucht. Wer braucht das schon, «Epi-» tönt doch viel wichtiger, und wer es so oberflächlich braucht, kann sich sogar auf den Online-Duden berufen.

Ebenso, wer für «verunglimpfen» nicht das präzise «diskreditieren» verwendet, sondern das ominöse «diskriminieren». Letzteres tönt so schlimm, wie es wirklich ist, wenn es schlechtere Behandlung bezeichnet, etwa wegen des Geschlechts oder der Herkunft. Das ist keine lässliche Sünde, also keine verzeihliche. In letzter Zeit ist mir «lässlich» aber im unzutreffenden Sinn von «entbehrlich» begegnet. Weitere solche Beispiele, ebenfalls noch ohne Duden-Absolution: «hinfort» nicht als Zeitangabe «von jetzt an», sondern als Aufforderung «hinweg»; «ruchbar» nicht als «bekannt (geworden)», sondern als «anrühlich»; «unbotmässig» nicht als «ungehorsam», sondern als «ungebürlich»; «Sollbruchstelle» nicht als absichtlich eingebauter Schwachpunkt, damit nichts Schlimmeres bricht, sondern als unbeabsichtigter. Hinterher haben die Propheten den Bruch natürlich kommen sehen.

Viele «Prinzen» sind gemäss [duden.de](http://duden.de) keine Königskinder und auch keine «nicht regierenden Mitglieder von regierenden Fürstenhäusern», sondern sie tragen auf Französisch oder Englisch den Adelstitel «prince» – zu Deutsch «Fürst». Wird ein Teufel oder Vampir «prince of darkness» genannt, so ist's der Fürst der Finsternis. Im Satz mit «Fonds» und «Fond» müssen die beiden Wörter vertauscht werden. Als Bush zum Angriff blies, war er nicht «Ex-», sondern einfach Präsident oder «der damalige», wenn man Wert auf die Feststellung legt, dass er es nicht mehr ist. Selbst wenn der eine oder andere der genannten Fehlgriffe auch noch den Weg ins Wörterbuch findet: Es bleibt ein Merkmal treffenden Stils, Wörter möglichst präzis zu verwenden, statt in schier beliebig abgewandelter Bedeutung.

250: «Der Bund», 2. 8. 2019

## Was zeichnet ausgezeichneten Journalismus aus?

«Umfassende Recherche, journalistische Qualität und gesellschaftliche Relevanz» – danach hat eine weltweit tätige Jury in über 900 eingereichten Reportagen (in 21 Sprachen) gefahndet. Wer den erstmals verliehenen True Story Award gewinnt, werden die 39 Nominierten Ende August in Bern erfahren – im Rahmen eines mehrtägigen Festivals, an dem das Publikum sie kennenlernen und Diskussionen verfolgen kann über Journalismus in Zeiten von Jekami, Filterblasen und Fake News. Wer sich inzwischen Gedanken über die Güte der eigenen Medienkost machen will, kann es zum Beispiel anhand der folgenden Wortpaare tun; ich habe sie zum Abschluss meines Redaktorenlebens zusammengestellt.

*Aufregen – Anregen:* Zielt der Text (oder die Sendung) durch Tonlage und Wortwahl mehr darauf ab, Empörung zu schüren, oder darauf, Interesse zu wecken?

*Leserfang – Leserbindung:* Geht es mehr darum, diesmal aufzufallen, oder darum, sich durch Zuverlässigkeit zu bewähren?

*Konkurrenz – Kompetenz:* Wer führt die Feder, der Rad schlagende Pfau oder die umsichtige Eule?

*Zeigfinger – Fingerzeig:* Wird angeprangert und ermahnt oder wird auf etwas hingewiesen, das nähere Betrachtung verdient?

*Auspressen – Ausmessen:* Macht ein Text seinen Inhalt gewichtiger, als mir angemessen scheint, oder hilft er mir dabei, die Sache vernünftig einzuordnen?

*Sprint – Marathon:* Wird ein Thema kurz hochgefahren und dann fallen gelassen oder wird es auch dann verfolgt, wenn es nicht gerade brennt?

*Firlefanze – Relevanz:* Geht es um eine – vielleicht ja amüsante – Belanglosigkeit oder um etwas, das aufgeweckte Zeitgenossen wissen sollten?

«Jää Sii, das wird gläse!», pflegte ein erfahrener Kollege zu sagen, wenn ich als beflissener Jungspund zu bezweifeln wagte, ob diese oder jene Lappalie wirklich in die Zeitung gehöre. Viel später wurde ich von einzelnen Nachgeborenen belehrt, es sei anmassend, Stoffe nach ihrer Bedeutsamkeit zu beurteilen, und schulmeisterlich, der Aufklärung dienen zu wollen – allein das Leserinteresse zähle. Als Mass dafür galten einst Befragungen, für Radio und TV waren es Einschaltquoten, heute sind es Klickraten im Internet. Umso mehr freut es mich, dass «gesellschaftliche Relevanz» zu den Kriterien der Reportagenjury gehört. Die Frage danach ist eine Ermessensfrage – beileibe kein Tabu, sondern guter Diskussionsstoff. Das gilt auch für die Jury-Kriterien Recherchetiefe und Qualität.

Ebenso bilden meine Wortpaare keinen festen Massstab; die beiden Begriffe sind jeweils auch keine absoluten Gegensätze. Jeder Pol mag berechtigt sein, und nicht alle Leserinnen und Leser werden die gleichen Präferenzen haben. Meine Wortwahl hat wohl schon verraten, was ich vorziehe: die journalistische Haltung des Anregens, das Ziel der Lesertreue, den Auftritt mit Kompetenz, die Geste des Fingerzeigs, die Sichtweise mit Augenmass, den Langstrecken-Rhythmus und das Kriterium der Relevanz fürs öffentliche Leben.

Die Gegenpole – aufregende Fieberschübe, marktschreierische Hypes, süffige Stöffchen – haben in den letzten Jahrzehnten ihre Anziehungskraft gestärkt; diese Tendenzen lassen sich unter dem Stichwort Boulevardisierung zusammenfassen. Praktisch alle Bezahlmedien haben versucht, sich mit einer (unterschiedlichen) Dosis davon im Wettbewerb zu stärken. Heute, wo sie insgesamt unter dem Druck vielfältiger Gratisangebote stehen, ist eine Gentendenz zu spüren, auch mit neuen Mitteln wie Datenjournalismus oder international vernetzten Recherchen. Oder eben mit der Würdigung persönlicher Ausnahmeleistungen wie am Reportagen-Festival (Programm und Texte: [reportagenfestival.ch](http://reportagenfestival.ch)).

251: «Der Bund», 16. 8. 2019

## Ist Hochdeutsch in «Biu» nur eine Fremdsprache?

«In der heute teilweise hochgespielten Problematik Hochsprache–Dialekt, Deutsch–Welsch kommt Biel-Bienne Modellcharakter zu. Wann endlich nimmt man in helvetischen Landen den Sonderfall Biel nicht nur als beispielhaft zur Kenntnis, sondern versucht ihm gar nachzuleben?» So fragte 1985 der frisch pensionierte «Bund»-Chefredaktor und frühere Bieler Stadtpräsident Paul Schaffroth. Heute müsste man ihm antworten: Es ist immer noch nicht geschehen, «et pour cause», aus gutem Grund.

Als «typisch bielerisch» beschrieb Schaffroth im Sammelband «Des Schweizlers Deutsch» (Hg. Gerd Padel) den Sprachgebrauch in den Behörden: Da «spricht jeder in seiner Muttersprache, das heisst französisch oder Dialekt». Begegnet man sich sonst, etwa beim Apéro: «Der Deutschschweizer bemüht sich, wenn am Tisch Romands sitzen, mit ihnen französisch zu sprechen. Nie wird er – oder dann beweist er, dass er kein «echter» Bieler ist – sich in der deutschen Hochsprache mit seinem welschen Gegenüber unterhalten.» Letzteres werde das auch nicht erwarten, geschweige denn selber so antworten. Und doch: Damals wie heute klagen Romands, die etwas weiter von der Sprachgrenze entfernt leben, ihr Schuldeutsch werde in der Deutschschweiz mit unverständlicher Mundart quittiert. Dabei gehört doch «in helvetischen Landen» auch Hochdeutsch zur sprachlichen Verständigung – «accent fédéral» durchaus genehm.

«Le bilinguisme n'existe pas» heisst eine Bieler [Sprachausstellung](#), die noch bis 22. März 2020 zu sehen ist. Keine Zweisprachigkeit, ausgerechnet in Biel? Der Besuch zeigt schnell: So ist der Anklang ans Motto des Schweizer Weltausstellungs-Pavillons von 1992 nicht gemeint. Sondern so wie im Untertitel: «Biu/Bienne, città of njëqind Sprachen». Also «hundert», aus denen Italienisch und Albanisch dank Arbeitszuwanderung hervortönen – neben Globalenglisch, den angestammten Sprachen (samt Hochdeutsch) und



gut dreissig weiteren, in denen man sich beim Eingang begrüßen lassen kann. «Biu/Bienne» entspricht dem von Schaffroth gepriesenen Modell, doch gehört sein Text nicht zu den vielen gedruckten oder audiovisuellen Dokumenten, welche die Ausstellung einfallsreich präsentiert. Eine Wand mit unterschiedlich alten Briefkästen, mit Namen aus mehreren Sprachen angeschrieben, lädt zum Hineinspähen ein – und da liegen entsprechende Originaldrucksachen aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben (das auch laut Schaffroth meistens getrennt verlief, wenngleich mit «Tendenz zur Mischung»). In einem eigenen Schaukasten ist « La jeune Suisse / Die junge Schweiz» von 1835 zu sehen – die erste zweisprachige Zeitschrift, jedenfalls in Biel. Herausgegeben wurde sie vom Italiener Giuseppe Mazzini und anderen liberalen Revolutionären, die in und um Biel Zuflucht gefunden und Gleichgesinnte angetroffen hatten.

Hörstationen mit dokumentarischen oder fiktiven Texten, auf Deutsch und Französisch auch zu lesen, vermitteln Lebensbereiche und Geschichte – von einem keltischen Schmied, dem ein Kenner des Altwalisischen die Stimme verleiht, bis zur Gegenwart. Aus dem Jahr 1310 etwa ist die Jüdin Guta zu hören – bisher auf Hebräisch statt auf Jiddisch. Der Kurator Florian Eitel berichtet, man habe zunächst keine passende Sprecherin gefunden, doch werde nun die Mutter eines Besuchers einspringen.

Der Blick weitet sich bis hin zu einer aus Hongkong stammenden [Weltgrafik](#), die freilich der Schweiz nur gerade 700 000 Deutschsprachige zugesteht (gegenüber 1,9 Mio. Romands) und Österreich ganz unterschlägt. Ein Sprachenbabel ist dem Museum bei der Besucherschar zu wünschen. Als ich unter der Woche dort war, hatte ich die Ausstellung fast für mich allein – schön, um sich ins reiche Anschauungs- und Anhörungsmaterial zu vertiefen, aber doch schade, weil ich nicht feststellen konnte, ob «le bilinguisme existe». Sicher aber tut er es in Hirschhorns Walser-Kosmos am Bahnhof [gleichzeitige Ausstellung zu Robert W.].

252: «Der Bund», 30. 8. 2019

## Die Nationalsprache des Grossherzogtums

«Zeitung vum Lëtzebuenger Vollek» – das war in den Siebzigerjahren meine erste Begegnung mit Lëtzebuergesch, nur wusste ich damals noch nichts von dieser Sprache. Der Zeitungstitel stand auf einem Blatt Papier, das in einer mechanischen Schreibmaschine stak – einer der vielen im Luxemburger Presseraum der EG, wie die EU damals hiess. Es war üblich, dass sich Journalisten mit einem Papier auf der Walze einen Arbeitsplatz reservierten, nur hielt ich die Formulierung für einen mundartlichen Scherz. Zu Unrecht: Das kommunistische Parteiblatt heisst tatsächlich so und existiert bis heute, inzwischen auch dank Presseförderung durch den luxemburgischen Staat (einst besorgte das die DDR mit Druckaufträgen). Seit je ist diese Zeitung hochdeutsch abgefasst, anders als ihr Titel.

Das gilt auch für andere Blätter mit deutschen oder lëtzebuergischen Namen; manche rücken deutsche und französische Artikel bunt gemischt ein, ohne Übersetzung, und machen damit der einheimischen Leserschaft kaum Mühe. Seit 1984 ist Lëtzebuergesch die Nationalsprache; alle drei Sprachen sind für Amts- und Justizzwecke anerkannt. Französisch ist seit Napoleon die Gesetzessprache. Die Primärschule heisst so und verwendet Deutsch. Französisch kommt in den höheren Klassen dazu; französische Preetitel sind eher rar. Als mündliche Alltagssprache überwiegt Lëtzebuergesch, ausser bei den vielen Zugewanderten, denen mehrheitlich das Französische leichter fällt.

Sprachwissenschaftlich gesehen, gehört Lëtzebuergesch zum Moselfränkischen. Auch im Unesco-Atlas der gefährdeten Sprachen wird es dieser deutschen Regionalsprache zugerechnet, die als «verletzlich» eingestuft ist. Für Alemannisch wird ebenfalls diese mildeste Form der Gefährdung festgestellt – in beiden Fällen wegen des Verblässens in Deutschland. In Luxemburg bzw. der Schweiz sind die Regionalsprachen ja quicklebendig, jedenfalls im mündlichen Gebrauch. Anders als Schweizerdeutsch

deckt Lëtzebuergesch ein ganzes Staatsgebiet ab und ist politisch aufgewertet worden. Es habe dort schon vor etwa hundert Jahren als «Nationaldialekt» gegolten, hält der Luxemburg gewidmete aktuelle [«Sprachspiegel»](#) fest. Seither ist daraus die Nationalsprache geworden, mit einem Regelwerk versehen. Wegen dieser Standardisierung hat der kürzlich gestorbene Ulrich Ammon, ein Pionier der Variantenforschung, Lëtzebuergesch als eigene Sprache eingestuft (vgl. Nr. [164](#)).

Mehr noch als Schweizerdeutsch wird dieses Luxemburgisch in den neuen Medien auch geschrieben, nicht nur privat und halb-privat, sondern bis in die Kommentarspalten hochdeutsch verfasster Onlinemedien. In der Werbung ist es schon länger stark präsent; in Erinnerung sind mir Geschenkangebote für den «Pappendag» oder eine Kampagne gegen Alkohol und Tabak, die einen «futti maachen» wie andere Drogen auch.

Der «Sprachspiegel»-Autor Michael Langner hat als Sprachprofessor in Luxemburg gearbeitet und hält fest, dass die «schriftliche Verwendung des Luxemburgischen in Chat, SMS etc. selten der offiziellen Norm gehorcht». Das kann man auch für Hochdeutsch feststellen, egal wo, während für unsere Mundarten keine solche Norm verletzt werden kann, weil es keine gibt. Aufrufe in den 1930-er Jahren, ein geregelt schrifliches Einheits-Schweizerdeutsch zu schaffen und auch amtlich zu verwenden, hatten zum Glück keinen Erfolg. Besser als eine solche Abkapselung vom grösseren Sprachraum ist es, innerhalb des Standarddeutschen die anerkannten schweizerischen Varianten zu wahren und zu mehren. Sie finden sich im Duden «Rechtsschreibung» und ausgiebiger noch im Spezialband «Schweizerhochdeutsch». Für Luxemburgs Hochdeutsch gibt es nichts Vergleichbares, nur einige wenige Hinweise im «Variantenwörterbuch des Deutschen». Langner findet: «Ein bisschen mehr Selbstbewusstsein nicht nur für das Lëtzebuergesche, sondern auch für das verwandte Deutsche täte gut.»

253: «Der Bund», 13. 9. 2019

## Sprachfreunde streiten sich auf der Heubühne

Ich habe das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie Leute, die jetzt den Mahnfinger heben und korrigieren: Es heisse «nicht auf derselben Bühne». Die Mahner berufen sich auf die Unterscheidung, wonach mit «der-, die-, dasselbe» ein und dasselbe Ding gemeint sei, mit «der, die, das gleiche» aber nur ein gleichartiges, nicht mit dem ersten identisches. Schliesslich sei es ein grosser Unterschied, ob Hinz und Kunz im selben Bett schliefen und also buchstäblich unter einer Decke stecken könnten, oder ob sie sich nur fürs selbe Modell entschieden hätten, also für je ein gleiches Bett in getrennten Schlafzimmern. In diesem Fall leuchtet mir die Unterscheidung ein – aber sie ist nur dann nötig, wenn die Aussage sonst nicht eindeutig ist. Ob sich aber Hinz und Kunz fürs gleiche Modell entschieden haben oder für dasselbe, bedeutet keinen Unterschied: Da wird ja schon gesagt, dass es ums Modell geht und nicht um eine gemeinsame Bettstatt.

Auch der Duden-Band «Zweifelsfälle» unterscheidet bei «der gleiche/derselbe» zwischen der «Identität des einzelnen Lebewesens oder Dings» und jener «der Art oder Gattung», leitet aber daraus keine strikte Regel ab: «Im Allgemeinen ergibt sich aus dem Zusammenhang, welche Identität gemeint ist, sodass eine strenge Unterscheidung zwischen *derselbe* und *der gleiche* in diesen Fällen unnötig ist.» Nur wo Missverständnisse möglich sind, rät der Duden zu «derselbe» für «identisch» und zu «der gleiche» für «gleichartig» – etwa wenn es vor Gericht darum gehe, «ob ein Zeuge dasselbe oder nur das gleiche Auto gesehen hat.» Findet die Gerichtsverhandlung auf Schweizerdeutsch statt, so muss dieser Unterschied ausdrücklich geklärt werden, denn das Auto ist in beiden Fällen «glich» (oder «glichlig», ohne Bedeutungsunterschied). Als ich einem legendären Wirt im Berner Oberland die leere Flasche reichte und «e glichi» bestellte, bekam ich zur Antwort: «Weit dr nid lieber e volli?»

Spaß beiseite, sind wir in dieser ländlichen Umgebung wieder beim Heu auf der Bühne: Der Vergleich zwischen Heu und Gesinnung oder Interessen ist nur dann sinnvoll, wenn (im übertragenen Sinn) wirklich dieselbe Heubühne gemeint ist, nicht etwa nur eine baugleiche. Weil aber kaum jemand Letzteres vermutet, kann man getrost «die gleiche Bühne» sagen und damit nahe am mundartlichen Ursprung der Redewendung bleiben. Der Duden «Redewendungen» vermerkt «schweiz.» bei «sein/das Heu nicht auf derselben/der gleichen Bühne haben». Die gleiche Zuordnung findet sich im «Variantenwörterbuch des Deutschen».

In der ersten Auflage stand nur «der gleichen», in der zweiten ist «derselben» dazugekommen. Diese Wörterbücher orientieren sich am gedruckten Sprachgebrauch. In der Schweizer Presse-datenbank SMD finden sich mit «Heu» denn auch beide Formen, aber «der gleichen» überwiegt im Verhältnis 4:1. Fast 10:1 ist es bei den (Fach-)Zeitschriften auf E-Periodica. Man könnte vermuten, wer ja keinen Fehler im Schriftdeutschen machen wolle und sich aus der Schule an die Unterscheidung erinnere, schreibe «derselben». Aber keine Angst: Die genannten Wörterbücher und auch der Duden «Schweizerhochdeutsch» vermitteln korrektes Deutsch und haben in diesem Fall das Heu auf der gleichen Bühne: Sie lassen «der gleichen» und «derselben» gelten.

Was aber nicht ginge, wäre «auf der selben Bühne». Zwar gibt es neben dem Adjektiv «gleich» auch – mit anderer Bedeutung – das Pronomen «dergleichen» –, aber es gibt nur das Pronomen «derselbe», hingegen kein Adjektiv «selb». Man sagt nur deshalb «im selben Moment», weil hier «derselbe» seinen eingebauten Artikel «der» an «in» abgetreten hat und aus «in dem» eben «im» geworden ist. Man könnte auch «in demselben Moment» sagen, das liefe aufs Gleiche hinaus – oder aufs selbe (kleingeschrieben, weil es immer noch ein Pronomen ist und nicht ein substantiviertes Adjektiv). Da haben die Mahner und ich das Heu wohl auf der gleichen Bühne.

254: «Der Bund», 27. 9. 2019

## Wer «völkisch» sagt, soll von (Neo-)Nazis reden

Das Wort «völkisch» sei rassistisch, hielt die Gesellschaft für deutsche Sprache ([GfdS](#)) fest, als die damalige Vorsitzende der Rechtspartei AfD, Frauke Petry, 2016 dafür sorgen wollte, «dass dieser Begriff wieder positiv besetzt ist»; schliesslich sei er nichts anderes als das Adjektiv zu «Volk», argumentierte Petry. Das war er einst, aber im 20. Jahrhundert ist er zum Inbegriff nationalsozialistischen Vokabulars geworden, wie es unter Hitler im «Völkischen Beobachter» grassierte – im Sinn der im 19. Jahrhundert entstandenen «Völkischen Bewegung, deren Ziel eine ethnisch und kulturell homogene Nation war» ([GfdS](#)).

Die [«Sprache des Dritten Reichs»](#) hatte Victor Klemperer schon 1947 seziert; ein halbes Jahrhundert später widmete Cornelia Schmitz-Berning dem «Vokabular des Nationalsozialismus» mehr als 700 Seiten ([De Gruyter](#)). Nun legt der [Dudenverlag](#) ein handliches Kompendium vor: «Verbrannte Wörter. Wo wir noch reden wie die Nazis – und wo nicht». Der Journalist Matthias Heine («Die Welt») schildert den Gebrauch von rund 90 Wörtern – vor, unter und nach den Nazis. Er gibt zu jedem eine Empfehlung, wie heute damit umzugehen sei.

Erstaunlicherweise fehlt ausgerechnet das jüngst kontroverse «völkisch» in der Liste. Heine verwendet es zuweilen selber, aber immer nur dann, wenn er «über den NS-Wortgebrauch und seine Wurzeln in der völkischen und antisemitischen Agitation» schreibt. Das Wort gehört für ihn offenbar zu jenen, die man im historischen Zusammenhang verwenden kann, sonst aber nicht. So schreibt er: «Angesichts der Geschehnisse in Auschwitz und in den anderen Lagern kann die Bezeichnung *KZ* oder *Konzentrationslager* für irgendeine andere Institution (...) immer nur ein verharmlosender sprachlicher Missgriff sein.»

Anderes wiederum ist für ihn tabu: «Wer *Volksverräter* sagt, könnte auch gleich mit erhobenem rechten Arm herummarschie-

ren. Er muss damit rechnen, für einen Nazi gehalten zu werden.» Oder auch: «Das Wort *Rasse* sollte man nicht meiden, weil es NS-Deutsch ist, sondern weil es Quatsch ist» (wenn auf Menschen bezogen). Oft wägt der Autor ab: «Es gibt wohl so etwas wie ein *Volksempfinden*. Was darunter zu verstehen ist und erst recht, was *gesund* oder ungesund ist, sollte aber nach den Justizverbrechen, die im Namen dieses Begriffs begangen wurden, nie wieder ein Richter oder Politiker sich anmassen zu bestimmen.»

Angesichts rechts aussen kursierender Verschwörungstheorien zur Migration mahnt Heine: «*Umvolkung* ist ein unpassendes Wort.» Hingegen findet er: «Als Beschreibung einer realen Furcht ist der Begriff *Überfremdung* trotz seiner NS-Historie durchaus zulässig. (...) Inwieweit ein Gefühl der Überfremdung in Deutschland real ist oder inwieweit die deutsche Sprache durch Anglizismen überfremdet ist, muss diskutiert werden dürfen – und dafür ist das Wort hilfreich. Die Grenzen zum Schüren von Angst werden dabei allerdings leicht überschritten.» Ich empfinde das Wort «Überfremdung» sogar dort als hetzerisch, wo es keine Assoziationen mit den Nazis hervorruft.

Dass auch «Kulturschaffende» eine Nazi-Prägung ist, wissen selbst in Deutschland kaum noch viele: «Der Ausdruck ist wohl nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Da es sich um eine relativ neutrale Bezeichnung handelt, ist das aber auch keine Katastrophe. Dennoch schadet es nichts, seinen NS-Ursprung zu kennen und abzuwägen, ob er überall angebracht ist.» In andern Fällen kann auch Anrühiges «durchaus akzeptabel» sein: «*Liquidieren* wird heute nahezu ausschliesslich kritisch gebraucht», für Morde. Doch zieht der Autor willkommene Grenzen: «*Untermensch* wird heute wieder von Linken gebraucht – bezogen auf brüllende Nazis. Aber das Wort ist auch durch ironische Umwertung nicht zu retten.» Heines Buch, für ein deutsches Publikum geschrieben, kann auch in der Schweiz helfen, weder wie die Nazis zu reden noch andere leichtfertig in deren Nähe zu rücken.

255: «Der Bund», 18. 10. 2019

## Das interessiert Sie, weil Sie lesen es

Richtig, im Titel ist etwas falsch! Oder doch nicht? Denn die Korrektur der Satzstellung wäre eine Verschlimmbesserung: «Das interessiert Sie, weil Sie es lesen.» Lesen kann doch erst nach Beginn Interesse wecken. Viel plausibler wäre die Umkehrung: «Das lesen Sie, weil es Sie interessiert.» Damit ist das Interesse als Grund fürs Lesen genannt. So ist der Titel aber nicht gemeint, sondern umgangssprachlich so, wie es mit einem eingeschobenen Doppelpunkt oder Gedankenstrich einigermaßen der Schulgrammatik entspräche: «Das interessiert Sie, weil: Sie lesen es.»

Das Satzzeichen als Kunstpause nach «weil» signalisiert: Die Aussage im Hauptsatz – «das interessiert Sie» – wird jetzt dann gleich begründet. Hier wird aber nicht der Grund für das behauptete Interesse angegeben, also nicht: «Das interessiert Sie *deshalb*, weil ...». Das wäre eine *kausale* Begründung (von *causa*, lateinisch für Ursache). Vielmehr geht es um den Grund fürs Behaupten: «Das interessiert Sie, *und ich erkenne dies*, weil ...». Sprachwissenschaftler nennen eine solche Begründung *epistemisch* (von *episteme*, altgriechisch für Wissen).

«Die Konjunktion *weil* wird im geschriebenen Standarddeutsch als unterordnende Konjunktion verwendet», steht im Duden 9 (Zweifelsfälle, 2007), also zur Einleitung eines Nebensatzes und daher mit dem Verb am Schluss: «... weil Sie es lesen». Im «gesprochenen Standarddeutsch» aber komme die Konjunktion auch «nebenordnend» vor, also zur Einleitung eines weiteren Hauptsatzes, mit entsprechender Satzstellung, in unserem Beispiel eben «weil Sie lesen es». Der Duden hält fest, nur in dieser mündlichen Ausdrucksweise könne «weil» auch im epistemischen Sinn verwendet werden.

«Weil» als Einleitung eines Hauptsatzes habe sich «zumindest in der gesprochenen Sprache weitgehend durchgesetzt», schrieben Kirstin Casemir und Christian Fischer 2013 in ihrem Buch



«Deutsch. Die Geschichte unserer Sprache» und führten kausale wie auch epistemische Sätze an; in letzteren seien «Satzverbindungen ermöglicht, die andernfalls komplizierter ausgedrückt werden müssen». Im Duden 9 steht ein Beispiel dazu, gesprochen: «Da muss wohl eine Baustelle geplant sein, weil – da wurde schon eine Umleitung eingerichtet.» Korrekt geschrieben aber: «Ich glaube, dass hier eine Baustelle geplant ist, denn schliesslich wurde schon eine Umleitung eingerichtet.» Das Duden-Exempel enthält einen – nicht beabsichtigten – Hinweis, dass sich auch eine epistemische Begründung ohne Umschweife und ohne grammatikalische Neuerungen ausdrücken lässt: «Das interessiert Sie, denn Sie lesen es.» Behaupte ich das, so merkt man leicht, dass ich vom Lesen aufs Interesse geschlossen habe.

«Denn» konnte also schon bisher so verwendet werden, epistemisch eben. In der Wikipedia steht unter «Konjunktion»: «Das *epistemische weil* ersetzt im Zuge eines Sprachwandels in der gesprochenen Sprache die Konjunktion *denn*». «Denn» ist eine nebenordnende Konjunktion, daher folgt ein Verb in Hauptsatzstellung. Den Nebensatz «..., denn Sie es lesen» wird man höchstens von Deutschlernenden hören. Denn sie wissen nicht, was sie tun. Sätze wie «er kam zu spät, weil er hatte den Bus verpasst» würden bald Eingang in die Schriftsprache finden, vermuteten Casemir/Fischer. In der Neuauflage des Duden 9 von 2016 ist aber die klare schriftsprachliche Unterscheidung unverändert geblieben: Hauptsatz nach «denn», Nebensatz nach «weil».

Etabliert sich dagegen im schriftlichen Standard «weil» als mögliche Hauptsatz-Einleitung, so gilt die Formulierung im Titel neu als richtig – vielleicht auch nur, weil «weil» dort epistemisch verwendet wird. Deutschlernende müssten sich dann auch noch einprägen, dass eine solche Angabe des Erkenntnisgrunds allein mit dem nebengeordneten Hauptsatz gelingt, nicht mit dem Nebensatz in: «Das interessiert Sie, weil Sie es lesen.» Interessiert es Sie jetzt, weil Sie es gelesen haben?

256: «Der Bund», 1. 11. 2019

## So beginnt im Hirn die Eile nach «weil»

Sätze wie «er kam zu spät, weil er hatte den Bus verpasst» würden bald Eingang in die Schriftsprache finden, stand vor zwei Wochen in der «Sprachlupe», gestützt auf ein Fachbuch. Wie zur Bestätigung war seither in meinem Leibblatt zu lesen: «Weil vielleicht, so mutmasst er, habe er einfach nicht eine genügend dicke Haut.» Bei dieser indirekten Rede schlägt die mündlich gefärbte Satzstellung besonders leicht durch, quasi die Eile nach «weil»: Man mag mit dem Verb (hier «habe») nicht warten bis zum Schluss des Satzes, obwohl die Grammatikregel für «weil» das erfordert.

Als hätte er sich auf die Regel besonnen, setzt der Autor wenig später das Verb ans Ende: «Weil niemand, so glaubt Pollina, die Textpassage ernsthaft so verstehen könne.» Es ging um Machogewalt im Rap. Im Gespräch hatte Pollina möglicherweise beide Male, wie es heute oft geschieht, das Verb vorgezogen, also: Er finde die Kritik an seinem Text unfair, «weil niemand kann die Passage ernsthaft so verstehen», aber er mache wohl nicht so weiter, «weil vielleicht habe ich keine genügend dicke Haut».

Damit entsprächen seine Sätze dem Sprachmuster, das die Linguisten Gerard Kempen (Nijmegen) und Karin Harbusch (Koblenz) 2016 [untersucht](#) haben. Sie werteten dazu eine Datenbank mit Gesprächsaufnahmen aus. Die Max-Planck-Gesellschaft (Forschungsförderung) fasste das [Resultat](#) so zusammen: «Anhand der Datenlage konnten die beiden Forscher zeigen, dass falsche Weil-Sätze häufiger produziert werden, wenn die Sprechenden nicht mehr genügend Planungszeit bzw. -kapazität aufbringen können, um den komplexen Satz – bestehend aus Haupt- und Nebensatz – fertigzustellen. Wie der deutsche Schriftsteller Heinrich von Kleist bereits vor 200 Jahren in seinem bekannten Aufsatz «Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden» schrieb, wissen Sprecher in der Regel am Anfang des Satzes noch

nicht, wie derselbe endet.» Was da passiert, wird anhand eines Beispiels beschrieben: «Das sagt man nicht, weil das ist ja falsch.» Der Entscheid, eine Begründung nachzuliefern, fällt beim Sprechen vielleicht erst nach Beginn des Hauptsatzes, und die Zeit reicht nicht mehr, um den Nebensatz in die korrekte Form zu bringen, die da lautet: «... weil das ja falsch ist.» Ebenso wenig reicht die Zeit dazu, statt «weil» eben «denn» zu sagen, womit ein zweiter Hauptsatz eingeleitet würde: «... denn das ist ja falsch.» «Weil» drängt sich vor, weil es insgesamt häufiger vorkommt, und danach wird die regelwidrige Hauptsatz-Wortfolge durch Gewöhnung «immer leichter ausgelöst».

Die Forscherin und der Forscher haben auch die niederländischen Pendanten «omdat» (weil) und «want» (denn) untersucht und darüber in der Zeitschrift «Onze Taal» (Unsere Sprache, 1/2019) berichtet. Für diese Wörter gelten die gleichen Grammatikregeln wie im Deutschen. «Omdat» ist aber seltener, und wenn es gesagt wird, dann viel weniger oft mit der falschen Konstruktion. Dies aber auch in einfachen Sätzen, wo die Erklärung nicht verfängt, das Arbeitsgedächtnis habe nicht rechtzeitig die korrekte Wortfolge abrufen können.

Vielmehr spielt laut dem Befund ein Bedeutungsunterschied mit: Die Hauptsatz-Konstruktion diene für eine Mitteilung, die an sich von Belang sei, nicht nur als Begründung fürs zuvor Gesagte. Wählt man demnach «want» (denn), so zeigt man automatisch die hauptsatzwürdige Wichtigkeit an, bei «omdat» (weil) indessen können die beiden Gewichtungen bis zuletzt im Hirn miteinander kämpfen «wie eine Art Sumoringen»: Nebensatz für Begründung, Hauptsatz für eigenständige Mitteilung. Gewinnt Letzterer, so kommt nach «omdat» bzw. «weil» das eilige Verb eben zu früh. Bei reiner Begründung aber steht es zuverlässig am Schluss, wo es im Nebensatz hingehört: Ich schreibe dies nicht (deshalb), weil ich Sie belehren will, sondern weil ich selber etwas Spannendes gelernt habe.

257: «Der Bund», 15. 11. 2019

## Hoch- und Schweizerdeutsch im selben Hirnwinkel

Wie bereitet das Gehirn Sätze vor, die wir gleich sagen werden? Nach dem kurzen Einblick, den in «Sprachlupe» [256](#) Sätze mit «weil» ermöglichten, wird hier ein abgeschlossenes Forschungsprojekt der Universität Bern vorgestellt. Es ging dabei um Dialekt und Hochdeutsch: Behandelt das Gehirn sie als Erscheinungsformen (Varietäten) ein und derselben Sprache oder wie zwei verschiedene Sprachen, die jemand ähnlich gut beherrscht? Im Oktoberheft der Zeitschrift «Sprachspiegel» beschreiben Forscherinnen unter Leitung der Dozentin Constanze Vorwerg ihr Vorgehen und die Resultate ([Überblick](#), [Volltext](#)).

Untersucht wurde der Abruf von Sprachmustern anhand von Experimenten mit 72 Studierenden, die in der Deutschschweiz aufgewachsen sind und zum Teil auch Tamilisch beherrschen. Ihnen wurden einfache Bilder gezeigt; entweder erklang dabei eine Beschreibung oder diese musste – in der jeweils verlangten Sprache bzw. Varietät – geliefert werden. Die Auswertung erfolgte aufgrund eines Modells mit mehreren Ebenen im Gedächtnis. Die Konzeptebene enthält Begriffe in sprachlich nicht festgelegter Form; in der lexikalischen Ebene sind sie in Wörter gefasst, abgespeichert in je einem «Knoten». Für eine Äusserung muss so ein Wortknoten mit einem strukturellen (grammatischen) Knoten verbunden werden, damit die richtige Wortform herauskommt.

Aus früheren Forschungen wusste man, dass diese Vorgänge einem «Priming» (Voraktivierung) unterliegen: Stehen für einen Begriff verschiedene Wörter zur Verfügung (z. B. Anke und Butter), so wird man eher jenes verwenden, das man kurz zuvor gehört hat. Ebenso bei verschiedenen Konstruktionen; im Experiment war etwa zu sehen und zu hören, wie ein gezeichnetes Tier «einem» andern oder eben «für ein» anderes einen Kuchen bäckt. Besonders stark ist der Nachahmungseffekt, wenn sowohl fürs Wort als auch für die Konstruktion kurz zuvor ein Vorbild

aufgetaucht ist; die Fachleute sprechen dann von einem «lexikalischen Boost» (Ankurbelung).

Dieser Boost ist beim Wechsel in eine Fremdsprache schwächer, sogar wenn die Wörter miteinander verwandt sind (backen / to bake). Im geschilderten Modell folgt daraus, dass diese Wörter in verschiedenen Knoten gespeichert sind. Die Berner Experimente haben nun ergeben, dass beim Wechsel zwischen Schweizer- und Hochdeutsch verwandte Wörter wie «backen» und «bache» einen ebenso starken Boost bewirken, wie wenn das Vorbild und die eigene Äusserung der gleichen Sprachvarietät angehören. Dieser Befund «spricht für eine gemeinsame Speicherung als ein lexikalischer Eintrag im mentalen Lexikon», schliessen die Forscherinnen.

Sie sehen diesen Befund durch weitere Experimente bestätigt, bei denen es etwa um die Reaktionszeit und die Fehlerquoten beim Umstellen von einer Sprache bzw. Varietät auf die andere ging. «Fehler» ist hier allerdings ein relativer Begriff; es geht um die unterschiedliche «Akzeptabilität» eines Worts. Sie sei etwa auf Berndeutsch für «Pneu» hoch, auf Standarddeutsch dagegen für «Reifen». Aber siehe da: «Durch lexikalisches Priming können auch an sich weniger bevorzugte oder akzeptierte Wörter aktiviert und damit zur Benennung gewählt werden. Bei häufigerer Verwendung dürfte sich deren Akzeptabilität schrittweise erhöhen.»

In diesem Umstand erkennen die Autorinnen einen «Mechanismus zum Sprachwandel». So werden «Anke» und «Butter» gemäss dem [Kleinen Sprachatlas](#) «inzwischen in der Mundart nebeneinander verwendet». Das Priming scheint also selbst dann zu funktionieren, wenn – wie in diesem Beispiel – die beiden Wörter sprachlich nicht miteinander verwandt sind. Ein Grund mehr, zu schweizerischen Formen Sorge zu tragen.

258: «Der Bund», 29. 11. 2019

## Reden wie in Hannover? Sinnlos, sich zu quälen!

«Ia Sprescha gibt mia nischt wenisch auf die Neawen.» Diese Beschwerde eines Radiohörers stand schon 1970 in einem «Vademecum für Mikrofonbenützer der Deutschschweiz» (Fritz Schäuuffele). Ähnliche Klagen halten bis heute an und werden gelegentlich sogar der «Sprachlupe» unterbreitet statt an SRF gerichtet. Gemäss Vademecum (oder dem neueren Duden «Schweizerhochdeutsch») ausgesprochen, klänge der Satz viel näher am Schriftbild: «Ihr Sprecher ...». Wer meint, Hochdeutsch müsse wie im hohen Norden Deutschlands tönen, leidet vielleicht am «südlichen Unterlegenheitsgefühl».

Dieses Gefühl zu bekämpfen, nannte der ehemalige Augsburgsburger Deutschprofessor Werner König eine Aufgabe der Lehramtsausbildung («Wir können alles. Ausser Hochdeutsch. Genialer Werbespruch oder Eigentor des deutschen Südens? Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans», in: [«Sprachreport»](#) 4/2013). Es gelte bewusst zu machen, «dass es keine wissenschaftlich fundierten Gründe gibt, verschiedene Ausspracheformen als höher- oder geringerwertig zu betrachten».

Die «Bevorzugung nordwestdeutscher Aussprachevarianten steht im Einklang mit der bis heute verbreiteten Laien-Vorstellung, in Hannover werde das «beste Hochdeutsch» gesprochen», schreiben im neuen [Buch](#) «Standardsprache und Variation» (Narr Starter) die Sprachwissenschaftler Christa Dürscheid (Universität Zürich) und Jan Georg Schneider (Koblenz). Die «Idee einer nordwestdeutschen Überlegenheit» bei der Aussprache finden sie nicht erst bei Theodor Siebs und seinem Standardwerk «Deutsche Bühnenaussprache» (1898): «Dass sich hierbei die nordwestdeutschen Aussprachevarianten (...) mehrheitlich durchgesetzt haben, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass schon früh einflussreiche Theatermacher wie Goethe diese subjektiv bevorzugten und sich für sie stark machten.» Vielleicht deshalb liess

der Frankfurter Meisterdichter im «Faust» sein Gretchen, bevor es in Ohnmacht fiel, nicht mehr nach dem «Fläschgen» verlangen wie im «Urfaust», sondern nach dem «Fläschchen». Ob geschrieben oder gesprochen: Das Deutsche kennt regional unterschiedliche Ausprägungen. Es ist – nach in der Wissenschaft kaum noch bestrittener Auffassung – eine plurizentrische Sprache, mit Deutschland, Österreich und der Schweiz als Hauptzentren, die je eine eigene «Varietät» pflegen. Je nach Land gelten in Wortschatz, Grammatik und eben auch Aussprache oft unterschiedliche Varianten, ohne dass eine «richtiger» wäre als die andern.

Dürscheid und Schneider liefern dazu die theoretischen und historischen Grundlagen in ihrem Einführungswerk, das für Hochschulen und höhere Gymnasialklassen gedacht ist. Sie zeichnen nach, wie sich etwa der Duden für Varianten geöffnet hat, aber mit einer gewichtigen Einschränkung: dass nämlich «das ‹deutschländische› oder ‹Binnen›-Deutsche in der Regel gar nicht als Varietät, sondern als neutrale, unmarkierte Grundform des Standarddeutschen wahrgenommen wurde; die österreichischen oder schweizerischen Merkmale dagegen wurden als Abweichungen davon gekennzeichnet».

Für die beiden Linguisten ist es «wichtig, dass das geschriebene und das gesprochene Standarddeutsch (...) nicht – wie früher die ‹Hochsprache› oder das ‹Hochdeutsche› – als präskriptive, also vorgeschriebene, idealisierte Normgefüge, sondern als Gebrauchsstandards, als Standardvarietäten des Deutschen angesehen werden – als diejenigen Varietäten nämlich, die wir im Deutschen auch in überregionalen, formelleren Kontexten tatsächlich verwenden und als unauffällig akzeptieren.» Auffällig kann durchaus auch Bühnendeutsch sein, wenn es im Alltag praktiziert wird. Die Autoren wenden sich gegen eine «Standard- und Homogenitätsideologie» und gegen die darauf beruhende «Diskriminierung von Dialektsprechern sowie Sprechern mit regionalem Akzent».

259: «Der Bund», 13. 12. 2019

## Leute, wo meinen, das sei Hochdeutsch

Lange bevor Schulkinder in der Deutschschweiz lernen, was ein Relativpronomen ist, lernen sie, dass «wo» keines ist: «Meine Schwester, wo in den Kindergarten geht», geht nicht. Wer den Rhein Richtung Norden überquert, staunt vielleicht, dieses «wo» auch dort zu hören – übers alemannische Dialektgebiet hinaus und auch von Leuten, die nicht markant mundartlich reden.

Eine wissenschaftliche Erhebung ([regionalsprache.de](http://regionalsprache.de)) bestätigt nun diesen Befund. Seit August 2018 werden die «lieben Deutschsprecher\*innen» im Internet eingeladen, etwa 30 Fragen zu beantworten, meistens indem sie einen Satz vervollständigen. Den sollen sie in ihrer «vertrautesten Sprechweise» notieren oder ankreuzen. Zur Wahl stehen «Dialekt/Platt/Mundart», «regional gefärbte Alltagssprache/Umgangssprache» oder «Hochdeutsch» – nicht gemäss den Regeln definiert, sondern als «die Sprechweise, die im ganzen Bundesgebiet verstanden wird und die von den Nachrichtensprechern und -sprecherinnen im überregionalen Fernsehen und Radio gesprochen wird. Sie enthält keine regionalen Auffälligkeiten.» Bundesgebiet – na ja.

Bisher sind gut 3000 Fragebögen eingegangen, wenige auch aus Österreich (124) und der Schweiz (55). Das Marburger Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas hat erste [Resultate](#) veröffentlicht. So zeigen farbige Punkte auf einer Landkarte, mit welchem Pronomen «das Geld, ... ich verdiene» versehen wird. Und siehe da: Im deutschen Bundesgebiet südlich des Mains taucht «wo» sogar bei Leuten auf, die Hochdeutsch als vertrauteste Sprechweise angeben. Häufiger und mit etwas mehr «wo» wird regionale Alltagssprache angegeben; seltener Dialekt, dafür im Südwesten meist mit «wo». Je weiter man aber vom Main nach Norden vorstösst, desto stärker wird die Hochdeutsch-Fraktion, auch wenn sie nicht selten sagt: «das Geld, was ich verdiene» – was auch dort kein Nachrichtensprecher sagen sollte.



Bei den Schweizer Antworten ist fast immer Dialekt als vertrauteste Sprechweise angegeben. Und bei der Frage nach «Geld, ...» stehen lauter rote «Wo-Punkte», je für eine oder mehrere Antworten aus der Gegend. Nur in Zürich ist ein halber Punkt gelb – für «Gäld, das ich verdiene». So etwas hört man ja dort heutzutage tatsächlich. Selten beziehen sich Schweizer Antworten auf regionale Alltagssprache, also «die Sprechweise, die für eine Region typisch ist und eine regionale Färbung aufweist, aber von Aussenstehenden in der Regel verstanden werden kann». Ihre Vielfalt zu erforschen, ist das Ziel des Projekts.

Für die Schweiz ist das mit der Online-Umfrage nicht gut möglich, denn die Sprechweise, auf welche die Definition «regional» am ehesten zutrifft, ist Schweizer Hochdeutsch. Das aber ist kaum jemandes Alltagssprache; zudem entspricht es in gepflegter Form auch der Hochdeutsch-Umschreibung der Umfrage, ebenso der Schulgrammatik, nur nicht in bühnendeutscher Lautung. Das Forschungsobjekt Regionalsprache ist in einem Kontinuum zwischen Dialekt und Standardsprache angesiedelt, das es im Schweizer Alltag kaum gibt. Im österreichischen schon, und so ist dort Regionalsprache der vorherrschende Antwortmodus – vielleicht auch nur, weil vielen das Selbstvertrauen fehlt, österreichisches Hochdeutsch als solches zu bezeichnen.

Wer an der Befragung teilnehmen will, kann mittlerweile drei Durchgänge mit unterschiedlichen Fragen absolvieren; zwei weitere Fragebögen sollen noch folgen. Man leistet damit nicht nur einen Beitrag zur Wissenschaft, sondern erfährt auch selber allerhand. Unter den vorgegebenen Antworten der dritten Staffel beispielsweise steht (neben Platz für eigene Varianten) auch «wir duzen sich hier». In welcher Gegend nicht nur «wir duzen uns hier» gebräuchlich ist, wird zu sehen sein, wenn dereinst alle Resultate aufgeschaltet sind. Bereits jetzt ist verzeichnet, wo sich «das Geld, wo ...» noch überbieten lässt: Im östlichen Bayern gibt es auch «das Geld, das wo ich verdiene».

260: «Der Bund», 27. 12. 2019

## War das Jahrzehnt dekadent, weil «Dekade»?

An Silvester wird nicht nur ein Jahr ausgeläutet, sondern ein Jahrzehnt – die Zehnerjahre sind dann vorbei. Rechenkünstler wurmt es, dass die so eingeteilten Jahrzehnte nicht in die Jahrhunderte passen. Die Nullerjahre begannen mit dem Jahr 2000, das noch ins 20. Jahrhundert gehörte: Erst an seinem Ende waren 20-mal 100 Jahre unserer Zeitrechnung vergangen. Die hatte nicht mit einem Jahr 0 angefangen, sondern mit dem – nachträglich (und falsch) berechneten – Jahr 1 nach Christi Geburt.

Die Zehnerjahre also verdächtige ich im Titel der Dekadenz, meine damit aber nicht eine allgemeine, obwohl Kulturpessimisten ausgiebig aufzählen könnten, was alles «verfallend» ist. In dieser Bedeutung ist das Wort «dekadent» aus mittelalterlichem Latein via Französisch zu uns gekommen, nachzulesen im Internet bei der deutschen Universität Vechta in der Rubrik [«Jahr der Wörter»](#). Mit der Dekade hat das gar nichts zu tun, obwohl Google meint, lateinisch «decadere» bedeute «Jahrzehnte». Die verdanken ihr modisches Fremdwort in Wirklichkeit dem griechischen «deka» für zehn.

Das Wort «Dekade» hat in den Zehnerjahren einen markanten Aufschwung genommen, wie die Pressedatenbank SMD belegt: Diese verzeichnete für 2010 erstmals über 1000 Artikel mit «Dekade», fürs ablaufende Jahr mit einem Endspurt erstmals über 2000. Die Zuwachsrate liegt deutlich über jener der jährlich erfassten Texte, doch reicht «Dekade» noch längst nicht an «Jahrzehnt» heran (55 000). Das Wort als Beleg für sprachliche Dekadenz zu nehmen, ist also stark übertrieben. So stark wie Wilhelm Grimms Klage: «Alle Tore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise hereinzulassen. Das Korn unserer edlen Sprache liegt in Spreu und Wust.» ([Bericht](#) über das deutsche Wörterbuch, 1846). Dabei ging es u. a. um «Dezennium», also die lateinische Entsprechung von «Dekade». Zu Grimms Trost: Dieses

Wort ist in der SMD unter die Hundertermarke gefallen – in den Nullerjahren, in denen das 21. Jahrhundert begann.

Wilhelm, der jüngere Bruder Jacob Grimms, störte sich nicht an sämtlichen Fremdwörtern; für seine [Sprachwissenschaft](#) fand er manche sogar unentbehrlich, denn: «Kann jemand bei ‹Befehl› an den grammatischen Imperativ denken, bei ‹Einzahl› an den Singularis, bei ‹Mittelwort› an das Partizipium, bei ‹Geschlechtswort› an Artikel? Ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen ist, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden? Einem Humorist wird es nicht in den Sinn kommen, sich zu übersetzen.» Letzterer ist inzwischen im Deutschen so heimisch geworden, dass der Wemfall «einem Humoristen» lautet – nicht nur nach Ansicht des Pedanten. Die Endung wegzulassen, ist hier dekadent.

Was Grimm auf die Palme trieb, war die wichtigtueriesche Häufung von Fremdwörtern, die er unnötig fand: «Da liest man von ‹Amplifikationen, Kollektionen, Konstruktionen, Publikationen und Manipulationen›, da ist die Rede von ‹Divergenz, Retizienz, Omnipotenz, Kohärenz, Tendenz und Tendenzprozessen›, von ‹Lokalisierung›, von ‹nobler Natur› und ‹prolifiquer Behandlung›, von ‹sozialen Konglomeraten› oder von ‹futilem Raisonnement›.» Vor allem die Dosis machte das Gift; kam es damals aus dem Französischen, ist heute das Englische die Hauptquelle.

Auch das Wort «Dekade» dürfte seinen Aufschwung dem Englischen verdanken. Die Niederländer machen es anders; für sie ist «decennium» das übliche Wort, und sie verwenden es unbekümmert auch im Englischen, wo es rar ist. Im Deutschen aber bietet laut Grimm «die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort», eben «Jahrzehnt». Nicht ohne «Dekaden» kommt indessen die Astrologie aus, denn damit unterteilt sie die Monate in Zehntagesperioden. Und da es kein Datum 0 gibt, tut ausgerechnet sie es mathematisch korrekt: Die erste Dekade dauert vom 1. bis zum 10. Die dritte freilich ist nicht immer eine exakte.

261: «Der Bund», 10. 1. 2020

## Spoiler Alert: Hier wird Kudos nicht gelikt

Kein Chapeau für die Tamedia-Redaktion: Mit «Kudos für Viola Amherd» hat sie aus Anlass des Bundesratsfotos ein ausgefallenes Wort des Lobes verwendet, ohne erkennbaren Grund und ohne Rücksicht auf die – vermutlich zahlreichen – Leute, die das englische Wort nicht kennen. Auch die meisten Angelsachsen wissen wohl nicht, dass es sich dabei um das griechische «kydos» handelt: «Ruhm, Ehre». Sie halten es eher für einen Plural und werden darin durch einzelne Internet-Plattformen bestärkt, die das Wort anstelle von «Likes» verwenden.

Das digitale Daumenhoch hat es als Verb «likem» in den jüngsten Duden geschafft; «du likst», soll man schreiben, aber «laikst» sagen. Sonst klänge es ja wie «du leakst», also «du rinnst» oder «lässt etwas durchsickern». Im Duden fehlt «leaken» noch genauso wie «Kudos», aber es ist in der Presse weit geläufiger. Dasselbe gilt für «crashen», wenn etwas zusammenbricht oder -prallt. Oder auch nur übereinstimmt: «Manchmal crashen Fiktion und Realität», schrieb ein Blatt, weil ein im Film «ständig beischlafwilliger» Schauspieler bezichtigt wurde, er habe im Leben draussen entsprechende Übergriffe begangen.

Der Hang zu englischen Wörtern ist ausgerechnet im Feuilleton besonders ausgeprägt, wo man doch gutes Gespür für die eigene Sprache erwarten dürfte. Da stecken Topshots und ihre Bodyguards in der Rushhour fest. Da erleben Biopics ein Revival, und seien sie nur reloaded. Da muss Aschenbrödel Cinderella sein. Wer einen Pageturner schreiben oder einen Blockbuster drehen will, muss aus einem grossen Storypool einen Plot voller Cliffhanger pullen. Zugegeben, ich habe gemischt und verdichtet, aber mit echten Zutaten aus Zeitungstexten.

Manchmal ist es einfach Fachsprache, die da einem allgemeinen Publikum zugemutet wird. «Biopic» ist griffiger als «biografischer Film», und allmählich versteht man es auch. Bodyguards treten

auch schon im wirklichen Leben auf, sind aber kaum beeindruckender als Leibwächter – erst recht nicht, wenn sie im Stossverkehr feststecken. Wenigstens hat man schon die englischen Wörter verstanden und kann sie als Nachplappern oder Wichtigtuerei abtun. Gefahr droht, wenn das Fachsimpeln ausartet. Steht etwa in einer Besprechung «Spoiler Alert», dann muss man sofort begreifen: Weiterlesen verdirbt die Spannung und der Kinobesuch ist vermiest. Oder das besprochene Buch ist kein Page-turner mehr, der zum pausenlosen Weiterlesen nötigt.

Was der Kulturteil kann, kann der Wirtschaftsteil schon lang. Er wird ja von Managern, Marketing- und PR-Leuten ausgiebig mit imageförderndem Input versehen, auf dass all die CEOs, COOs, CFOs ihre Performance ins Spotlight rücken können. Die Chief Officers, international und erst noch geschlechtsneutral tituliert, lassen ihre Corporate Guidelines gern zum Copy-paste verbreiten. Da fördert einer die Awareness seiner Human Resources, wenn die Belegschaft gefälligst bei der Sache sein soll. Dort beteuert eine ihr Commitment zum Benefit nicht nur der Shareholder, sondern aller Stakeholder: Auch den betroffenen Nicht-Aktionären soll das Tun der Firma frommen.

Selbst Non-Profit-Organisationen, also ohne Gewinnabsicht tätige, eignen sich gern Geschäftsgebaren an und das entsprechende Vokabular dazu. Sie müssen ihre Agenda so implementieren, dass sie einen Return on Investment vorweisen können. Nur so können sie mit Fundraising bei den Donors mehr Geld lockermachen. Denen winken bei genügender Einlage allerhand Incentives statt bloss die unverlangt zugeschickten Goodies. Da gibt es abgestufte Sponsorenkategorien mit klingenden Namen und standesgemässen Einladungen. Ob man den jährlichen, eher wie ein Recall vom Zahnarzt anmutenden Telefonanruf schon dazu rechnen darf, ist eher fraglich. Und daher kann es einem passieren – ist es mir passiert, dass die freundliche Dame vom Hilfswerk ein «Upgrade» der Zuwendungen vorschlägt.

262: «Der Bund», 24. 1. 2020

## Hier ist «mit Hilfe» imfall besser als «mithilfe»

Geld sei «mithilfe des Fahrers des Geldtransporters gestohlen» worden, lese ich in der Zeitung. Zwar ist seit der Reform von 1996 die Schreibweise «mithilfe» gleichermassen korrekt wie «mit Hilfe», und erst noch vom Duden empfohlen. Und doch tut mir der Fahrer leid, denn nach meinem Sprachempfinden macht ihn die Präposition «mithilfe» zum blossen Objekt, wie den Sprengstoff, mithilfe dessen der Transporter (ohne Fahrer drin) geknackt wurde. Der Chauffeur aber hat sein Mittun gestanden; er war also Komplize, nicht willenloses Werkzeug.

Deshalb ziehe ich in diesem Fall die Schreibweise «mit Hilfe des Fahrers» vor. Fürs amtliche Regelwerk ist diese Unterscheidung offenbar zu subtil, aber immerhin lässt es beide Schreibweisen zu. Der Duden gibt indirekt einen Wink, wie man den Unterschied bemerken kann: Unter «Hilfe» steht das Beispiel «der Mechaniker, mithilfe dessen (*oder* mit Hilfe dessen *oder* mit dessen Hilfe) sie ihr Auto reparierte»; Geschlechterrollen vom Duden verteilt. Als Faustregel schlage ich vor, dass immer dort, wo sich «mit dessen/deren Hilfe» anbietet, eine aktive Hilfe gemeint ist. Dann ist die Schreibweise «mithilfe» zwar korrekt, aber unangemessen. Wo sie Personen zu Instrumenten macht, könnte die Präposition «mithilfe» im «Wörterbuch des Unmenschen» stehen, nur datiert das von 1957, also lange vor 1996.

Dass Wörter verschmelzen, hier «mit Hilfe», ist ein bekannter Mechanismus der Sprachentwicklung. Eher ungewöhnlich ist, dass eine amtliche Rechtschreibreform so ein neues Wort recht eigentlich erschafft. Gemäss dem Digitalen Wörterbuch dwds.de kam «mithilfe» vor 1996 praktisch nicht vor. Etwas älter ist das – damals «legalisierte» – Adverb «infrage», das aber nur zusammen mit «kommen, stehen, stellen» auftritt. Vorne im Duden steht dazu: «Man schreibt ein [verblasstes] Substantiv mit einer Präposition zusammen, wenn die Fügung zu einer neuen Prä-

position oder einem Adverb geworden ist. In vielen Fällen kann die Fügung auch als Wortgruppe angesehen und getrennt geschrieben werden». Die Empfehlung für «mithilfe» begründet der Duden so: «Bei Fügungen dieser Art empfehlen wir jeweils die zusammengeschriebene Variante, da (nur zusammenschreibende) Fälle wie ‹beiseite›, ‹inmitten› oder ‹zuliebe› eine gewisse Tendenz zur Einwortschreibung erkennen lassen.»

Eine neuere Wortschöpfung dieser Art leistet das Schweizerdeutsche. Getrennt geschrieben, steht die Redewendung «im Fall» seit 1995 im Wikipedia-Wörterbuch [Wiktionary](#), mit der Erklärung: «*schweizerisch*: nur dass du es weisst; nebenbei bemerkt»; ähnlich im «Variantenwörterbuch des Deutschen» (2004; 2016 qualifiziert als «Grenzfall des Standards»). Google findet die erste Zusammenschreibung 2003 in einem Forum für Drogenfragen: «das würde ich imfall auch als hängengeblieben anschauen.»

In Diskussionen im Internet wird oft mundartlich geschrieben, auch zusammen, wenn man's so sagt. Zusammengeschrieben taucht «imfall» ab 2004 in Presseartikeln auf, zunächst mundartlich, dann in persönlich gehaltenen Texten zunehmend auch ins Hochdeutsche eingefügt. 2016 hat «imfall» im Wiktionary einen [eigenen Eintrag](#) bekommen, leider mit der abschätzigen Erstdefinition «unverfroren selbstgerechte Art, ein angebrachtes Argument zu betonen», zitiert aus [watson.ch](#).

Für mich bedeutet die Bekräftigung «imfall» so etwa «ich sage es für den Fall, dass du daran zweifelst (oder es noch nicht weisst)». Auch versöhnlich, beschwichtigend kann es sein: «Das war imfall nicht böse gemeint.» Derart vielschichtig mit neuer Bedeutung aufgeladen, ist «imfall» eine echte Wortschöpfung, keine bloße Zusammenschreibung. Es wäre als Helvetismus nachgerade Duden-würdig, jedenfalls für den Spezialband «Schweizerhochdeutsch». Aber vielleicht wollen wir Deutschschweizer «imfall» gar nicht exportieren, weil: «Das wämmmer imfall für eus bhalte.»

263: «Der Bund», 7. 2. 2020

## So redet man heute mit Engelszungen

In der Bibel ist mit «Engelszungen» noch wirklich die Sprache der Engel gemeint (und selbst die klänge hohl ohne Liebe, 1. Korintherbrief). Auch «englisch» kann sich auf Engel beziehen: Der «Englische Gruss» ist jener des Erzengels Gabriel an Maria, festgehalten im «Ave Maria» und in Strassennamen zu Luzern und zu Brig-Glis. Aber wenn heute Engelszungen erklingen, sind es viel häufiger angelsächsische. Das germanische Volk der Angeln, dem die englische Sprache ihren Namen verdankt, ist nicht nach Engeln benannt, sondern wahrscheinlich nach einem Herkunftsgebiet, in dem etwas eng war (Bucht oder Tal, vermutet laut Wikipedia die Forschung).

Alles andere als eng ist heutzutage der Gebrauch englischer Wörter im Deutschen; wenn etwa Manager (für Human Resources oder Public Relations) sie ausgiebig einflechten, mit oder ohne Menschenliebe, wirken sie wie «ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle». Man ist dann durch den englischen Klang wenigstens sogleich vor der Imponiersprache gewarnt. Nicht selten aber kommt Englisch in Wörtern daher, die mit anderer Bedeutung schon vor dem aktuellen Import im Deutschen heimisch waren. Die neue Lesart ist oft befremdlich oder gar irreführend. Soll man einen Brand nun löschen oder als Marke goutieren?

«Das Personal würde locker ausreichen, um dem Bürger einen dezenten Dienst anzubieten.» Das stand in einem Bericht über öffentlichen Verkehr. Gemeint war kaum, das Personal solle diskret und taktvoll dienen; vielmehr wäre man schon mit einem ordentlichen Service zufrieden, auf englisch «decent». Das lateinische «decens» (geziemend) erlebt hier unterschiedliche Deutungen. Nebenbei: «Service» braucht man nicht englisch auszusprechen, französisch hat hierzulande die längere Tradition – eine so lange, dass der Akzent auf die erste Silbe gerutscht ist. Was würde aus dem Service public, spräche man auch «public» englisch



aus? Na ja, Dienst (am) Publikum, passt doch. Immer noch besser, als wenn das fernsehende Publikum, wie in einem Radiobericht aus Australien, «TV-Audienz» genannt wird. Dem schon lange zu dieser «audience» gehörenden Korrespondenten sei's verziehen. Immerhin hat er sein Publikum nicht «adressiert», wie anstelle von «angeredet» oder «angegangen» gesagt wird, und das gar nicht mehr so selten. Noch besser getarnt ist das englische Original, wenn aus einem gewöhnlichen Hydranten plötzlich ein «Feuerhydrant» wird.

Taucht eine englische Redensart in Form deutscher Wörter auf, so bemerkt das nur, wer das Original kennt. Alle Beispiele stammen aus Medienberichten und sind keine Einzelfälle. «Ich schätze, Autofahrer mit getönten Scheiben bohren sich viel aggressiver in der Nase als der Rest von uns.» Das habe Bill Murray gesagt – mag sein, aber eben auf Englisch. Und da ist «the rest of us» der gängige Ausdruck für «wir andern». Ebenso gängig ist die Rückfrage «Bill who?», wenn man den Schauspieler noch nicht kennt. «Was für ein Bill?» wäre auf Deutsch die gewöhnliche Form, aber das neuere und erstaunte «Bill wer?» passt besser, wenn es um einen plötzlich prominenten Nobody geht.

Wo es noch keine gleichbedeutende deutsche Redensart gibt, kann man ja die Übersetzung als Bereicherung empfinden. Ein «netter Versuch» (nice try) ist es zum Beispiel, wenn jemand erfolglos versucht, mit einer Fangfrage an eine Information heranzukommen. Englisch inspiriert war auch die Voraussage eines deutschsprachigen Brüsseler Diplomaten, die EU werde «die Schweiz nicht vom Haken lassen». Die Redewendung «off the hook» betraf ursprünglich einen Fisch, der dem angelsächsischen Angler entwischte. Heute kann es alles Mögliche sein, das «schlüüft». Die Schweiz ist also gegenüber der EU noch nicht «aus dem Schneider», aber diese rätselhafte Redewendung ist weniger anschaulich als «(weg) vom Haken». Vielleicht droht unserem Land sogar der (englisch bildliche) «perfekte Sturm».

264: «Der Bund», 21. 2. 2020

## Vor der nächsten Vorlage «Antirassismus plus»

Der strafrechtliche Schutz vor Aufrufen «zu Hass oder zu Diskriminierung» gilt nach dem Volksentscheid nun auch dann, wenn eine Person oder eine Gruppe wegen ihrer «sexuellen Orientierung» zum Ziel gemacht wird – wie schon bisher, wenn es wegen «ihrer Rasse, Ethnie oder Religion» geschieht. So weit, so gut, aber auch weiterhin so problematisch wegen des selektiven Schutzes und wegen der Sprachvergehen, denen er gilt. Für den nicht unwahrscheinlichen Fall, dass weitere bedrängte Menschengruppen nach gleichem Schutz rufen, drängen sich einige Überlegungen sprachlicher Art auf.

Denn beim Artikel 261<sup>bis</sup> des Strafgesetzbuchs, über den abgestimmt wurde, geht es auch darum, «was man sagen darf». Die Behauptung des Referendumskomitees, mit diesem «Zensurgesetz» werde «die Meinungsfreiheit bedroht», war zwar weit überrissen, wies aber auf die Grundproblematik hin. Umso wichtiger wären sprachlich klare Formulierungen im Gesetz – und diesem Anspruch genügen hier nicht alle Sätze. Bei der Aufzählung der geschützten Gruppen ist schon «Rasse» ein Begriff, dessen Anwendung auf Menschen unheilvoll ist und «wissenschaftlich nicht mehr haltbar», wie Wikipedia zu Recht schreibt. «Rasse» taugt nur zu Hass und Diskriminierung – oder notfalls zum Schutz davor und zur Wiedergutmachung dafür.

«Ethnie» ist insofern weniger problematisch, als sich Völkerschaften gern selber als solche definieren; ob jemand dazu gehört, ist aber auch nicht immer eindeutig. Selbst «Religion» ist nur bei staatlich anerkannten Gemeinschaften eine rechts-taugliche Kategorie, bei manchen anderen ebenfalls unbestritten, aber nicht bei allen, die «religiös» auftreten. Noch am klarsten ist das neue Kriterium «sexuelle Orientierung» umrissen; gemäss «Bundesbüchlein» zur Abstimmung geht es ums Hingezogen-fühlen, aber «nicht gemeint sind die Geschlechtsidentität oder

sexuelle Vorlieben und Praktiken». Der Schutz etwa von Trans- oder Intersexuellen wurde im Parlament abgelehnt – er könnte also in einer späteren Abstimmung drankommen.

Einfacher wäre es gewesen, man hätte sich von Anfang an am Artikel 8 der Bundesverfassung orientiert, Absatz 2: «Niemand darf diskriminiert werden, namentlich nicht wegen der Herkunft, der Rasse, des Geschlechts, des Alters, der Sprache, der sozialen Stellung, der Lebensform, der religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung oder wegen einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung.» Mit «namentlich» ist auch gleich gesagt, dass die Aufzählung nicht abschliessend ist: Diskriminierung ist nicht automatisch erlaubt, wenn sie wegen einer in der Verfassung nicht aufgezählten Eigenschaft erfolgt.

Im Strafgesetz werden mit Artikel 261<sup>bis</sup> bestimmte Akte der Diskriminierung strafbar, seien es Akte mit Worten oder mit Taten. Dass der Schutz nur für Angehörige bestimmter Gruppen gilt, wird meistens damit begründet, diese fielen auch besonders oft anderen Straftaten zum Opfer; den Boden dafür bereite eben die Diskriminierung. Soll man andere Gruppen erst davor schützen, wenn sie ebenfalls das Ziel von Gewalttätern werden?

Statt die Aufzählung zu erweitern, bis sie (mindestens) jener in der Verfassung entspricht, könnte man auch ganz darauf verzichten und die Strafnorm so beginnen lassen: «Wer öffentlich gegen eine oder mehrere Personen wegen einer angeblichen oder tatsächlichen Gruppenzugehörigkeit oder -eigenschaft zu Hass oder zu Diskriminierung aufruft ...» Die weiteren Absätze wären entsprechend zu formulieren, und nebenbei wäre so auch eine Unklarheit bei der Leugnung von Völkermord beseitigt – nämlich ob sie nur strafbar sei, wenn zwecks Diskriminierung begangen (vgl. «Sprachlupe» [236](#)). Gewiss, auch die hier vorgeschlagene Formulierung gäbe den Gerichten zu beissen, vielleicht sogar mehr als die geltende – aber sie würde nicht mehr zwischen aufgezählten und anderen Opfergruppen diskriminieren.

265: «Der Bund», 28. 2. 2020

## «Kein Grund zur Panik» – oder zu angemessener

«Es gibt nach wie vor keinen Grund zur Panik.» Diese Einschätzung veröffentlichte das österreichische Gesundheitsministerium am 22. Februar «nach dem Ausbruch des Coronavirus in Norditalien». Seither stellt sich die bange Frage, wie weit das Virus um sich greifen muss, bis es eben einen Grund zur Panik bedeutet. Zwar gibt es da viel wichtigere Probleme als die sprachlichen, aber «kein Grund zur Panik» ist auch ohne Virengefahr eine Redewendung, die es in sich hat.

Wer sie verwendet, will beruhigen, malt aber zugleich den Teufel an die Wand. Ohne «kein» kommt «Grund zur Panik» kaum je vor, aber irgendwo, irgendwann muss es ihn ja geben – sonst müsste man nicht beteuern, gerade hier und jetzt sei das keineswegs der Fall. Bricht irgendwo tatsächlich eine Panik aus, so kennt man in der Regel zumindest hinterher den Grund – also den Auslöser der «übermächtigen Angst, die das Denken lähmt und zu kopflosen Reaktionen führt» («Panik» gemäss [duden.de](http://duden.de)).

Einen Grund im Sinn von Begründung aber sucht niemand, bevor er in Panik ausbricht. Doch gerade zu besonnenem Abwägen ruft auf, wer einer Gefahrenlage abspricht, «Grund zur Panik» zu sein. Das Umgekehrte ist schwer vorstellbar: dass jemand unter Nennung des Grundes zur Panik aufruft. Der Schrei «Feuer» in einer Menschenmenge kann zwar wie so ein Aufruf wirken; er ist aber selber schon ein Symptom der Panik. Keine Behörde indes wird – eben etwa bei einer Seuche – der Bevölkerung mitteilen, jetzt sei Panik angebracht, weil wohlbegründet.

«Kein Grund zur Panik» ist also, beim Wort genommen, keine besonders geeignete Beschwichtigungsformel. Die Redensart ist aber so gut etabliert, dass sie richtig verstanden wird: als Aufruf, Ruhe zu bewahren. Wer dem Absender vertraut, wird sich überzeugen lassen, und wer ihm misstraut, wird beunruhigt bleiben – dies aber wegen der drohenden Gefahr, nicht wegen der dubio-

sen Formulierung. Übrigens ist auch «drohende Gefahr» ein seltsamer Ausdruck: Was droht, ist Unheil – und just darin besteht die Gefahr. Die ist schon da, sie droht nicht nur.

Bei Redewendungen ist es oft so, dass man sie nicht auf die Goldwaage legen darf. Ein «weltbewegendes Ereignis» hat – wenn kein Asteroid einschlägt – keinen Einfluss auf die astronomische Bahn des Planeten, sondern nur auf viele, die ihn bewohnen. Werden «im schwimmenden Fett» Kartoffelschnitze gebraten, so schwimmen sie und nicht das Fett (vgl. aber Nr. [235](#)). Dass die «stehende Ovation» nicht selber steht, versteht sich von selbst.

Dass es aber doch «Grund zur Panik» geben kann, habe ich neulich aus einer Buchbesprechung erfahren. Es ging um Antje Joels «Prügel: Eine ganz gewöhnliche Geschichte häuslicher Gewalt». Darin steht: «Während einer akuten Attacke *wusste* ich, wie gefährlich P. war. Ich war in einer angemessenen Panik. Oft in Todesangst. Ich reagierte entsprechend. Ich rief die Polizei. Ich floh zu meinen Eltern. Ich vertraute mich Kolleginnen an, ich saß zweimal mit meinen Verletzungen Ärzten gegenüber. Mit der physischen und zeitlichen Distanz schwanden meine Panik und mein Bewusstsein für die Gefahr, in der ich mich befand.» Mit dem Resultat, dass die Misshandelte «ja doch immer wieder zu ihm zurückging» und beim nächsten Mal mit ihren Klagen nicht mehr ernst genommen wurde.

«Angemessene Panik» – darauf muss man erst einmal kommen. In «Prügel» sieht sie so aus, dass höchste Angst gar keine schlechte Ratgeberin ist: fliehen und Schutz suchen. Dagegen bringt gerade das Abklingen der Panik die Ich-Erzählerin erneut in Gefahr. Allerdings ist ihre «angemessene» Panik keine solche im vollen Wortsinn, denn ihre Fluchten und Hilferufe sind keine «kopflose Reaktion». Und so könnte es denn sein, dass das Coronavirus eben doch Grund zur Panik bietet: zur angemessenen Panik mit Reaktionen, die keinesfalls kopflos sind, aber so drastisch, dass man im Normalzustand nicht dazu bereit wäre.

266: «Der Bund», 20. 3. 2020

## Gilt es ernst, muss ein Ruck durchs Land

«Jetzt muss ein Ruck durch unser Land gehen!» So verdichtete Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga am Montag die Ausrufung der «ausserordentlichen Lage» wegen des Coronavirus. Die Forderung nach einem Ruck durchs Land ist sprichwörtlich geworden, seit sie der deutsche Bundespräsident Roman Herzog 1997 erhob, schon damals mit fernöstlichem Anstoss, wenn auch ganz anderer Art: «Ich komme gerade aus Asien zurück. In vielen Ländern dort herrscht eine unglaubliche Dynamik.» Dagegen sehe er im eigenen Land «ganz überwiegend Mutlosigkeit», ergo: «Durch Deutschland muss ein Ruck gehen».

Zuvor waren, so weit das Internet zurückreicht, Rucke vor allem durch Sportmannschaften gegangen. Aus der deutschen Politik ist immerhin schon von 1988 überliefert, dass der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl in Hessen so einen Ruck wahrnahm: Der sei nach einem Wahlsieg seiner CDU durch dieses Bundesland gegangen. Aber es dauerte noch ein Jahrzehnt, bis der Ruck in aller Munde war. Dann jedoch auch rückblickend: Das Buch [«Baby-boomer: Die Generation der Vielen»](#) erinnerte 2014 an einen Fitness-Ruck von 1975, beflügelt durch die Teilnahme des damaligen Bundespräsidenten Walter Scheel an einem Volkslauf.

Auch die Schweiz wurde zum Land des Rucks, jedenfalls im Geschichtsbild, das Bundesrat Ueli Maurer 2011 in einer Rede vorlegte: «Dank dem Ruck, der damals durch das Volk ging, blieb die Schweiz ein unabhängiges, freies Land – auch in der schwierigen Zeit der 30er-Jahre und des Zweiten Weltkrieges. Wenn ich landauf, landab mit den Leuten spreche, habe ich den Eindruck, dass heute ein ähnlicher Ruck durch unser Land geht: Die Schweizer wollen unabhängig bleiben.» Der Vergleich rückte, ob mit oder ohne Absicht, die europäische Einigung als Gefahr in eine Parallele zum Nationalsozialismus. Sommarugas Ruf nach einem Ruck kommt ohne historische Vergleiche aus; es geht auch nicht um

eine politische Aufwallung im engeren Sinn. Es geht vielmehr darum, dass sich alle persönlich einen Ruck geben – den Ruck, die Gefahr des Virus für die Gesellschaft so ernst zu nehmen, dass man sein eigenes Verhalten danach richtet, auch wenn man sich selber wenig gefährdet fühlt. Die Massnahmen, mit denen der Bundesrat diesem Ruck nachhilft, rufen in der Presse doch nach historischer Einstufung, als «grösste Einschnitte seit dem Zweiten Weltkrieg» und ähnlich.

Geht er nicht gerade durchs Land oder gibt man ihn sich nicht selber, so hat der Ruck keinen guten Ruf – auch weil er so schön zum Klischee-Deutschen passt: «Nee, da sollten Sie mal bei uns draussen sehn. (...) Bei uns geht alles ruck zuck zack zack!» Die Belehrung, die das Cabaret Rotstift 1970 einem am Skilift Wartenden in den Mund legte, ist zum geflügelten Wort geworden.

Auch «hau ruck» steht heute eher unvorteilhaft für einen zackigen Vorgang, dabei war es ursprünglich ein gemeinschaftlicher, «(im Rhythmus sich wiederholender) Ruf, der gleichzeitige Bewegungen beim Heben oder Schieben einer schweren Last bewirken soll» (dwds.de). «Das Hauruck» aber kann laut Online-Duden «überstürzt und gewaltsam» sein. Als Zusammensetzungen nennen die zitierten Wörterbücher Hauruckfussball («ohne Technik und Eleganz») und Hauruckverfahren («ohne die gebotene Sorgfalt und ohne besondere Rücksichtnahme auf andere»).

In der Schweiz redet man bei solchem Vorgehen oft von einer Hauruckübung. In Deutschland und Österreich findet Google dieses Wort nicht; es ist ein Helvetismus im Hochdeutschen, nur in den einschlägigen Wörterbüchern noch nicht verzeichnet. Seinen Ursprung könnte es – eine unbelegte Vermutung – in der Milizarmee haben. Jetzt aber wirft niemand, so weit ich sehe, dem Bundesrat vor, mit einer Hauruckübung gegen das Virus anzugehen. Eher ist bei jedem Schritt zu hören, so gross hätte schon der vorangegangene ausfallen müssen. Nur hätte das womöglich keinen Ruck, sondern mehr Murren als Mitmachen ausgelöst.

267: «Der Bund», 3. 4. 2020

## In die Mundart eingewandert

Wer in die Deutschschweiz einwandert, wandert auch in mindestens einen Dialekt ein und kann ein Liedchen davon singen, was für Irrungen und Wirrungen das mit sich bringt. Singen geht sogar besonders gut, wie eine aus Norddeutschland stammende Physiotherapeutin einer Schülerin des Berner Gymnasiums Kirchenfeld erzählt: «Das Singen auf Schweizerdeutsch fiel mir schon immer leichter als das Sprechen. Wenn sich Sprache und Musik verbinden, fallen Dinge wie die perfekte Aussprache nicht mehr ins Gewicht. Manchmal würde ich mir schon wünschen, Mundart reden zu können. Aber die allermeisten Leute stört es nicht, wenn ich mit ihnen Hochdeutsch spreche.»

Das Gespräch über Sprache gehört zum Schulprojekt «Selbst organisiertes Lernen», bei dem u. a. Reportagen erarbeitet werden. Einige davon sind im [Februarheft](#) der Zeitschrift «Sprachspiegel» abgedruckt, weitere hat mir die liebenswürdige Klasse via Lehrer zur Verfügung gestellt. Es geht dabei nicht nur um Eingewanderte; hier greife ich diesen Aspekt heraus.

Dialekt wenigstens zu verstehen, ist für die Physiotherapeutin bei der Arbeit wichtig: «Für Personen, die sich im Hochdeutschen nicht wohlfühlen, ist das oft sehr erleichternd.» Beim Lernen halfen ihr Kollegen, indem sie genau deshalb fast von Anfang an Mundart mit ihr redeten. Bei solchen «zweisprachigen» Unterhaltungen ist es geblieben. Manchen Deutschschweizern ist das ohnehin lieber, als selber Hochdeutsch zu reden: «Ich spreche es nicht sonderlich gerne, da ich es nicht so gut kann. Wegen meines ausgeprägten Schweizer Akzents fühle ich mich eher gehemmt und etwas unwohl», bekennt eine Arbeitskollegin.

Zwei aus Osteuropa stammende Frauen «ärgern sich darüber, dass Deutschschweizer im Gespräch mit ihnen oft auf Hochdeutsch wechseln», heisst es in einer anderen Reportage. Gut gemeint ist hier nicht gut: «Man soll Schweizerdeutsch mit mir



reden, damit ich auch etwas lerne!», sagt eine 50-Jährige, die mit 19 in die Schweiz gekommen ist. Sie «arbeitet als Krankenschwester und spricht an ihrem Arbeitsplatz fast nur Berndeutsch»; damit fühlt sie sich am wohlsten, da es «im Vergleich zum Hochdeutschen weniger streng geregelt ist. Genau wegen diesem Grund ist es einfacher für ältere Menschen, Schweizerdeutsch zu lernen anstatt Hochdeutsch.»

Eine Mitschülerin der Reporterin ist als 13-Jährige ins Land gekommen – also in einem Alter, das in der Regel gerade noch erlaubt, die Sprache der neuen Umgebung akzentfrei zu lernen. Sie lernte aber zunächst in Kursen Hochdeutsch. Dank den Pausengesprächen versteht sie inzwischen auch Berndeutsch, lacht aber «laut heraus» bei der Frage, ob sie sich vorstellen könne, eines Tage selber Mundart zu reden. Immerhin hofft sie, bald den Mut aufzubringen, es zu tun, schliesslich sei Berndeutsch «chilliger».

Auch eine Familie aus Lateinamerika setzte nach der Ankunft, um bald auf eigenen Füßen zu stehen, auf Hochdeutsch, und so musste eine Zwölfjährige «jeden Tag diese neue Sprache diszipliniert auswendig lernen». Heute spricht die 50-Jährige problemlos Hochdeutsch. Das Schweizerdeutsche versteht [sie] zwar ohne Probleme, was ihr im Kontakt zu ihren Nichten und Neffen sehr zugute kommt. Die gesprochene Sprache ihrer neuen Heimat ist ihr jedoch bis heute fremd geblieben.»

Anders redet in dieser Reportage eine Doppelbürgerin, als Kind aus Italien gekommen: «Der regionale Dialekt ist ein so wichtiger Teil der Kultur. Um sich Teil der Gesellschaft zu fühlen, hilft es, diesen zu sprechen.» Ein Mann mit gleichem Hintergrund «gibt aber zu bedenken, dass die Bereitschaft, eine neue Heimat zu akzeptieren, auch da sein muss». Wer – auch sprachlich – heimisch werden will, dem sollten Deutschschweizer mundartlich entgegenkommen, finde ich; wer sich aber lieber auf Hochdeutsch unterhält, darf von Einheimischen auch diesen Effort erwarten.

268: «Der Bund», 17. 4. 2020

## Wie viele Worte wiegt ein Bild?

Ein Bild, so heisst es, sagt mehr als tausend Worte. Das gilt gewiss nicht für jedes Bild, und auch nicht jedes Kilowort hat gleich viel Aussagekraft. Aber es wäre schwer, mit tausend Worten so viel gegen die Geisseln der Menschheit zu sagen, wie es einige Sinnbilder der jüngeren Weltgeschichte tun: das von Napalm verbrannte Mädchen in Vietnam; der Mann, der sich in Peking einem Panzer entgegenstellt; der ans türkische Ufer gespülte Leichnam eines Flüchtlingsbuben.

Aber selbst von diesen Bildern sagt ohne Worte keines viel mehr als: Hier wird einem Menschen ungeheures Leid angetan. Erst recht rufen die Bilder aus der gegenwärtigen Corona-Pandemie nach erklärenden Worten – und die fliessen denn auch zu Aber-tausenden, mit stark unterschiedlicher Aussagekraft. Von den Bildern kommen wohl die krassesten, aus überlasteten Intensivstationen, zum Glück nicht an die Öffentlichkeit. Stark eingefahren ist mir eine an sich harmlose Aufnahme: eine Kolonne Militärlastwagen in Bergamo. Die Bildlegende sagt, sie hätten Särge in Krematorien anderer Orte gebracht.

Schon 1862 liess der russische Schriftsteller Iwan Turgenjew in «Väter und Söhne» einen Geologen sagen: «Eine Zeichnung stellt mir das mit einmal vor die Augen, was zehn Seiten Beschreibung in einem Buche erfordert.» Im Internet kursiert der Satz meist als Gleichsetzung eines Bildes mit Dutzenden Buchseiten. [Radio Bayern 2](#) zitierte 2017 eine solche Version als Vorläufer zu: «A look is worth a thousand words.» Das sagte der amerikanische Werber Frederick Barnard 1926 zu seinem Einfall, auf der Aussenseite von Tramwagen Reklamebilder anzubringen.

Über «Ein Bild sagt mehr als tausend Worte» schrieb noch im gleichen Jahr der deutsche Autor [Kurt Tucholsky](#) unter dem Pseudonym Peter Panter: «Dem fotografierten Menschen rutscht manchmal aus Versehen die Wahrheit über das Gesicht, und

wenn sie ihn gerade dabei fassen, ist es sein Pech.» Aber auch: «Weil ein Bild mehr sagt als hunderttausend Worte, so weiss jeder Propagandist die Wirkung des Tendenzbildes zu schätzen.» Denn so ein Propagandabild zeige «immer nur eine Wahrheit».

Andere Bilder zeigten dann andere Wahrheiten. «Aber um das Vollständige zu haben, tust du gut, dir deine Beschreibungen, deine Gespräche und deine Erfahrungen nicht von hunderttausend Worten illustrieren zu lassen, sondern von dem, was mehr sagt als sie: von einem Bild.» So schloss Tucholsky seinen Essay. Einen Grund für die geballte Aussagekraft von Bildern erfasste Friedrich Dürrenmatt 1975 so: «Eine der erstaunlichsten Fähigkeiten der Malerei (...) besteht darin, nicht analysieren zu müssen, sondern die Mehrdeutigkeit der Ereignisse oder der Dinge darstellen zu können.» (in: Notizen zu Hans Falk)

«Wir verstehen Komplexität eher in Bildern als in Text», ergab eine am 22.2.2020 im «Magazin» dargestellte Forschungsarbeit. Demnach blieben Präsentationen besser in Erinnerung, wenn sie neben Text auch Bilder enthielten. Den Inhalt mit andern zu diskutieren, trauten sich allerdings jene Versuchspersonen eher zu, die nur mit Text gefüttert worden waren: «Worte geben uns ein Gefühl von Sicherheit in einem Thema, das wir eigentlich gar nicht verstanden haben.» Dieses etwas boshafte Fazit ziehen die «Magazin»-Kolumnisten Krogerus und Tschäppeler. Somit hätten also Worte just jene Wirkung, die laut Tucholsky Propagandisten an Bildern so schätzen.

Noch ein Wort zur Mehrzahl: Sie lautet in aller Regel «Wörter», wenn die «kleinste selbstständige sprachliche Einheit von Lautung und Inhalt bzw. Bedeutung» gemeint ist. «Worte» aber heisst es u. a. für «etwas, was jemand als Ausdruck seiner Gedanken, Gefühle o. Ä. zusammenhängend äussert» (duden.de). Es dürfen gewiss auch, und beim Thema Pandemie bevorzuge ich das, belegbare Erkenntnisse sein. Aber Worte müssen es sein, denn Worte kann man wägen, Wörter kann man nur zählen.

269: «Der Bund», 1. 5. 2020

## Von «durchseucht» zu «durchgeseucht»

Ist die Schweiz durchseucht? Ist sie bald schon durchgeseucht? Und besteht zwischen den beiden Partizipien, mit und ohne «ge» drin, ein Unterschied? Das medizinische Wissen über das Coronavirus reicht noch nicht, um die Sachlage restlos zu klären. Aber mit sprachlicher Klarheit liesse sich vermeiden, dass zusätzliche Verwirrung stiftet, wer etwas übers Durchseuchen sagt.

Was liegt näher als ein Griff zum Duden? Der gedruckte lässt uns im Stich, aber [online](#) finden wir «durchseuchen», mit der Betonung auf «seu», der Umschreibung «ganz und gar verseuchen» und den Beispielen «das Gebiet war völlig durchseucht; (in übertragener Bedeutung:) durchseucht von Doping». Das Partizip Perfekt lautet hier allein «durchseucht», und für es ist als weitere, medizinische Bedeutung angegeben: «infiziert», z. B.: «In Deutschland sind junge Erwachsene zu 5 % mit dem Hepatitis-A-Erreger durchseucht.»

Die Schweiz ist somit zu einem gewissen, freilich kaum bestimm- baren Prozentsatz mit Sars-CoV-2 durchseucht. Noch weniger genau lässt sich sagen, ob und wann sie durchgeseucht sein wird – in dem Sinn, dass nach durchgemachter Seuche genug Leute gegen das Virus immun sind, um neue Infektionswellen aufzuhalten. Um «durchseuchen» in dieser Bedeutung zu finden, helfen die Nachfolger der Brüder Grimm. Deren Wörterbuch wird unter der Adresse [dwds.de](#) digital weitergeführt. Als Bedeutung steht zwar auch nur «ganz und gar verseuchen», aber als Beispiel aus der «Zeit»: «Nach drei Wochen war dann alles <durchgeseucht>, und dann waren alle Tiere immun.»

Steht «ge» im Partizip, so betont man es automatisch am Anfang, und diese Betonung gilt auch für die andern Formen des Verbs. Keine Mühe bereitet das bei Zusammensetzungen, die uns in zweierlei Betonung vertraut sind: Das Wetter ist heute durchgezogen, soeben ist ein Gewitter durchgezogen. Die Wörterbücher

führen solche Verben doppelt, mit unterschiedlicher Bedeutung, Betonung, Partizipbildung und Trennbarkeit: Das Gewitter zieht durch, aber eine Ungewissheit durchzieht die Prognosen.

Ein Paradebeispiel wäre «überführen»: Der Einbrecher wird seiner Tat überführt und dann ins Gefängnis übergeführt. Nur steht für die Bedeutung «an einen anderen Ort führen» schon im Duden Rechtschreibung von 1961 zwar die Betonung auf «über», aber neben dem ebenfalls am Anfang betonten Partizip «übergeführt» steht in Klammern: «häufig auch schon: überführt», also mit Betonung auf «füh». Nach aktuellem Duden wird der Täter zwar mittels Beweisen überführt, aber dann mit beliebiger Betonung und Partizipbildung ins Kittchen über(ge)führt. Heuer («Richtiges Deutsch») stuft es als «schlecht» ein, hier die Form ohne «ge» zu verwenden.

Das Coronavirus verseucht schon genug, hoffentlich lässt es das Verb «durchseuchen» unversehrt: Die Hoffnung, das Land, ja die Welt möge dereinst durchgeseucht sein, soll zumindest sprachlich erhalten bleiben. Bereits liest man da und dort «durchseucht», wenn nicht etwa der aktuelle Grad der Durchseuchung gemeint ist, sondern der künftige Zustand nach durchgemachter Seuche. Das am Anfang betonte Wort «durchseuchen» könnte allerdings eine helvetische Besonderheit sein – was kein Grund wäre, es in unserem Hochdeutsch nicht zu verwenden. Immerhin stand das entsprechende Partizip «durchgeseucht» schon 2001 in der Hamburger «Zeit», wenngleich in Anführungszeichen.

Das regionalsprachliche [Woerterbuchnetz.de](http://Woerterbuchnetz.de) verweist für «durchseuchen» einzig aufs schweizerdeutsche Idiotikon: «Man kann nichts machen, das Vieh muss einmal *dur(ch)sücht* oder *usg'sücht* sein.» Zum Grundwort *Süch* steht, es sei «uns erst durch die Schriftsprache zugekommen», denn «die echte mundartliche Form müsste *Süchi* lauten», vom althochdeutschen *siuhhi* abgeleitet. Mit «durch» angereichert, können wir das Wort der Schriftsprache zurückgeben – ein schwacher Corona-Trost.

270: «Der Bund», 15. 5. 2020

## Müssen nur Frauen Geräte selber putzen?

«Die Geräte müssen von jeder Nutzerin selber desinfiziert werden.» So gaben Tamedia-Zeitungen die neue Regel für Fitnesscenter an. Wie es sich bei männlichen Nutzern verhält, ist damit nicht gesagt; dass aber die Regel eigens mit dem Femininum aufgeführt ist, lässt vermuten, sie gelte für Männer nicht. Es sei denn, man halte die für mitgemeint – aufgrund der Theorie, bisher seien Frauen beim Maskulinum mitgemeint gewesen, also sei es gerecht, das fortan andersherum zu tun. So stand in einem Titel, bei Clariant werde eine «neue Chefin» gesucht; im Artikel liess aber nichts darauf schliessen, es müsse eine Frau sein.

Jetzt halt mit der weiblichen Form männliche Wesen mitzumeinen, ist eine Art Kindergarten-Gerechtigkeit, und sie beruht auf einer irrigen Annahme. Denn wenn in einer allgemeinen Form von «jedem Nutzer» die Rede ist, dann gilt das unbeschrieben des Geschlechts – man schaut nicht einmal hin, ob männlich, weiblich oder sonst etwas. Die natürlichen Geschlechter sind nicht die einzige Inspiration für die grammatikalischen; diese gehen wahrscheinlich stärker auf die Unterscheidung zwischen Sammel- und Einzelbegriffen zurück (die Masse, der Bestandteil).

Im Deutschen haben wir die Schwierigkeit, dass die allgemeine Form meistens mit der männlichen übereinstimmt und man aus dem Zusammenhang erkennen muss, ob nur Personen männlichen Geschlechts gemeint sind oder eben alle. Bei Regeln für Fitnesscenter darf man annehmen, Frauen seien ebenso gemeint wie Männer, auch nicht bloss «mitgemeint» (wie etwa Mitläufer nur mitlaufen, ohne mitzubestimmen, wohin). Allerdings hat das Bundesgericht 1887 verneint, «Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich» bedeute gleiche Rechte und Pflichten für beide Geschlechter; etwa punkto Wehrpflicht ist es heute noch nicht so.

Dass Männer fast immer (mit)gemeint sind, kann also auch ein Nachteil sein, und es führt zu umständlichen Formulierungen wie

«männliche Nutzer», wenn weibliche ausdrücklich ausgeschlossen werden sollen. Sollten Frauen in ansehnlicher Zahl wirklich ungerecht finden, dass es für sie eigene sprachliche Formen gibt, so müssen wir nach anderen Wegen zur Abhilfe suchen, als ihnen diese Eigenheiten wegzunehmen und etwa mit «Nutzerin» auch mal einen Mann zu meinen. Wir könnten zum Beispiel anfangen, nur noch dann «Nutzer» zu sagen, wenn wir das ohne Ansehen des Geschlechts tun, aber «Nutzerich», wenn es ein Mann sein soll. Das klingt zwar ungewohnt, ist aber eine bereits vorhandene sprachliche Form. Es gibt sie nicht nur für Tiere (wie den Gänse- rich); ein Wüterich könnte gar eine Frau sein.

Nun habe ich nicht im Sinn, aus jedem Apotheker, an dessen Männlichkeit mir liegt, einen Apothekerich zu machen und nur noch dann von Apothekern zu reden, wenn mir ihr biologisches oder soziales Geschlecht unbekannt oder egal ist. Diese Unterscheidung wäre mir aber lieber als die penetranten Doppelnennungen, und seien sie mündlich bloss angedeutet wie mit «Nutzern-n-nn'n». Sollten sich Nutzeriche neben ungeschlechtlichen Nutzern im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen, so würde ich mich wohl anschliessen. Bis dann hätte vielleicht auch jemand eine entsprechende Lösung für die Ärzte und all die andern gefunden, deren Bezeichnung nicht auf -er endet.

Selbst bei Berufsleuten, Staatsangehörigen oder Charaktertypen auf -er würde das flächendeckende Auftreten von «-erichen» nicht das Ende aller Genderdebatten bedeuten. Denn kommt ein Nutzer ohne Geschlechtsbezeichnung daher – ist er dann immer noch «einer» oder neu «eines»? Müsste etwa die Regel im Fitnesscenter lauten: «Jedes Nutzer desinfiziert das benutzte Gerät selber.»? Dieses Neutrum wäre, anders als die Kreation neuer «-eriche», ein Eingriff ins Sprachgefüge, so künstlich wie Sternchen oder andere Unbuchstaben. Die beliebigen Nutzer können gut sprachliche Maskulina bleiben; im Plural bekommen sie ja den «weiblichen» Artikel «die» – gerecht nach Kindergartenart.

271: «Der Bund», 29. 5. 2020

## Misstöne, «wenn der Sprecher nicht mitdenkt»

«Es gab vor dem Gotthardportal keinen Stau.» In dieser Radiomeldung war «vor» betont – als hätte sich der Osterverkehr stattdessen heuer hinter dem Portal gestaut. Der Lapsus des Sprechers hatte kaum etwas mit dem Corona-Stress zu tun: Wer gut hinhörte, wurde schon früher immer wieder mit seltsamen Betonungen bedient. Ich bemerke sie vor allem bei Nachrichtensendungen am Schweizer Radio, aber das liegt wohl an meinen Gewohnheiten; ich will die Radioleute nicht herauspicken.

Eine kleine Sammlung aus verschiedenen früheren Sendungen, auch am Fernsehen: «Initiative für Vaterschaftsurlaub» – nicht etwa dagegen, wie jetzt immerhin beim Sammeln für ein Referendum. «Die Behörden mahnen, das Wasser vor Gebrauch zu kochen» – sonst tut man es ja erst nachher. «Nach dem Match warf er einen Schachtdeckel» – ein rechter Hooligan erledigt das doch spätestens während des Matchs. «Unmittelbar nach seinem Tod wurde die Staatstrauer ausgerufen» – wenigstens hat man gewartet, bis der Monarch gestorben war.

Es sind aber nicht nur Präpositionen, wie in diesen Beispielen, die anscheinend zur falschen Betonung einladen. Auch das unscheinbare «und» kann sich dank erhobener Stimme wichtig machen: «Gewerkschaften und Regierung haben sich geeinigt.» Hätte nur eine der Seiten «sich geeinigt», so lohnte sich eine Meldung kaum. Und nur wenig mehr, wenn jetzt zwar jede Seite für sich einig wäre, aber nicht mit der andern. Besonders hübsch ist das betonte «und», wenn es in der obligaten Geschlechteraufzählung ertönt; für einmal ein fiktives Beispiel: «Fussgänger und Fussgängerinnen rutschten auf dem Eis aus.»

Eine Radioredaktorin, der ich meine Beobachtungen mitteilte, antwortete so: «Sie legen den Finger auf einen wunden Punkt, der nicht heilen will ... Anders gesagt: unser Sprechausbilder/Sprechtrainer macht stundenweise genau das: uns alle sensibili-



sieren, welche Marotten wir uns aneignen. Persönlich habe ich den Eindruck, dass solche Falschbetonungen zustande kommen, wenn der Sprecher nicht mitdenkt.» Wie mir eine andere Redaktorin bestätigte, ist es aber üblich, dass die Radioleute auf vorbereiteten Texten Akzente notieren.

Könnte es sein, dass auch sinnwidrige Betonungen so vorbereitet werden? Auf eine mögliche Spur führt eine besonders häufig zu hörende Falschbetonung: Da wird ein Musikstück angesagt, samt Komponist und Orchester «unter der Leitung von ...». Nun soll es ja Orchester geben, die neben oder gar entgegen den Bemühungen des Dirigenten musizieren. Aber das dürfte nicht der Grund dafür sein, «unter» hervorzuheben; die Betonung hat sich eher aus einer vorgeschalteten Atempause ergeben. Etwa so, als erklänge ein Vers aus einem klassischen Epos: «Unter dem Taktstock des kraftvoll waltenden Meisters Abbado».

Störende Betonungen hat die niederländische Zeitschrift «Onze Taal» (Unsere Sprache) ebenfalls wahrgenommen, nicht nur in den Medien, sondern auch in vorgefertigten Ansagen von Telefon- und Verkehrsdiensten. Es sind im Niederländischen zum einen Akzentverschiebungen innerhalb eines Worts, wie sie auch im Deutschen vorkommen, etwa bei «óffiziell» statt «offiziéll». Dann aber sind auch ganze Substantive betroffen, die eine unverdiente Betonung bekommen, so in einer Natursendung: «Zuerst kam das grosse Pferd zum Vorschein und erst nach ein paar Stunden endlich das kleine Pferd» – statt «das kleine Pferd».

Der niederländische Autor sinniert über den Grund für die absonderlichen Betonungen: «Ich denke an die Verflachung unseres Gesprächstons. Um nicht ganz wie ein Roboter zu klingen, muss gegen Ende doch noch ein Zwick hinein – das ist wohl der unbewusste Gedanke (dahinter).» Welche Ironie: Robotern hört man ja oft an der Stimme an, dass sie nicht verstehen, was sie da sagen – und nun sollen sich Menschen dadurch unterscheiden, dass sie es verstehen, aber falsch.

272: «Der Bund», 12. 6. 2020

## Klafft der Röstigraben mitten im Spielfeld?

Wer einen besonderen Kick sucht, wenn demnächst die Profifussballer wieder ans Werk dürfen, der kann nach dem Röstigraben auf dem Spielfeld Ausschau halten. Das geht so: Man sucht sich Spiele aus, bei denen die Mannschaften aus unterschiedlichen Sprachregionen kommen und man feststellen kann, aus welcher Region der Schiedsrichter stammt. Ist es die gleiche wie die des einen Teams? Das wird bei deutsch-welschen Paarungen fast immer der Fall sein, ausser beim seltenen Einsatz eines italienisch- oder gar romanischsprachigen Unparteiischen.

So: Jetzt muss man nur noch die roten und gelben Karten zählen, die jede Mannschaft erhält, und am Schluss notieren, wie viele Punkte sich jede in der Rangliste gutschreiben lassen darf. Hat man das bei einer genügenden Anzahl Spiele getan, so wird man wahrscheinlich den guten alten Heimvorteil bestätigt finden: Auswärts pflegen Teams weniger gut abzuschneiden als zuhause, und hartnäckig hält sich der Verdacht, der Schiedsrichter helfe dabei nach, indem er die Gäste grosszügiger mit Strafkarten eindeckt. Schlimm genug – aber ist es noch schlimmer, nämlich so, dass die Gunst des Spielleiters auch von der Sprache abhängt?

Genau so sei es, meinen drei Forscher nach der Auswertung der 1404 Spiele, die von 2005 bis 2017 in den beiden höchsten Schweizer Männerligen den genannten Kriterien entsprachen. Bei den Schiedsrichtern stellten sie meistens auf den Wohnort ab; konnten sie den Geburtsort ermitteln, dann auf diesen. Je etwa in der Hälfte der erfassten Matches hatte die Heim- bzw. die Gästemannschaft einen Schiedsrichter der eigenen Sprache, also jener des Vereinssitzes. Hatte das Heimteam es mit einem fremdsprachigen Pfeifenmann zu tun, so kassierte es immer noch durchschnittlich 0,13 Karten weniger als die Gäste; dieser Heimvorteil wuchs aber auf 0,4, wenn der Schiedsrichter lokalsprachig war. Bei der Tordifferenz betrug der Heimvorteil je nach Sprach-

vorteil 0,25 oder 0,5. In ähnlichem Mass wirkte sich die sprachliche Übereinstimmung von Heimteam und Schiedsrichter auf die Meisterschaftspunkte aus, die durchschnittlich in gemischten Spielen erzielt wurden.

Die Studie ist bisher als Vorveröffentlichung der Uni St. Gallen auf der Plattform Researchgate erschienen (Richard Faltings / Alex Krumer / Michael Lechner: [Rot-Jaune-Verde](#). Language and Favoritism: Evidence from Swiss Soccer). Die drei in der Schweiz, den USA und Norwegen tätigen Forscher wandten ausgeklügelte statistische Methoden an, um Fehlerquellen auszuschliessen.

So wurde berücksichtigt, ob Mannschaften und Schiedsrichter aus den verschiedenen Sprachregionen generell unterschiedlich oft Karten kassieren bzw. austeilen. Der Umstand, dass Deutschschweizer mit gut 80 Prozent der Schiedsrichter überproportional vertreten sind, wurde rechnerisch korrigiert. Sogar daran, dass Korruption unter Gleichsprachigen leichterfallen könnte, haben die Autoren gedacht: «Da es jedoch keinerlei Indizien für auf Sprache gegründete Bestechung im Schweizer Fussball gibt, nehmen wir an, ein solches Szenario sei sehr unwahrscheinlich.»

Sie stellen aber fest, die Benachteiligung anderssprachiger Mannschaften sei statistisch signifikant. Daher empfehlen sie, bei der Ausbildung das Problembewusstsein der Schiedsrichter zu schärfen. Deren Training und Begleitung seien allerdings schon auf hohem Niveau – und doch gebe es bei ihnen «Begünstigung der eigenen Gruppe». Das bedeute einen «Weckruf für andere Berufsgruppen wie Manager, Richter oder Personalrekrutierer», die Leute unterschiedlicher Sprachgruppen zu beurteilen hätten. Selbst für die – damals noch nicht absehbaren – Geisterspiele haben die Forscher einen Ansatz bereit: Ob ein Stadion grösser oder kleiner und ob es besser oder schlechter gefüllt war, habe sich in der Karten- und Punktstatistik nicht ausgewirkt. Ob der Heim- bzw. Sprachvorteil auch ganz ohne Publikum funktioniert, können sie jetzt untersuchen. ([Nachtrag](#): Studie zum Heimvorteil)

273: «Der Bund», 26. 6. 2020

## Rassifizierte aller Länder, vereinigt euch!

«Rasse» definiert der Online-Duden als «Bevölkerungsgruppe mit bestimmten gemeinsamen biologischen Merkmalen», warnt aber in einem «besonderen Hinweis»: «Der Begriff *Rasse* gilt aufgrund der willkürlichen Auswahl von Eigenschaften heute als überholt. In Bezug auf Zuchttiere ist das Wort korrekt. In Bezug auf Menschen werden stattdessen die Wörter *Volksgruppe* und *Ethnie* gebraucht.» Nur gegen das Beispiel «niemand darf wegen seiner Rasse benachteiligt werden» nennt das Wörterbuch keine Einwände.

In der Tat ist die Diskriminierung der springende Punkt: Eine Rolle spielt dabei die angebliche Rasse einer Person als Beweggrund für schlechtere Behandlung oder Beschreibung – oder allenfalls für bessere. Es geht also immer um die Zuschreibung einer bestimmten, als rassistisch betrachteten Zugehörigkeit. Folgerichtig spricht die «Dozentin für Soziokultur und schwarze Aktivistin» Rahel El-Maawi in einer [Gastkolumne](#) der jüngsten «Sonntagszeitung» von «rassifizierten Menschen».

Solche Menschen seien «immer struktureller, institutioneller und individueller rassistischer Gewalt ausgesetzt», schreibt El-Maawi. Falls sie mit «immer ausgesetzt» eine ständige Gefährdung meint, hat sie damit geradezu eine Definition für «rassifiziert» gegeben. Allerdings gehen ihre Darlegungen in die Richtung, dass die Rassifizierten hier und heute auf Schritt und Tritt solche (nicht unbedingt körperliche) Gewalt erleiden, namentlich wegen fehlender Chancengleichheit. Dieser Punkt war in den Sendungen der TV-Arena umstritten, auch unter Rassifizierten selber.

Streng genommen müsste man auch Leute, die wegen ihrer zugeschriebenen Rasse begünstigt werden, als «rassifiziert» bezeichnen – nicht nur dann, wenn Diversitätsförderung ihnen als Angehörigen von Minderheiten den Zugang zu Bildung oder beruflichem Aufstieg erleichtert, sondern auch dann, wenn sie als

Angehörige der Mehrheit automatisch im Vorteil sind. Hierzulande ist diese Mehrheit weiss – wie auch immer man das definiert. Wenigstens sprechen nur noch Unbelehrbare dabei von Ariern, wie das die Nationalsozialisten taten, um Juden und andere ihnen missliebige Hellhäutige auszuschliessen. In der Systematik der [US-Volkszählung](#) sind ausdrücklich auch Libanesen und Ägypter als Beispiele für Weisse genannt. Die Herkunft soll dort jeweils als Untergruppe der Rasse genannt werden; bei beidem sind Mehrfachnennungen möglich.

Mit dem im Titel abgewandelten Aufruf, dessen Original im Kommunistischen Manifest von 1848 den Proletariern galt, meine ich auch Weisse aller Art: Es gilt die Einteilung der Menschen in Rassen zu überwinden. Soweit das die Sprache betrifft, bringt es wenig, historisch belastete Bezeichnungen durch vermeintlich menschenfreundlichere zu ersetzen: Solange die Vorurteile bestehen, werden sie sich auf die neue Bezeichnung übertragen. Ausser zum Kampf gegen Diskriminierung gibt es überhaupt keinen Grund, einem bestimmten Spektrum an Hautfarben (oder ähnlichen Merkmalen) einen Gruppennamen zuzuordnen. Und auch keinen für Sammelbegriffe, die mehrere Gruppen vereinen.

«People of Color» ist so ein Begriff für Leute, die nicht einer bestimmten Definition von «weiss» entsprechen, aber auch nicht «nichtweiss» genannt werden sollen, sondern eben «von Farbe» (geprägt). In der Arena war auch von «Mänsche of Color» die Rede oder von einem Einzelnen «als People of Color», also «als Leut». Zur Schwierigkeit beim Transfer vom Englischen ins Deutsche kommt auch die Unvollständigkeit: So wird BIPOC verwendet, um «Blacks» und Indigene einzuschliessen, auch etwa Inuit/Eskimos mit weisslicher Haut. Indigene wären Eingeborene, wenn dieses Wort nicht kolonialistisch belastet wäre. Die Buchstabenreihung erinnert an LGBTQIA+, laut Wikipedia die aktuell vollständigste Aufzählung von Identitäten mit Geschlechtsbezug. Statt auch BIPOC zu erweitern: «Rassifizierte» ist sehr treffend.

274: «Der Bund», 10. 7. 2020

## So kommt der Teufel vom Detail ins Gros

«Wil's Detail bruucht für Ganzes z'mache, het K&W vil tuusig Sache.» So etwa lautete der Werbespruch einer Berner Eisenwarenhandlung vor vielen Jahrzehnten. Den Detailhandel hat sie inzwischen andern überlassen und sich aufs Engrosgeschäft zurückgezogen. Ihr Motto bleibt Anregung für einen sprachlichen Rückblick. Im Wort «Detail» steckt «tailler», also schneiden. Das Gros dagegen, ebenfalls aus dem Französischen, ist zwar nicht gerade das Ganze, aber entweder der Hauptteil (etwa einer Truppe) oder aber eine Masseinheit für den Handel mit grösseren Mengen: Das «kleine Gros» umfasst ein Dutzend Dutzend, also 144 Stück, und gehört laut Wikipedia noch zum Einzelhandel; Grossisten nennen das Zwölfwache davon ein «grosses Gros».

Auch in der Sprache braucht's Details, um Ganzes zu machen. Die Kolumnen, die ich seit meiner Pensionierung als Redaktor beim «Bund» hier alle zwei Wochen veröffentliche, gelten meistens einem Detail, in dem der Teufel steckt – auch wenn ich mich bemühe, nicht in kleinliche Sprachkritik zu verfallen, sondern erhellende Sprachbeobachtung zu treiben. Das erste Gros, 144 «Sprachlupen» aus den Jahren 2009 bis 2015, habe ich nun in einem E-Buch vereint und mit einem anklickbaren Index versehen, damit hinter den Details einige grosse Linien greifbar werden.

Dabei geht es mir um Entwicklungen, die ich für zeittypisch halte. Soweit sie in Form von Fehlern auftreten, sind das oft solche, die früher oder später durch eine Anpassung der Regelwerke Absolution erhalten. Oft handelt es sich aber um neue Wörter oder Ausdrucksweisen, die sich – weil neu – nicht einfach als richtig oder falsch einstufen lassen. Eher kann man sich dann über die Nützlichkeit oder die Schönheit auslassen, zum Beispiel beim Trend zu Anglizismen – seien es einzelne Wörter wie eben «Trend» oder ganze Redewendungen wie «zurück auf Feld 1». Letzteres drängt sich beim Wort «Detail» auf, denn wenn es den Handel betrifft,

ist heute häufiger von «Retail» die Rede. Beides sind Fremdwörter – mit dem Wechsel von der französischen zur englischen Quelle ist kaum je etwas gewonnen, aber in der Schweiz ein Stück landessprachliche Verbundenheit verloren. So bleibt mir das Diner lieber als das Dinner; Letzteres hat weniger Niveau, auch wenn es auf höchstem Level zubereitet wird.

Ein weiteres Reizthema dieser Jahre ist die Geschlechtergerechtigkeit – genauer: die Forderung von Sprachfeministen (beliebigen Geschlechts), das Maskulinum nicht mehr generisch als Personenbezeichnung ohne Ansehen des Geschlechts einzusetzen, sondern immer neutrale Bezeichnungen zu verwenden oder dann beide Genera bzw. eine typografische Mischform. Solche Regeln stur und durchgehend anzuwenden, erschwert das (Vor-)Lesen enorm, aber ebenso stur auf die (richtige) Feststellung zu pochen, grammatisches und biologisches Geschlecht seien nicht dasselbe, bringt die Diskussion auch nicht weiter. Viel interessanter scheinen mir Bemühungen, Gerechtigkeit und Geniessbarkeit miteinander zu vereinbaren.

Ein Dauerthema sind auch die Besonderheiten des Hochdeutschen in der Schweiz: Wie viel Dialekteinfluss darf in welcher Art von Schriftstücken sein? Und wie lassen sich die – als standard-sprachlich anerkannten – Helvetismen erhalten, wenn deutsche Medien und deutsche Medienschaffende in der Schweiz immer mehr Einfluss auf die hiesigen Sprachgewohnheiten nehmen? Unversehens werden bei all diesen Themen aus den Teufelchen im Detail des täglichen Sprachgebrauchs Teufel im Gros der Gegenwartssprache. Und so hoffe ich, dass sich diese Sammlung von Tageszeitungs-Kolumnen auch als Überblick über Entwicklungen des Deutschen im frühen 21. Jahrhundert nutzen lässt.

Das E-Buch «Sprache im Gros und im Detail (I)» finden Sie bei der Schweizerischen Nationalbibliothek ([E-Helvetica](#)) mit der Möglichkeit zum PDF-Download. Die Links funktionieren nur im PDF oder bei der Online-Lektüre auf [issuu.com/sprachlust](https://issuu.com/sprachlust).

275: «Der Bund», 24. 7. 2020

## Wo die Jeans zieht, ist die Untreue nicht weit

Recht hat er, der «Sprachlupe»-Leser, der an anderer Stelle im «Bund» das Wort «zetten» vermisste und stattdessen lesen musste, ein Bauer habe Heu «verzettelt». Der Reporter (oder das Korrektorat) meinte wohl, auf Hochdeutsch müsse man das so schreiben, aber ein Blick in den kleinen Duden «Schweizerhochdeutsch» hätte sie eines Besseren belehrt: Da steht «zetten (Heu, Mist)» ohne jede Einschränkung wie etwa «mundartnah», aber mit dem Hinweis, «deutschländisch» heisse es «zetteln». So steht es auch im allgemeinen Duden, im Internet (duden.de) freilich mit der Präzisierung, das Verb beziehe sich aufs Bespannen eines Webstuhls. Ebenso erklärt das Digitale Wörterbuch dwds.de «zetteln»; dagegen nennt es «zetten» als Synonym für «verzetteln» etwa beim Heu, ohne geografische Einschränkung.

Sofern «zetten» hierzulande gehäuft vorkommt, belegt es die «sehr merckliche Neigung für die Kürtze», die 1746 der Zürcher Sprachgelehrte Johann Jakob Bodmer der «schweizerischen Mundart» attestierte und «anderen Provintzen» zur Nachahmung empfahl – bisher ohne Erfolg bei seinen Beispielverben «schönen, starcken, weissen» anstelle des Umwegs mit dem «Hülfswort *werden*» ([Der Mahler der Sitten](#), 2/620). In vielen anderen Fällen aber haben Helvetismen Eingang in die Schriftsprache gefunden, in den Wörterbüchern meist als «schweizerisch» gekennzeichnet, manchmal nicht mehr, so «Urnengang».

Sehr viel häufiger aber breiten sich Wörter und Redewendungen in umgekehrter Richtung aus: von Deutschland in die südlichen Nachbarländer. In Österreich regen sich regelmässig Rufer in der Wüste, wenn Tschüss das einheimische Servus verdrängt, der Jänner vermehrt Januar heisst und der Bub bald nur noch Junge, in der Mehrzahl sogar Jungs. In der Schweiz gibt's mindestens so viel Anlass zur Klage, nur scheint sie mir weniger laut zu erklingen, vielleicht wegen der hierzulande weit verbreiteten Befürch-



tung, mit dem eigenen Hochdeutsch den von Deutschland geprüften Ansprüchen nicht zu genügen.

Nun huldigte schon Bodmer nicht einfach sprachlichem Lokalpatriotismus; er empfahl Offenheit für Bereicherung in beiden Richtungen. Aber bei manchem, das sich in hiesigen Medien breitmacht, fällt es mir schwer, eine Bereicherung zu erkennen. Statt erhalten oder bekommen «kriegen» zu sagen oder bloss «mal» statt einmal, ist kein Zeichen für bessere Deutschkenntnisse, sondern auch laut Duden nur «umgangssprachlich». Kommt ein Wort vor allem in Deutschland vor, so ist es ein Teutonismus, wird aber im Duden nur gekennzeichnet, wenn es sich zudem auf einzelne Regionen beschränkt.

Mit «klare Kante zeigen» müsste ich mich erst noch anfreunden. Schon eher bereichernd ist «eine ziepende Jeans» (Duden: *besonders norddeutsch für* zupfend ziehen; einen leichten ziehenden Schmerz bewirken). Da wüsste ich gern, welche Bedeutung gemeint war, und ich ziehe auch beim Einzelpaar Jeans den Plural vor. Bei einem «grieseligen» alten Film führt mich die Suche ebenfalls nach Deutschland, zu Griesel für Graupel. Ich hätte für dieses Resultat auch ins Welschland zu *grésil* fahren können.

Ärgerlich wiederum ist es, wenn aus Deutschland politische oder rechtliche Ausdrücke übernommen werden, die hierzulande nicht zutreffen. Neulich schrieb mein Leibblatt vom Bundesrat als «Bundesregierung», was zwar sachlich stimmt, aber gar nicht üblich ist. Vollends auf Abwege gerät man, wenn man hinter einer Strafuntersuchung wegen Untreue ein altertümliches Eherecht vermutet. Vielmehr heisst in Deutschland und Österreich die Veruntreuung so – was offenbar für diverse Medien (nicht das Leibblatt) Grund genug war, über vermutete «Untreue» bei Corona-Krediten in der Waadt zu berichten. Auf Französisch heisst der Tatbestand «abus de confiance», also Vertrauensmissbrauch. Das wäre auch auf Deutsch klarer. Der Untreue verleiht die Kürze zwar Würze, aber mit einem irreführenden Geschmack.

276: «Der Bund», 7. 8. 2020

## In der Schweiz «verhägt» auch die Mundart

«Die Schweiz ‹verhägt›», folgerte Simonetta Sommaruga [am 1. August](#) aus der Corona-Krise. Die Bundespräsidentin zeigte damit nebenbei, dass auch Schweizerdeutsch «verhägt», in diesem Fall sogar besser als Hochdeutsch, indem es den träferen Ausdruck bereithält. Die Rednerin deutschte ihn gleich selber aus: «Das heisst: sie hält stand und sie hält zusammen.» Dass das Land «solid und geeint» sei, fügte sie auch auf Französisch und Italienisch an, da es für «verhäbe» keine genauen Übersetzungen gibt: «tient bon» bedeutet «hält stand», und «funziona» benötigte in der Satzmelodie hörbare Anführungszeichen.

«Verhägt» lautet in meiner Mundart, 30 km nördlich von jener Sommarugas geprägt, «verhebt». Es bedeutet zunächst einmal, dass ein Behältnis oder Verschluss dichthält, oder aber, dass man selber dafür sorgt, etwa beim eigenen Körper. Etwas Leckfreies hat keine Schwachstellen, und in diesem Sinn kann auch ein Beweis oder ein Argument «verhäbe» – oder eben die Schweiz als staatliches und gesellschaftliches Konstrukt. Die engste, aber blässere hochdeutsche Entsprechung wäre wohl «belastbar» in dem übertragenen Sinn, der in jüngerer Zeit aufgekommen ist.

Das Idiotikon, das schweizerdeutsche Wörterbuch, kennt das übertragene «verhäbe» nicht, sondern intransitiv (ohne «verhäftes» Objekt) nur «a) mit Sach-Subj[ekt], fest schliessen, luft- und wasserdicht sein, von Fenstern und Türen, von Gefässen – b) mit pers[önlichem] Subj. α) zögern, zaudern, zurückbleiben – β) sich abwehrend verhalten». Die letztgenannte Bedeutung wird mit einem Beispiel belegt, bei dem sich ein schwerfälliger Schwinger gegenüber einem gelenkigen aufs «Verha» verlegt.

Der entsprechende Idiotikon-Band stammt von 1885, als es offenbar noch keine Beispiele für etwas Abstraktes gab, das «verhägt». Man findet für dieses Verb gar keinen eigenen Eintrag; erst die in unserem Jahrhundert eingerichtete elektronische Su-

che auf idiotikon.ch führt unter «haben» zu «verhabe(n)», mit den Nebenformen «verha(n)/verheben». Somit wird auch klar, dass das schweizerdeutsche «hebe» für «halten» keine abweichende Bedeutung des hochdeutschen «heben» ist, das wir mit «lupfe» ausdrücken. Freilich haben «haben» und «heben» gemäss dem Digitalen Wörterbuch dwds.de eine gemeinsame indoeuropäische Wurzel: kap- <fassen>. Dass «verhägt» zum «haben»-Zweig gehört, wird beim berndeutschen «verhet» deutlich.

Die drei Sprachversionen der präsidialen Ansprache zu vergleichen, lohnt sich auch wegen des Umgangs mit den Geschlechtern: «Es gab Orte, da hat die Gemeindepräsidentin jeden älteren Einwohner persönlich angerufen.» Ob auch Gemeindepräsidenten das taten, bleibt offen, denn auf Deutsch «verhägt» das Mitmeinen in diesem Fall nur anders herum (allerdings infolge Sprachfeminismus weniger zuverlässig als auch schon). Auf Französisch aber formulierte die Bundespräsidentin den Satz in der Mehrzahl: «maires ou syndics» (je nach Kanton). Darin ist «le» und «la maire» enthalten, «la syndique» aber nur implizit.

In ihrem perfekten Italienisch sagte Sommaruga «il sindaco»; dass das Amt auch von Frauen ausgeübt wird, durfte sie als bekannt voraussetzen. In der Römer Presse wird Virginia Raggi meist mit dem jüngeren Femininum «la sindaca» genannt. In der Wikipedia ist sie (noch) «il sindaco», auf der offiziellen Website Roms aber «la prima Sindaca donna della Capitale». Die erste männliche Stadtpräsidentin kann die Ewige Stadt nur dann feiern, wenn die Wege des «umgekehrten Mitmeinens» auch dorthin führen. Übereifrige Gleichberechtigter praktizieren es hierzulande schon. Laut dieser Zeitung hat wiederholt eine Firma «eine Chefin» gesucht, doch war keine Präferenz für Frauen gemeint.

Zurück zu «verheben»: Erst seit Kurzem weiss ich, dass es auch im Hochdeutschen vorkommt. «Sich verheben» entspricht dem schweizerdeutschen «si(ch) überlupfe» oder «sech überlöpfe». Mundart-Synonym im Idiotikon: si(ch) verhabe(n)/verhebe(n)!

277: «Der Bund», 21. 8. 2020

## Kein Boboli: Im Duden steht jetzt «Boboli»

Unter den 3000 Neulingen, die den Duden auf 148 000 Stichwörter anschwellen lassen, ist auch «Boboli». Erklärt wird es im ebenfalls neuen Eintrag «Bobo, das (*Kindersprache schweizerisch mundartnah für Wehwehchen*)». Schon in die vorherige Auflage hatte es «der/die Bobo» geschafft: «Kunstwort; aus Bourgeois und Bohémien (*österreichisch, auch abwertend Angehörige[r] einer modernen städtischen Gesellschaftsschicht*)». Solche Bobos, oft zugleich Cüpli-Sozialisten, tauchen in Deutschschweizer Gazetten ebenfalls auf, als Wort wohl aus der Romandie.

Neu ist auch der Hinweis «mundartnah»: So weiss man gleich, dass sich das Wort nicht für jede Art von Texten eignet, sondern nur dort, wo eine gewisse Nähe zum Dialekt erwünscht ist oder wenigstens nicht stört. Bisher gab es im Duden nur den Vermerk «mundartlich», den man missverstehen kann, als «ausschliesslich mundartlich». Doch nicht darum geht es, sondern um jene Wörter aus dem Dialekt, die in den «Allgemeinwortschatz» eingegangen sind, also auch schriftlich und in mündlichem Hochdeutsch verwendet werden – in der Regel aber nur in ihrer Heimatregion. «Mundartnah» ist somit präziser; nur so lautet die Angabe im kleinen Spezialduden «Schweizerhochdeutsch».

Von den fast 2000 im Duden aufgenommenen Helvetismen, den als «schweizerisch» gekennzeichneten Wörtern, tragen weniger als hundert einen Mundartvermerk. Bei den Zugängen sind es neben «Bobo(li)»: Bettmümpfeli, Bürogummi, Gspänli, zeuseln. Man erfährt dabei, dass der Bürogummi nichts mit dem Radierer zu tun hat, sondern vom französischen «commis» abstammt.

Als weitere neue Helvetismen hat mir die Dudenredaktion mitgeteilt: Arztzeugnis, Flan, Grümpelturnier, Höhenfeuer, Italianità, Konkursrecht, Lehrperson, Rampenverkauf, Schulthek, Sans-Papiers, Selbst(st)ändigerwerbende, Suone, Teamleader/-in, umzonen, Zwischenrang. Neu sind ferner «ein-/aus-/rückzonen»

und «Gout». «Flan», den Vorschlag eines «Sprachlupe»-Lesers, hatte ich (zusammen mit eigenen Anregungen) dem zuständigen Duden Ausschuss geschickt ([duden@sprachverein.ch](mailto:duden@sprachverein.ch)). Diesmal gab's für neue Helvetismen wenig Raum; bei den [vorangegangenen zwei Neuauflagen](#) fanden jeweils drei- bis viermal so viele Aufnahme. Die neue Etikette «mundartnah» erhalten nun auch die bisher nicht «mundartlichen» Wörter «Brötli» und «Heftli», während «Brösmeli» weiterhin ohne Dialektvermerk auskommt.

Im Duden «Rechtschreibung» wird überhaupt nur Wörtern aus Österreich, Süddeutschland und der Schweiz Mundartcharakter zugeschrieben. Was weiter nördlich gewachsen ist und ins Wörterbuch kommt, wird nie den Dialekten zugeordnet, höchstens einer Region oder der Umgangssprache. So gilt das – ganz mundartlich wirkende – «dunnemals» für «damals» als «landschaftlich». Das bedeutet nicht «auf dem Land», sondern «in bestimmten Landschaften», also regional. Ausdrücklich «schweizerisch regional» ist ein gutes Dutzend Einträge, so der Neuling «Schulthek». «Dépendance» hat extra für die Schweiz ein Aigu bekommen, bei «Schnitzelbank» ist nun auch das Maskulinum vermerkt, wie es etwa in Basel gilt, unter «Schoki» steht jetzt als Variante «Schoggi» und das «Trottinett» wurde vom Kinder- zum Tretroller befördert. «Peperoni» ist neu «*schweizerisch auch für Paprika*» (deutscher Lesart). Nicht mehr als «Züricher Traditionsveranstaltung», sondern als historisch gilt «Saubannerzug» (vgl. Nr. [199](#)). Keine Gnade fanden etwa die Vorschläge «Nachachtung» und «weitherum». Vorne im Duden steht: «Für die Auswahl der Aufnahmekandidaten sind vor allem die Häufigkeit des Auftretens und die Verbreitung über verschiedene Textsorten hinweg, also der allgemeine Gebrauch, entscheidend. (...) Wenn ein Wort nicht im Duden verzeichnet ist, heisst das also nicht, dass dieses Wort gänzlich ungebräuchlich oder nicht korrekt ist.» Dieser Freiheit wollen wir weitherum Nachachtung verschaffen, zumal beide Wörter im Duden «Schweizerhochdeutsch» stehen.

278: «Der Bund», 4. 9. 2020

## Zu viel Englisch? Ist doch nur Code-Switching!

Haben Sie heute schon gemappt? Wahrscheinlich nicht, wenn Sie nicht gerade damit beschäftigt sind, Datenbanken zusammenzuführen oder aber Landkarten zu erstellen. In der ersten fachsprachlichen Bedeutung, «Daten aufeinander abbilden», taucht das Verb im neuen Duden auf, aber das hat mir beim Lesen meines Leibblatts nicht geholfen: Da stand, vor fünf Jahren sei die tansanische Stadt Dar es Salaam «erst in ihren groben Strukturen gemappt» gewesen, seither aber hätten gemeinnützige Kartografen für Abhilfe gesorgt. Die redeten wohl englisch darüber.

Sie haben die Stadt also kartiert oder kartografiert, aber diese im Deutschen längst etablierten Wörter kamen offenbar weder der Redaktion noch den je zwei Männern und Frauen in den Sinn, die am Artikel mitgeschrieben hatten. Wird uns die zusätzliche Bedeutung von «mappen» in der nächsten Duden-Auflage begegnen? Wenn sie einreist, wahrscheinlich schon, aber da es bereits ein deutsches Wort gibt, das bloss einen Buchstaben länger ist, stehen die Chancen schlechter als fürs Mapping von Datensätzen, das man ohne Englisch mühsam umschreiben müsste.

Unter den 3000 neuen Wörtern im Duden stammen viele aus dem Englischen, wie: Fridays for Future, haben, Hatespeech, hypen, Influencer, Lockdown, oldschoool, Social Distancing, Uploadfilter, whatsappen. Der Duden stellt laut seinen Vorbemerkungen bei der Aufnahme vor allem auf den «allgemeinen Gebrauch» ab, wie er aus elektronisch greifbaren Publikationen hervorgeht. Nur auf [duden.de](https://www.duden.de) findet sich die Präzisierung, ein Wort müsse «in einer gewissen Häufigkeit auftreten, und zwar über einen längeren Zeitraum hinweg, am besten über mehrere Jahre».

Bei den Wörtern, die sich jüngst mit Virengeschwindigkeit verbreitet haben, nimmt die Redaktion wohl an, sie würden uns noch mindestens über mehrere Jahre begleiten. So willig der Duden Wörter aufnimmt: Er kann niemals Schritt halten mit dem

Englisch, das manche ohne Rücksicht auf den allgemeinen Gebrauch oder die Verständlichkeit gern einflechten, seien sie im Management oder im Marketing tätig – oder im Journalismus.

Da findet mein Leibblatt einen TV-Moderator «viril und geladen und on the edge», was auch im Englischen erklärungsbedürftig wäre, und da ist eine «Multimedia-Show in jeder Hinsicht bigger than life», also überlebensgross, nur ist das auf Deutsch keine Redensart. Besonders wo es um Filme geht, bleibt man gern beim Originalton, mit Snipers und Heist-Movies oder mit Darstellern, die «poshes britisches Englisch reden». Auch die Realität bleibt nicht verschont: Da vollzieht die FDP punkto Umwelt einen «U-Turn», da sind touristische «Hotspots overcrowded» und bei Robotern braucht «die Implementation extrem viel Brainwork».

Reden zwei miteinander, die eine gemeinsame Zweitsprache haben, Secondos etwa, so flechten sie oft Brocken daraus ein, die für sie treffender sind. Das Fachwort dazu lautet Code-Switching und ist für Laien just ein Beispiel. Wissenschaftler codeswitchen gern, wenn ihr Fach viel mit Fremdsprachigem operiert, heute meistens mit Englischem. In den Duden hat es der Ausdruck noch nicht geschafft, wohl aber seit längerem «switchen» für «(hin und her) wechseln». So «switcht» laut einer Rezension die Sprache der Autorin Kübra Gümüşay – nicht ins Türkische, sondern «elegant vom Persönlichen ins Grundsätzliche».

Das häufige Aufblitzen von Englisch in deutschen Texten als Code-Switching zu sehen, erspart viel Kopfzerbrechen darüber, ob Wörter wie «Brainwork» nun auch schon deutsch seien. Man kann derlei als stilistische Eleganz betrachten oder auch als Imponiergehabe – oder als blosse Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit. Das Lesen so eines Texts braucht dafür «extrem viel Brainwork», etwa wenn nach «gemappt» in der gleichen Zeitungsausgabe auch noch zu lesen ist: «Angesichts des verblassten Bromance-Trends im Kino wirkt ‹The Climb› wie ein spätes Management Summary.» Man sagt doch «Executive Summary»!

279: «Der Bund», 18. 9. 2020

## Schweiz, wie hältst du's mit dem Hochdeutsch?

«Glaubt man den zeitgenössischen Quellen, machte sich bei manchem gebildeten Schweizer, der sein Hochdeutsch wenig eloquent und eher papieren sprach, gar ein eigentliches Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den agil Hochdeutsch sprechenden Deutschen breit.» Für seine Zürcher Doktorarbeit hat Emanuel Ruoss die genannten Quellen aus dem frühen 19. Jahrhundert ausgegraben. Er zitiert sie auch im neuen [Buch](#) «Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute», das er zusammen mit Juliane Schröter (Uni Genf) im Verlag Schwabe herausgegeben hat. Als Gegenstück zur Stellung der Mundart (vgl. «Bund» vom 31. August; [Abo-Link](#)) prägt das Verhältnis zum Hochdeutsch ebenfalls jede der behandelten Epochen.

Selten waren auch vor 200 Jahren radikale Stimmen wie jene des Arztes und Politikers Albrecht Rengger, über den Ruoss schreibt: «Die Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft sieht er darin, (...) «jede Gelegenheit» zu ergreifen, um sich der «Knechtschaft» der Dialekte zu entziehen und sich durch das Hochdeutsche auf «eine Stufe gesellschaftlicher Cultur zu heben, die wir rings um uns her verbreitet sehen!». Gerade die schweizerische Jugend solle dazu ermutigt werden, nach ihren Lehr- und Wanderjahren in Deutschland fortzufahren, «die Sprache zu sprechen, welche sie dort gelernt hat».

Wer das tat, lief Gefahr, ausgelacht zu werden. Ruoss hat verschiedene Belege dafür gefunden, «dass sich Deutschschweizerinnen und -schweizer, die im Alltag Hochdeutsch sprechen wollten, bei ihren Mitbürgerinnen und Mitbürgern schnell unbeliebt machten. Sie wurden der Ziererei bezichtigt, und ihnen wurde gar fehlender Patriotismus vorgeworfen.» Trotz patriotischer und demokratischer Wertschätzung der Mundart verbreitete sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das mündliche Hochdeutsch im amtlichen Gebrauch sowie in Schule und Kirche. Im



Alltag blieben die Mundarten vorherrschend; gegenseitige und hochdeutsche Einflüsse aber führten zu Alarmrufen, die Dialekte verlören ihre «Reinheit», ihnen drohe gar der Untergang.

Der Erste Weltkrieg und mehr noch der Zweite banden den Vormarsch des Hochdeutschen zurück, wie Beiträge von Juliane Schröter und Helen Christen (Uni Freiburg) schildern. Es gab in den Dreissigerjahren sogar Bestrebungen, als Schriftsprache ein neues «Hochalemannisch» einzuführen, samt «šwizer folchsšrift». So weit ging die Abgrenzung dann nicht, doch bis heute gehen die Diskussionen darüber weiter, wo Hochdeutsch angebracht sei – und wie viel davon. Die Gewichtung verschiebt sich bald in der einen, bald der andern Richtung.

Radio und Fernsehen folgten anfänglich der verbreiteten Ansicht, die Mundart sei die Sprache des Herzens und die Schriftsprache jene des Kopfes, und man unterschied je nach Art der Sendung. Mit der Zeit entdeckte man, dass sich auch der Kopf auf Schweizerdeutsch äussern kann. Also erweiterte man den Mundartgebrauch, um näher «bi de Lüt» zu sein – auf die Gefahr hin, dass hochdeutsch geschriebene Entwürfe auf den Dialekt durchschlagen. Bei Politikern ist das besonders oft zu hören. Doch Mundart, auch hochdeutsch angehauchte, ist für viele Leute aus anderen Landesteilen oder dem Ausland schwer zu verstehen. Bei SRF muss, wer Informationen auf Hochdeutsch will, statt TV eher Radio hören. Die schweizerisch-gepflegte Aussprache, wie sie interne Richtlinien fordern, weicht aber oft einer nördlicheren.

Beim alltäglichen Schreiben bieten neue Medien eine Plattform für unregelmässige Mundart; in den Schulen dagegen wird Hochdeutsch wieder stärker gepflegt, vielleicht auch als Reaktion. In der Sprachenstrategie der Erziehungsdirektoren (2004) erkennt Raphael Berthele (Uni Freiburg) gar eine Herabstufung der Dialekte zu «Lokalsprachen» hinter den «lokalen Landessprachen» wie Schriftdeutsch. Ein Blick in die [Strategie](#) zeigt aber: Mit beidem ist Hochdeutsch gemeint. Mundart kommt gar nicht vor.

280: «Der Bund», 2. 10. 2020

## Von Viren und von Sprachregeln verunsichert

Mit Gewissheiten zu leben, fällt leichter, als mit Ungewissheiten. Das ist in diesen Corona-Zeiten besonders bitter, denn die Ungewissheiten lasten hartnäckig auf der Gesellschaft. Nur nicht auf Leuten, die sich stattdessen auf vermeintliche Gewissheiten stürzen und stützen – und dann besserwisserisch und rechthaberisch über jene herfallen, die sich anders verhalten. Dabei hätte es längst ein Übungsfeld für den Umgang mit Ungewissheiten gegeben: die Sprache. Da entscheiden wir laufend Fragen wie die, ob das Gegenüber mit «Wecken» jetzt ein Brötchen oder das Abbrechen des Schlafs gemeint habe.

Meistens ist das im Zusammenhang so klar, dass sich keine Gelegenheit zur Betterwisserei ergibt. Aber wehe, man kann einer Mehrdeutigkeit eine – gültige oder vermeintliche – Regel entgegenhalten: Dann finden sich immer Leute, die das genüsslich tun. Ob es dieselben sind, die jetzt auch das Virus (oder gar dessen Nichtexistenz) besser kennen als noch so sachkundige andere, weiss ich nicht. Aber sie verhalten sich oft ganz ähnlich, besserwisserisch und rechthaberisch eben. Besonders dann, wenn sie wieder einmal einen Beleg dafür gefunden haben wollen, wie unsinnig die Orthografiereform doch gewesen sei.

Sie jammern dann zum Beispiel darüber, dass sie nicht mehr am Grossbuchstaben erkennen können, ob sich eine Mutter «im Stillen» oder «im stillen» Sorgen um die Zukunft ihres Kindes macht. Heute steckt in der geänderten Rechtschreibung eine Ungewissheit, denn selbst falls die Mutter nicht gerade am Stillen ihres Bébés ist, macht sie sich ihre Gedanken «im Stillen», wenn sie diese nicht mit jemandem teilt. Am andern Ende des Verdauungstrakts finden es manche lustig, dass «er machte halt» immer noch zweideutig ist: Es kann, jedenfalls in der Schweiz, auch bedeuten: «Er erleichterte sich eben.» Heute ist die für einen Stopp eindeutige Grossschreibung ebenfalls zulässig: «Er machte Halt.»

Der Duden empfiehlt aber die gewohnte Kleinschreibung aufgrund des Verbs «haltmachen».

Andere Regeln, jenseits der Rechtschreibung, wurden manchen noch in der Schule eingetrichtert, doch ist der allgemeine Sprachgebrauch darüber hinweggegangen. Darauf zu beharren, Temperaturen könnten nur niedrig sein, nicht aber tief (wie etwa ein Graben), bringt wenig; die Gefahr eines Missverständnisses ist gering. Wo indes die Wortwahl für eine Unterscheidung wichtig ist, bedaure ich die zunehmende Verwischung. Bei «anscheinend» (dem Anschein nach) und «scheinbar» (nur zum Schein) kann man sich nicht mehr darauf verlassen, richtig verstanden zu werden. Auch «mitunter» ist kein sicherer Wert mehr: Statt für «ab und zu» wird das Wort so oft für «unter anderem» verwendet, dass die Deutung mitunter Glückssache ist.

Gewichtiger als solche Details ist die Frage des «generischen Maskulinums» – also des Umstands, dass im Deutschen die meisten Sammel- oder Funktionsbezeichnungen grammatikalisch männlich sind. «Die Schweiz zählt 8,6 Millionen Einwohner» – wer das liest, wird kaum meinen, so viele seien männlichen Geschlechts. Und doch lesen oder hören wir häufig «Einwohner und Einwohnerinnen». So wird uns auf Schritt und Tritt mitgeteilt, dass es Frauen gibt. Zweifelsfrei inbegriffen wären sie auch, wenn es hiesse, im Land lebten «8,6 Millionen Menschen». Diese Variante wäre eleganter, ist aber ebenso wenig vorzuschreiben oder zu verbieten wie eine der anderen.

Die Verbissenheit, mit der manche die paritätische Geschlechternennung verlangen oder aber bekämpfen, trägt nur zur Verhärtung bei, hilft aber weder den Frauen noch der Sprachkultur. Wenn man sich hier – und erst recht bei kleineren sprachlichen Reibungsflächen – Gelassenheit angewöhnt, dann kann man vielleicht auch besser mit anderen Ungewissheiten umgehen und zum Beispiel trotz Meinungsverschiedenheiten über die Covid-Pandemie die angeordneten Massnahmen einhalten.

281: «Der Bund», 16. 10. 2020

## Aus den Fingern in den Sinn: So geht's

Besinnung kann auch Handarbeit sein – wenn sie handschriftlich erzielt wird. Manchen mag die erste Corona-Zeit die Musse beschert haben, wieder einmal Briefe von Hand zu schreiben; viele werden im zusätzlichen Stress höchstens noch Notizen auf Zettel gekritzelt oder gleich ihr ganzes Schriftleben in elektronische Geräte verlagert haben. Indes haben auch Kirchen als Orte der Besinnung zum handwerklichen Schreiben aufgerufen: in fünf Deutschschweizer Städten zum Gedenken an Menschen, die auf der Flucht Richtung Europa ums Leben gekommen waren, und in St. Gallen auch zum Abschreiben der ganzen Bibel.

Viele Leute liessen sich zum Mitmachen bewegen. So wurden vor und in Kirchen im Lauf des Junis rund [40 000 Stoffzettel](#) beschriftet, mit den überlieferten Namen von Fluchtopyfern seit 1993, und am Ende der Aktion erhielt der Bundesrat 2500 handgeschriebene Briefe. Den St. Galler [«Codex Corona»](#) mit gut 3800 Seiten vollendeten 950 Handschreibfreudige innert zwei Monaten. Im Lutherjahr 2017 hatte sich die norddeutsche [Kirchgemeinde Coppengrave](#) ebenfalls die ganze Bibel vorgenommen, sich dann aber mit 50 Mitwirkenden aufs [Neue Testament](#) beschränkt; Anfang letztes Jahr war es fertig abgeschrieben.

So kommt «Schreibschriften. Eine illustrierte Kulturgeschichte» von Lena Zeise gerade recht ([Haupt, Bern](#)). Besinnung erhält als «Be-Sinnung» eine handfeste Bedeutung, wenn man in diesem Buch liest, von Hand schreiben fördere «erwiesenermassen die Erinnerung an und das Verständnis für die geschriebenen Inhalte. Soll heissen, wer flüssig schreibt, weist eine höhere kreative Leistung auf.» Zur Erklärung dient der Hinweis, Handschrift aktiviere das Gehirn in zwölf Arealen und damit ganzheitlicher als das Tippen auf einem Gerät, «insbesondere, wenn dieses Gerät noch Wortergänzungen vornimmt». Eine Studie von 2014 ([Kritik](#)) in den USA ergab: «Die Hälfte der Studentinnen und Studenten, die

sich von Hand Notizen machten, erfassten komplizierte Zusammenhänge besser als ihre mittippenden Kommiliton(inn)en.»

Nur die Hälfte der Handschriftler (inkl. -innen)? Und die andere Hälfte von ihnen – schlechter? So ist's offenbar nicht gemeint, vielmehr mit einem betonten «die» am Anfang, also «diejenige Hälfte» aller Beteiligten, die auf Papier schrieb. Da hätte die Aussage mindestens so gut gepflegt werden müssen wie die Geschlechterkorrektheit. Nebenbei: Mit der nimmt es beim Notizenmachen, egal mit welcher Methode, wohl kaum jemand so peinlich genau.

Im allgemeinen aber ist das Buch in gut verständlicher, angenehm zu lesender Sprache gehalten, klug gegliedert und mit Erklärungen für Fachausdrücke versehen. Es eignet sich auch als Lehrmittel für höhere Klassen, wiewohl es nicht mit diesem Anspruch auftritt. Der Autorin ist es vielmehr ein Anliegen, dass in der Grundschule dem Schreibenlernen genug Zeit eingeräumt wird. Das ist ihr wichtiger als der «Glaubenskrieg» um die richtige Schreibvorlage, ob zuerst mit getrennten Buchstaben oder gleich mit zusammenhängenden. Am Ende, nach genügender Zeit und Intensität, um die anspruchsvolle Motorik einzuüben, soll jedoch eine flüssige Handschrift stehen: «Eine effiziente Schreibschrift ist Rhythmus pur und schreibt sich fast von allein.»

Den Anspruch, eine Kulturgeschichte zu bieten, erfüllt das Buch ideenreich. Es bettet die Schreibschrift in eine geraffte Gesamtschau der Schrift an sich ein, auch mit den Druckschriften. Zahlreiche Schriftmuster illustrieren die Herausbildung der europäischen Schriftarten; gern erföhre man auch, wie die zum Druck des Buchs verwendeten Schriften heissen. Hervorgegangen ist das Werk aus dem Design-Studium der Autorin an der Fachhochschule Münster (D). Anschaulich und schön bebildert schildert es die zum Schreiben verwendeten Techniken und Materialien, aber auch die zunehmende Individualisierung der Handschriften im Zuge gesellschaftlicher Entwicklungen.

282: «Der Bund», 30.10.2020

## «Tschutte» hält sich besser als «bäbbeln»

Früher bäbbelten sie in Sachsen gern, während sie in Westfalen pöhlten. Jetzt bolzen sie fast nur noch, wie im übrigen Deutschland – ausgenommen im Südwesten, wo sie nach wie vor am liebsten kicken, wie in Österreich. «Kicken» verstehen wenigstens alle, auch in der Schweiz, und sagen es sogar über Profifussballer. Hier geht es jedoch darum, wie in verschiedenen Regionen das hobbymässige Fussballspielen genannt wird. Just so oder auch fussballen sagt man seit Langem im Westen Österreichs, und früher sagte man es auch da und dort in Sachsen. Die Deutschschweiz aber (t)schuttet getreulich.

Die Wörter von «bäbbeln» bis «tschutte» gehören zu den Objekten einer gross angelegten Dialektforschung, an der seit 2015 etwa zwei Millionen Deutschsprachige teilgenommen haben. Damals schalteten «Tages-Anzeiger» und «Spiegel» die Umfrage [«Grüezi, Moin, Servus»](#) auf; gefragt wurde bei 24 Begriffen nach der lokal üblichen Variante. Neben Fussballspielen ging es etwa um allerlei Gerichte, den Schluckauf, Hausschuhe, Etais oder Uhrzeiten. Über die Resultate haben die Urheber der Umfrage in einem [wissenschaftlichen Aufsatz](#) auf der Plattform Plos One berichtet. Die [Forschungsgrundlagen](#) waren mit mehreren Apps an der Universität Zürich erarbeitet worden.

Der Aufsatz ist für eine Reihe von Begriffen mit raffinierten Karten illustriert, die in feiner geografischer Unterteilung sowohl das heute überwiegende Wort zeigen als auch den ab 1970 für zwei Wortatlanten ermittelten Sprachgebrauch. Bei der aktuellen Studie steht neben jeder Wortkarte eine zweite, aus der das Ausmass der Veränderung sichtbar wird: Je besser sich die frühere Variante gehalten hat, desto heller ist das Gebiet eingezeichnet. Und da sticht fast bei jedem Begriff die Deutschschweiz heraus. Nur wo es in Deutschland besonders markante regionale Unterschiede gab, haben sich diese zuweilen gut gehalten, am deut-

lichsten ganz im Westen beim Stuten- und dem Weckenmann (in der Nord- bzw. Südecke), also unserem Grittibänz und dem (ost-) österreichischen Krampus. Nur dem Pfannkuchen im Westen und dem Eierkuchen im Osten sind die Deutschen treuer geblieben als wir der Omelette: Die Crêpe breitet sich gemäss Umfrage aus, nach Osten sogar bis ins Land der Palatschinken.

In der Gesamtschau sticht wieder die Schweiz mit besonders stabilem Dialekt heraus. Recht hell ist auch Bayern getönt, etwas dunkler Österreich (wegen Angleichungen innerhalb des Landes). Im mittleren Deutschland stellen die Studienautoren die stärkste Annäherung an die Hochsprache fest, die dort mit Sozialprestige verbunden sei. Auch hätten sich die Unterschiede an den politischen Grenzen besser gehalten, selbst an der ehemaligen innerdeutschen, oder sogar verstärkt. So sei «Fleischküchle» (für Hacktätschli) aus der Schweiz verschwunden.

Zurück zum Fussball: Das [Luxemburger Wörterbuch](#) verzeichnet «schutten» für einen einzelnen Kick, mit dem Beispiel: «da schutt dach!». Nur in der Schweiz kann man auch (t)schutten, ohne gerade am Ball zu sein; jedenfalls zeigt das weit ausgespannte [Woerterbuchnetz.de](#) diesen Gebrauch sonst nirgends. Vom englischen «to shoot» abgeleitet, ist das Wort mit dem Spiel zusammen oder etwas später eingewandert. Es hat sich so gut eingebürgert wie Goal statt Tor, Corner statt Eckball, Offside statt Abseits oder Penalty statt Elfmeter – diese in der Schreibweise englisch geblieben Wörter gehören hierzulande sogar zum Hochdeutschen, während «tschutten» dem Dialekt vorbehalten ist.

Bis ins Idiotikon hat es das Wort noch nicht geschafft; das Schweizerdeutsche Wörterbuch beruht auf dem Stand im späten 19. Jahrhundert. Wohl aber findet man ein [Eigengewächs](#), das schon 1812 ein [Idiotikon-Vorläufer](#) so festhielt: «Tschutten v. act. – Kinder mit Kühmilch nähren, statt sie zu säugen; Tschutterinn, die dies versteht; der Tschutt, ein mit Kühmilch ernährtes Schaaf, und überhaupt Benennung eines Lammes im ersten Jahre.»

283: «Der Bund», 13. 11. 2020

## Wo das böse Wort im Schafspelz lauert

Finden Sie auch, Amerika sei auf den Hund gekommen? Weil es um die Wahlen so ein Affentheater macht? Oder gar, weil sein höchstes Tier bald kein bunter Hund mehr, sondern eine graue Maus sein wird? Oder weil auf keine Kuhhaut geht, was es an Kalbereien bietet? Und weil dort der Sender «Fuchsnachrichten» einen Schlangenfrass aufischt, alles für die Katz? Egal, ob Sie das affengeil oder saublöd finden: So hundskommun sollten Sie sich nicht ausdrücken. Denn die armen Schweine und all die anderen Sündenböcke können nichts dafür, was wir Menschen ihnen sprachlich anhängen.

Immerhin kommt auch die Abhilfe aus den USA – nicht weil der Esel als Maskottchen der Demokraten gegenüber dem Elefanten der Republikaner die Nase vorn hat, sondern weil dort die Tierschutzorganisation Peta schon 2018 eine [Kampagne](#)\* für «tierfreundliche Redensarten» ausgerufen hat. Auf Englisch gibt es wahrscheinlich eine noch reichere Auswahl an Ausdruckweisen, die «der Gewalt gegen Tiere das Wort reden und den Speziesismus festigen, eine Weltsicht menschlicher Überlegenheit». Um derlei zu meiden, schlägt Peta Abwandlungen vor, die sich zum Teil ins Deutsche übertragen lassen: Man solle etwa «Tornado in der Glasfabrik» sagen statt «Elefant im Porzellanladen» oder statt «den Stier bei den Hörnern» packen «die Blume bei den Dornen» – was indes weder menschen- noch pflanzenfreundlich ist.

Spätestens diesen Sommer ist die Kampagne auch in der Schweiz angekommen, genauer in Bern: Zuerst überklebten Aktivisten ein amtliches Plakat gegen Abfallsünder, sodass es lautete: «Lieber ein Tofu auf dem Grill als ein wilder Haufen drumrum». Auf den Winter hin zog die Stadtregierung das Plakat mit dem Schwein und der Saubande aus dem Verkehr. Der Tofu-Empfehlung mochte sich der [Gemeinderat](#) nicht anschliessen: Er «teilt die Meinung, dass ein Grillfest auch ohne Tierprodukte «möglich» und



«lecker» sein kann. Er erachtet es jedoch nicht als seine Aufgabe, diesbezügliche Empfehlungen zum Essverhalten abzugeben.» Gefragt, ob er anerkenne, «dass Speziesismus als Diskriminierungsform real und weit verbreitet ist», tat der Gemeinderat lediglich die Einschätzung kund, dass «die Aufmerksamkeit gegenüber dem Phänomen Speziesismus im Wachsen begriffen» sei.

Damit kommt wohl allerhand Getier auf die sprachliche Abschussliste, von Angsthasen bis Zicken – jedenfalls die kriegerischen, von denen ja sowieso nur noch Sexisten reden. «Mutig wie ein Löwe» wird man noch sagen dürfen, wenn man nicht vergisst, die Löwin nachzureichen. Zum Frass vorwerfen – pardon: zur Nahrungsaufnahme – sollte man beiden nur noch Rüebli oder noch besser etwas, das eine Pflanze freiwillig hergegeben hat. Weitere Ratschläge: weder das Kalb machen noch den Bock zum Gärtner, weder Maulaffen feilhalten noch auf dem Zebrastreifen herumtrampeln, weder Paradies- noch schräge Vögel scheel anschauen, geschweige denn sie in den Mund nehmen.

Vorsicht ist sogar dann geboten, wenn Tiere in einer Redensart gut wegkommen: Von Vorurteilen geleitet ist ja auch, wer Schwein hat, Eulen nach Athen trägt oder Ameisenfleiss an den Tag legt. Von Fabeln lässt man besser die Finger, denn da werden Tiere in Verruf gebracht, ob sie den Kürzeren ziehen oder nicht – der Hase, der sich erfolglos abhetzt, ebenso wie der Igel mit seinem siegbringenden Doppelspiel. Und die wohlgenährte, aber geizige Ameise ebenso wie die flatterhafte Heuschrecke, der die Emsige nichts von ihren Vorräten abgibt. Sogar wenn in Kinderbüchern Tierlein die besseren Menschen sind, setzen sie den unschuldigen Köpfchen mit abwegiger Tierliebe Flöhe ins Ohr.

Da igle ich mich lieber ein und stecke erst noch den Kopf in den Sand, bis die Sprachpolizei die nächste Sau durchs Dorf treibt. Das ist dann vielleicht eine Mimose oder sonst eine Pflanze, die wir nicht mehr zur Schnecke machen sollen. Auch das werde ich tierisch ernst nehmen. (\* 2021 auch [auf Deutsch](#))

284: «Der Bund», 27. 11. 2020

## War «mauscheln» lang genug vergraben?

«Bund rät bei Mauscheleien von Bestrafung ab» – unter diesem Haupttitel auf der ersten Seite berichtete der «Bund» über einen Brief der Bundesverwaltung an die Staatsanwaltschaften in Sachen erschlichene Covid-Kredite. Die Redaktion erhielt umgehend Post von einer Leserin, mit Kopie an die «Sprachlupe»: «Bei Ihnen wird also weiter gemauschelt. Ich mache Sie seit Jahren auf den antisemitischen Hintergrund des Wortes aufmerksam, anscheinend ohne Erfolg.» Auch ich war zusammengezuckt, als ich den Titel sah – aber ich fragte mich dann, ob der «antisemitische Hintergrund» heute noch wirksam sei, ob also das Wort «mauscheln» und seine Ableitungen Vorurteile gegenüber Juden ausdrücken oder wecken oder verstärken könnten.

Zuerst ein Blick ins Digitale Wörterbuch dwds.de, Eintrag «mauscheln»: «<undeutlich reden, Heimlichkeiten treiben, zweifelhafte und undurchsichtige Geschäfte machen, betrügen>. Das Verb, im 17. Jh. zuerst bezeugt, dürfte aus dem Rotw[elsch] stammen und aus verschiedenen Vorstufen zusammengefließen sein. Heranzuziehen sind rotw. *mauscheln* «betrügen», mundartliches *muscheln* «undeutlich reden (um von anderen nicht verstanden zu werden), heimlich tun, betrügen (besonders beim Kartenspiel)», vgl. *Mauscheln* «Kartenglücksspiel» (um 1900). Daneben steht rotw. *mauscheln* «in jüdischer Sprechweise reden», abgeleitet von rotw. *Mauschel* «armer Jude», Koseform zu *Mausche*, der aschkenas. Form von hebr. *Mōšē*, d. i. Moses.»

Für den Journalisten Ronen Steinke, der bei Duden eine [«Streitschrift»](#) mit dem Titel «Antisemitismus in der Sprache» veröffentlicht hat, ist klar: «*Mauscheln* – das geht nie», denn «auch wenn die Herkunft des Verbs vielen Menschen nicht bewusst ist, (...) bleibt die eindeutige Bezugnahme auf Juden bestehen und bleibt vor allem auch die Abfälligkeit bestehen.» Ähnlich, wenn auch ohne «Verbot», urteilt die Stiftung gegen Rassismus und

Antisemitismus im [Glossar](#) «Belastete Begriffe»: «Wo man im Schweizerdeutschen für unseriöses Geschäftsgebaren von ‹mischeln› und ‹Gemischel› redet, da schreiben viele Medienschaffende von mauscheln und Gemauschel. Häufig glauben sie, damit ein jiddisch-hebräisches Wort wie meschugge, Mischpoche oder Chuzpe zu verwenden. Doch das Gegenteil ist der Fall: Mauschneln ist nicht jiddisch, sondern eine Wortprägung der Antisemiten und war gegen die Juden gerichtet.»

Vermutlich denken die meisten Medienschaffenden, die «mauscheln» sagen, weder an Jiddisch noch an Antisemitismus – und wohl auch nicht mehr viele, die das Wort hören oder lesen, wie mir eine Mini-Umfrage zeigt. Der Linguist Hans-Peter Althaus hat über «Mauschneln. Ein Wort als Waffe» 500 Buchseiten verfasst ([De Gruyter](#), 2002). Er spricht von der «Unbefangenheit, die den neuen Umgang mit der Wortfamilie kennzeichnet». Nach der Nazi-Zeit hätten «rund dreissig Jahre Vermeidung» bewirkt, dass dieses Vokabular den Nachgeborenen nicht mehr geläufig war. Dann, ab etwa 1970, hätten zunächst studentische Agitatoren erneut «Mauscheleien» angeprangert, sei es von Professoren oder Kapitalisten, und das Wort habe sich rasch wieder verbreitet – doch nunmehr ohne den «Nährboden, auf dem die früheren Konnotationen ihre denunzierende Wirkung entfalten konnten».

Victor Klemperer, der den [Sprachgebrauch der Nazis](#) früh und tiefgründig untersucht hatte, wollte belastete Wörter «für lange Zeit, und einige für immer» vergraben, wie es fromme Juden mit nicht mehr koscherem Geschirr täten, um es zu reinigen. Darauf gestützt, nahm Althaus «mauscheln» als Beispiel dafür, «dass bei Fehlentwicklungen eine Wende im Denken, Sprechen und Handeln herbeigeführt werden kann. Allerdings mussten sich erst Katastrophen ereignen, ehe die Sprachgemeinschaft die notwendigen Lehren aus dem sprachlichen Missbrauch gezogen hat.» Anders gesagt: Man kann ausgegrabene Wörter wie Denkmäler behandeln – nicht schleifen, sondern mit Erklärungen versehen.

285: «Der Bund», 11. 12. 2020

## Die babylonische Sprachvermischung

«Es hat nicht funktioniert», stellte der Herr betrübt fest, «dabei hatte ich mir das beim Turmbau zu Babel so hübsch ausgedacht: <Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe!> (1. Mose 6/7). Ein Weilchen lang ging mein Plan ganz gut auf, aber jetzt stecken sie Englisch in alle ihre Sprachen und bauen nicht nur immer höher, sondern fliegen sogar ins All!»

«Kein Problem», warf die Herrin ein, «ich habe da schon längst etwas eingefädelt. Jetzt verstehen sie nicht einmal mehr die eigenen Sprachen richtig, weil diese vom Englischen durchgewirbelt werden. Du brauchst dich also nicht mehr hinzubemühen, um eine noch schönere Verwirrung zu bewerkstelligen.» Den Herrn juckte zwar immer noch die Idee, wieder einmal herniederzufahren, aber je mehr Beispiele die Herrin anführte, desto weniger nötig schien ihm das Eingreifen.

Sie begann beim Deutschen und dort bei jenen englischen Wörtern, die nach der Einwanderung noch einigermaßen gleich klingen wie im Original, aber etwas anderes bedeuten. «Handy» bezeichnet nicht mehr eine Eigenschaft, sondern ein Ding; der «Body Bag» ist viel zu klein für eine Leiche; die «Pants» sind keine gewöhnliche lange Hose, sondern eine saugfähige kurze. Für Peinlichkeiten aller Art sorgt derlei in beiden Richtungen, ob Anglofone in deutschsprachige Lande reisen oder ob sie Gäste von dort empfangen: Die vermeintlichen Sprachgaben sind in Wirklichkeit Fettnäpfchen. Je mehr es werden, desto mehr gilt, was schon Oscar Wilde für Briten und Amerikaner feststellte: «Wir haben heutzutage ja alles gemeinsam, natürlich ausser der Sprache.»

«Und doch schickt jetzt sogar ein Südafrikaner von Amerika aus Leute in den Weltraum, und die Russen und die Chinesen können es selber, ganz ohne Englisch», grummelte der Herr noch, aber die Herrin hatte auch da eine Entgegnung parat: «Das kommt schon noch, dass auch ihre eigenen Sprachen unbrauchbar werden. Das besorge ich mit Wortimporten, die einem Eigengewächs gleichen.» Wiederum begann sie mit ihren Erfolgen bei den Deutschsprachigen, ihren liebsten Versuchskaninchen.

Da wird eine Britin in der Schweiz zum Walking eingeladen, fühlt sich ganz angeheimelt und freut sich auf einen genussvollen Spaziergang. Aber schon drückt man ihr Stöcke in die Hände und hetzt sie zackigen Schrittes durch die Gegend. Ganz durchgewalkt kommt sie sich nachher vor. Also möchte sie ihre schmerzenden Glieder mit Talk pflegen lassen; das Wort schaut sie im Wörterbuch nach, aber statt der Physio- schickt man ihr eine Gesprächs-therapeutin. Selbst Einheimische lassen sich verwirren, wenn ein Wort mal deutsch, mal englisch ausgesprochen wird und dann ganz etwas anderes bedeutet. Die Gang benötigt keinen Gang auf die Post, sie kann ihren Post direkt im Internet platzieren.

Das englische Wort kann sich aber auch ganz und gar im deutschen verstecken – zuweilen so raffiniert, dass Letzteres sein eigenes Gegenteil bedeutet. Für diesen Trick setzte die Herrin eine Firma ein, die Fernsehprogramme durch Kabel verbreitet. Aus der babylonischen Sendervielfalt kann man sich verschiedene Sortimente zusammenstellen, die «Profile» heißen. Eines der Profile aber ist von Anfang an da, es heißt «Geteilt». Hat da die Firma ihr Angebot schon zerstückelt, ohne zu wissen, was ich haben möchte? Nein, sie meint die Gesamtheit der verfügbaren Sender. Welches Profil auch immer man zusammenstellt – es hat seine Auswahl mit «Geteilt» gemeinsam. Die Sender sind also «shared» oder neudeutsch «geshart». So, wie man sozialmedial etwas sharen kann, wenn man es ändern mitteilen will. Aber man teilt es nicht, es bleibt ja ganz. Wie die Verwirrung.

286: «Der Bund», 8. 1. 2021

## Der Weg zur Hölle ist mit Erlebnissen gepflastert

Die Hölle hat den Teufel eingeholt. Geschieht ihm recht, könnte man meinen. Aber der deutschen Sprache geschieht es nicht recht, und um die geht es hier, genauer: um den fragenden Ausruf «was zum Teufel ...?». Auf Englisch lautet diese Redewendung «what the hell ...?». Die Entsprechung «was zur Hölle» hat nun eben mit «was zum Teufel» gleichgezogen, wenn man auf die Verwendung in den Medien abstellt – jedenfalls in jenen, die in der Schweizer Mediendatenbank (SMD) erfasst sind. Allerdings sind auch einige «was zur Hölle» dabei, die nicht dem fragenden, sondern dem wegwerfenden «what the hell» entsprechen: «Ist doch wurscht!»

Was zum Teufel geht hier vor? In einer der ersten «Sprachlupen» ([Band I, Nr.7](#)) habe ich diese Erscheinung «Englisch im Deutschpelz» genannt. Oder, um Schopenhauers Empfehlung über «gewöhnliche Worte und (...) ungewöhnliche Dinge» abzuwandeln: Man braucht deutsche Wörter und sagt englische Dinge. 2010 waren es Dinge wie «sicherer Hafen» (statt Hort), «Risiko nehmen» (statt eingehen) oder «privates» (statt vertrauliches) Gespräch. «Was zur Hölle» aber war damals noch eine Rarität.

Massenhaft bescheren uns heute Anbieter im Internet «Erfahrungen» aller Art und zeigen sich bestrebt, diese sogar zu verbessern, etwa indem sie Angaben über unsere bisherigen Besuche in Form von Cookies auf unserem Computer hinterlegen; wenigstens machen sie uns diese nicht als «Kekse» schmackhaft. Besonders fürsorglich gibt sich Microsoft und bietet Informationen darüber an, wie seine «Produkte und Dienste diese Daten verwenden, um Ihre Erfahrung zu personalisieren». Das tönt schon fast nach Gehirnwäsche, schliesslich ist die Persönlichkeit wesentlich durch Erfahrung geprägt. Greift die Firma dabei ein? Nicht so direkt: Hier wurde das englische «experience» übersetzt, das neben «Erfahrung» auch «Erlebnis» bedeuten kann.

Manche Anbieter haben das gemerkt und bieten uns «Erlebnisse» an, sei es im Internet oder in der realen Welt. Doch auch mit diesem Wort streichen sie uns Marketing-Brei um den Mund. Wird das Einkaufen als Erlebnis versüsst, so läuft man Gefahr, mehr auszugeben, als man wollte. Und wenn man auf einer Website etwas sucht, dann eher eine Information als ein Erlebnis im Labyrinth mit bunt-bewegten Ablenkungen. Wo Firmen uns fesseln wollen, gilt: «Macht ist der Name des Spiels.» Die Redensart «the name of the game is» bedeutet «es geht hier um»; sie ist aber eingedeutscht (noch) selten.

Auch das Umgekehrte kommt vor: Deutsch im Englischpelz, also Redensarten, die es (auch) auf Deutsch gibt, in englische Wörter gekleidet – aber nicht etwa in englischen Publikationen, sondern in eigentlich deutschsprachigen. So geschehen mit «old school», das anstelle von «alte Schule» aufkommt, auch wenn die deutsche Version immer noch etwa doppelt so häufig in der SMD auftritt. Es scheint auch eine Bedeutungsnuance zu geben: «old school» wird zuweilen missbilligend für etwas Veraltetes verwendet, während mit «alte Schule» in der Regel Anerkennung verbunden ist, für Gediegenes, wie man es kaum noch findet.

Die erste Sprachlupe zum «Deutschpelz» endete so: ««Hier zum Bleiben» – sagt man denn das? Wart und sieh!». Inzwischen ist «here to stay» in abgewandelter Form recht geläufig geworden: «gekommen, um zu bleiben». «Wait and see» ist mir eingedeutscht noch nicht begegnet. Neulich jedoch: «Man kann den Kuchen nicht essen und gleichzeitig behalten.» Da es für unsere Redensart mit Fünfer und Weggli keine gute hochdeutsche Entsprechung gibt, bietet sich die englische Vorlage mit dem Cake durchaus an. Es gibt aber in unseren Landessprachen Französisch und Italienisch süffigere Versionen von zweierlei, das man nicht zugleich haben kann: die Butter und den Butterbatzen (und das Lächeln der Krämerin dazu) bzw. das volle Fass und die trunkene Ehegattin. Alles viel besser als Cake oder gar Cookie.

287: «Der Bund», 22. 1. 2021

## Mieterversammlung: laut Duden ohne Frauen

Bisher war ein Mieter «jemand, der etwas gemietet hat». Jetzt ist es eine «männliche Person, die etwas gemietet hat». Die Dudenredaktion hat damit angefangen, in der Online-Ausgabe (duden.de) die Definitionen solcher Personenbezeichnungen mit der Geschlechtszuschreibung zu versehen. Bis Ende Jahr sollen alle 12 000 (je doppelten) Einträge drankommen. So wird die Mieterin jetzt ausdrücklich als «weibliche Person» vorgestellt; bisher galt das Wort als «weibliche Form zu Mieter». Das habe zunehmend zu Reklamationen geführt, sagte die Duden-Chefredaktorin Kathrin Kunkel-Razum dem [Deutschlandfunk](#).

Manche fanden es einfach unpraktisch: Wer die Bedeutung wissen wollte, musste zum Maskulinum weiterklicken. Dass das Femininum keinen vollen Eintrag hatte, habe aber auch die Empfindung verstärkt, die weiblichen Formen seien «Anhängsel zu den männlichen», sagte Kunkel-Razum «jetzt mal salopp». Dass solche Formen in aller Regel just durch das Anhängsel «-in» gebildet werden, schleckt allerdings keine Geiss weg. Nur hindert das die Chefin nicht daran, den weiblichen Ableitungen im Wörterbuch Eigenständigkeit zu verleihen.

Hier liegt der tiefere Grund für den Einschub «männlich» bei den Grundformen der meisten Personenbezeichnungen: Das «generische Maskulinum» wird laut der Chefredaktorin «zunehmend infrage gestellt», also die Verwendung der grammatisch männlichen Form für Personen beliebigen Geschlechts. In den neuen Definitionen entfällt diese Möglichkeit – sie wird somit nicht nur infrage gestellt, sondern in Abrede. Bei «Arzt» kommt sie jedoch durch die Hintertür wieder herein, mit dem Beispiel «zum Arzt gehen» (aber nicht: «zur Ärztin»). Kunkel-Razum erklärt, da sei eben nicht die Person gemeint, sondern die Praxis. Mit Verlaub: Das wäre ja gerade ein Grund, die Definition im generischen Sinn auszuweiten. Bei der ebenfalls angeführten Wendung «bis der



Arzt kommt» ist zweifellos eine Person gemeint, und das Warten hat auch dann ein Ende, wenn eine Ärztin kommt (vgl. [Nachtrag](#)).

Geht es um eine konkrete Person mit bekanntem Geschlecht, so verwendet man fraglos die zu ihr passende Bezeichnung. Was aber ist mit einer Gesamtheit bestimmter Personen jeglichen Geschlechts? Seien in Deutschland «64 Millionen Bürger» wahlberechtigt, so müsse man «im Prinzip» die Zahl der «Einwohner» kennen, um zu merken, ob auch von Frauen die Rede sei, findet Kunkel-Razum. Sage man aber «... und Bürgerinnen», so sei es gleich klar. Das scheint mir recht spitzfindig: Wer würde denn heute in Deutschland noch das Frauenwahlrecht anfechten?

Die Einengung der Definitionen auf «männliche Personen» kann geradezu perverse Folgen haben. So wird im Online-Duden die Mieterversammlung zum Männerreservat: «Versammlung der Mieter [eines Hauses]». Eine Bezeichnung für eine derartige Veranstaltung, zu der auch Mieterinnen zugelassen wären, sucht man vergeblich. Nicht den Ort dafür, aber vielleicht das Wort findet man in Teufels Küche. Dorthin gerät, wer versucht, Wörterbücher nach aussersprachlichen Vorgaben umzuschreiben. So hat man beim Duden zwar bereits daran gedacht, die Wählerschaft «Gesamtheit der Wählerinnen u, Wähler» zu nennen (in der Eile mit Komma statt Punkt); für Wählergunst und Wählerverhalten indes sind (vorderhand) allein die Wähler zuständig.

Der Duden hat seit der Rechtschreibreform keinerlei amtliche Funktion mehr; er «darf» also alles. Er erhebt aber den Anspruch, den allgemeinen Sprachgebrauch wiederzugeben. Dazu gehört, obwohl sie bekämpft wird, die Zwitterrolle der grammatisch männlichen Personenbezeichnungen: Sie gelten nicht immer nur für Männer. Im gedruckten Wörterbuch «Rechtschreibung» stehen (zum Glück) in der Regel keine Definitionen. Zu «Arzt» erfährt man immerhin Artikel, Genitiv und Plural: «der; -es, Ärzte». Ganz allein auf einer Zeile steht «Ärztin» – ohne diese elementaren Angaben. Warum eigentlich fehlen die? Platz wäre ja da.

288: «Der Bund», 5. 2. 2021

## »das thier frizst, der mensch iszt«

Als das Grimm'sche Wörterbuch 1878 diese Regel festhielt, galt sie fast durchgehend, und entsprechend wurde auch bei vielen andern Wörtern unterschieden, ob es um Mensch oder Tier ging. Das war aber nicht immer so gewesen: Im Althochdeutschen durften alle «ezzen», und «vrezzen» (ver-essen) bedeutete bei allen «aufessen». Wie «fressen» zur tierischen, aber zuweilen auch von Menschen ausgeübten Tätigkeit wurde, untersucht die deutsche Linguistin Julia Griebel in ihrer Doktorarbeit, die letztes Jahr als Buch erschienen ist ([Winter](#), Heidelberg) und den Titel aus dem Wörterbuch trägt: »das thier frizst, der mensch iszt«.

Wer es liest, muss mit Fachsprache zurechtkommen wie im Untertitel «Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen»; er besagt, dass es um den Wortschatz im Zeitverlauf geht. Belohnt wird man mit einer reichhaltigen Studie auch zu Wortpaaren wie «trinken/saufen, stillen/säugen, schwanger/trächtig, gebären/werfen, sterben/verenden, ermorden/schlachten (bzw. erlegen, D. G.), Baby/Junges, Leiche/Kadaver, Lippe/Lefze». Mit einem schnellen Rundblick über die Grenzen stellt die Autorin fest, dass von den europäischen Sprachen nur Deutsch so konsequent unterscheidet. Anderswo gibt es bloss hie und da besondere «tierliche» Wörter, aber zum Beispiel «manger» oder «eat» zeigen nicht an, was für ein Wesen es tut.

Die Frage, warum gerade das Deutsche diese Besonderheit entwickelt hat, «kann nicht beantwortet werden», lautet Griebels Fazit – dazu wären wohl eingehende Vergleichsstudien nötig. Man erfährt im Buch viel darüber, wie die deutsche Mensch-Tier-Grenze zustande gekommen ist, nämlich im Zuge kulturhistorischer Entwicklungen. Seit der Antike hätten Menschen sich ins Zentrum des Weltbilds und damit über die Tiere gestellt (Anthropozentrismus), Tiere aber auch mit menschlichen Zügen versehen (Anthropomorphismus) – wieder, um die eigene Überlegenheit

festzustellen und auszunützen. Das Christentum verstärkte die Idee vom Menschen als «Krone der Schöpfung» weiter. Dass die meisten Leute bis übers Mittelalter hinaus mit Nutztieren unter einem Dach lebten und diesen «hohe Wertschätzung» entgegenbrachten, änderte nichts am Überlegenheitsgefühl.

Dieses Gefühl beginnt sich aber erst in der Neuzeit sprachlich auszuwirken: Zunehmende physische Distanzierung spiegelt sich auch im Wortschatz. Frühe Trennungen finden sich bei Luther; so lässt er nur Menschen essen oder Lippen und Haut haben. Umstritten ist in der Forschung, ob er damit Vorreiter oder Mitläufer der Trennung war, aber «zweifellos hatte er Einfluss auf die Ausgestaltung der Schriftsprache», bemerkt Griebel. Dass in anderen europäischen Sprachen kaum ein Einzelner ähnlich prägend wirkte, wäre ein Ansatz zur Erklärung der Mensch-Tier-Besonderheit des Deutschen, aber die Autorin greift ihn nicht auf.

Die Köpfe der Aufklärung hätten auch über diese Trennung des Vokabulars nachdenken können, taten es aber wenig. Allein für Schopenhauer war der sprachliche «Kniff» gegenüber Tieren «erbärmlich, unverschämt, niederträchtig». Darwins Erkenntnisse über die gemeinsame Abstammung bewirkten eher, dass man sich weiter distanzierte – in der Realität der Industriegesellschaft wie in der deutschen Sprache. Ändert sich das heute, wo man Massenhaltung und Tierversuche kritisiert und manche Haustiere wie Menschen ernährt, kleidet, verarztet und begräbt?

Griebel hat elektronische Textsammlungen bis 2009 ausgewertet und noch kaum Belege einer Abkehr vom Spezialwortschatz für Tiere gefunden, ausser dass manche etwa als Baby oder Dame daherkommen. Die Autorin hält es für möglich, dass mündlich schon mehr gleiche Wörter wie für Menschen verwendet werden und sich das allmählich durchsetzt. In der Presse ist es mir erstmals 2013 aufgefallen und hat mich zu einer «Sprachlupe» inspiriert: [«Ist sie schwanger, isst Tiermama mehr»](#). Als ich 2016 Nr. [165](#) nachlegte, gab es schon mehr Belege für essende Tiere.

289: «Der Bund», 19. 2. 2021

## Bewährungsstrafe fürs Hexlein auf der Alm

Sprechen Sie Überdeutsch? Wenn, dann wahrscheinlich nicht absichtlich, aber vielleicht im Übereifer, ja kein Schweizerdeutsch einfließen zu lassen, wenn Sie hochdeutsch reden oder schreiben. Wahrscheinlich kommt nicht gerade «Hauchdeutsch» heraus, wie wenn sich Kinder spielerisch der Schriftsprache nähern und analog zu «Huus/Haus» von einem «Gaugelhopf» reden. Laut Duden.de wäre das ein Beispiel für «hyperkorrekte Formen, Bildungen (Sprachwissenschaft; *irrtümlich nach dem Muster anderer standardsprachlich korrekter Formen gebildete Ausdrücke, die Mundartsprecher[innen] gebrauchen, wenn sie Standardsprache sprechen müssen bzw. wollen*)».

So «hyperkorrekt» kommen Deutschschweizer Medien selten daher; einen schönen Fund präsentierte neulich die «Sonntags-Zeitung» in ihrer Rubrik «Schlagzeiten»: «In Metzleren-Mariastein belangt man darauf, nach mehr als zehn Jahren einen Schlusstrich ziehen zu können.» Ein Juwel, schier vom Planggenstock [Kristall-Fundort im Kanton Uri]. Weit häufiger aber ist vermeintlich «superkorrektes» Deutsch: Man will sich so ausdrücken, wie man es aus Deutschland gehört hat, und ersetzt eine in der Schweiz übliche, durchaus korrekte Wendung durch eine andere. Das ist, was ich mit Überdeutsch meine.

So wird «ab und an» urchig zu urig, der Feldstecher zum Fernglas und der Helikopter zum Hubschrauber. Das versteht man wenigstens problemlos; der Griff zum Duden aber kann nötig werden, wenn Eigenheiten aus Norddeutschland auftauchen, so «schnieke Residenz» oder «bräsige Selbstzufriedenheit». Schnell einmal landet, wer sich so ausdrückt, auf der falschen Stilebene, zum Beispiel einer fremden mundartlichen: So war am Radio auch schon aus Schweizer Mund das norddeutsche «kucken» zu hören. Gleichen Ursprungs und dazu «umgangssprachlich» ist das ab und zu auftauchende «abgeblieben» für etwas Fehlendes.

Umgekehrt kann etwas in der Schweiz ganz Gewöhnliches in Deutschland «gehoben» wirken; gemäss Duden gilt das für: Coiffeur, Geleise, gewoben, Ross, Werkstätte. Lustigerweise ist für uns das Ross eher mundartlich, ebenfalls so kann uns das Gleis vorkommen, dabei ist es im Wörterbuch die Normalform.

Peinlich wird die Deutsch-Beflissenheit bei Übersetzungen aus dem Dialekt. So wurde einem «Kräuterhexlein vom Aletschgletscher» in den Mund gelegt: «Barfuss führe ich über unsere wunderschönen Almwiesen.» Tatort Bettmeralm, nehme ich an. Dafür gibt's eine Bewährungsstrafe. Die heisst zwar hierzulande «bedingte Strafe», aber «Bewährungsstrafe» nach deutschem Recht ist ausdrucksstärker und mag daher für Berichte nicht nur aus Deutschland angehen, sondern auch aus Drittstaaten.

Für Schweizer Fälle aber passt nur «bedingte Strafe» ganz. In Österreich sind beide Begriffe geläufig; formaljuristisch geht es dort um Urteile mit «bedingter Strafnachsicht». Zwar ertönen Klagen, in den Medien verdrängten bundesdeutsche Wörter die einheimischen, auch in Österreich. Aber es scheint dort weniger vorseilenden Gehorsam zu geben als in der Schweiz, wo manche lieber Überdeutsch riskieren als eine vermeintliche Blöße durch den Gebrauch von Helvetismen. Die «Sprachspiegel»-Redaktorin Katrin Burkhalter kennt sich da aus und schreibt mir: «Da sind die Österreicher sooo viel lockerer und selbstbewusster: <Die Schüler haben schnell herausen, wie das geht> – habe ich so an einem Vortrag, also in einer formellen Situation, gehört.»

Als Austriazismus (und Bavarismus) ist «herausen» im Duden verzeichnet, ohne den Vermerk «mundartlich», der Anlass zur Zurückhaltung böte. Mehr Mumm bräuchte es, an dieser Stelle als Schweizer zu sagen, die Schüler hätten es schnell «erlickt». Um dieses Wort bei Duden zu finden, muss man schon zum Spezialband «Schweizerhochdeutsch» greifen – und da gilt «erlicken» als «mundartnah». Man liefere also grössere Gefahr, ennet (Helvetismus!) der Landesgrenzen nicht verstanden zu werden.

290: «Der Bund», 5. 3. 2021

## Nicht(s) weniger als lebensfrohe Dudenbude

Kaum war das Szenelokal Dudenbude nach der seuchenbedingten Schliessung wieder offen, traf sich der Sprachstammtisch, wie wenn nichts weniger als ein Unterbruch gewesen wäre. Der Älteste kramte wie gewohnt ein zerknittertes Zeitungsblatt aus der Westentasche. Was auf die Runde zukam, liess der Titel sogleich erahnen: «Die Gastronomie steht für nichts weniger als unsere Lebensfreude». Ein Stimmengewirr würgte den drohenden Vortrag ab. Dass ihn alle schon kannten, lag auf der Hand: Hier müsse «nicht weniger» ohne s stehen, denn der gedruckte Titel mit s bedeute, es gebe nichts, wofür die Gastronomie weniger stünde als für unsere Lebensfreude. Gemeint war das Gegenteil: Sie stehe für nichts Geringeres.

Der Älteste liess es sich nicht nehmen, mit Gottfried Keller nachzudoppeln: Der habe in der Schule schlecht zeichnen können und sich später daran erinnert: «Dort galt ich für nichts weniger als einen talentvollen Zeichner.» Später aber habe er so tüchtig Fahnenstangen angemalt, dass der Händler ihm «schon am dritten Abend nicht weniger als zwei Kronenthaler als Tagelohn auszahlen musste». Die Jüngste in der Runde stichelte: «Tu doch nicht so, als kenntest du den «Grünen Heinrich» auswendig! Das mit dem Zeichner stand in einer früheren «Sprachlupe» (Nr. [216](#)). Die zitierte obendrein den Duden-Band 9 (Zweifelsfälle), laut dem man «nichts weniger als» anstelle von «nichts Geringeres als» brauchen kann, wenn kein Missverständnis droht. Beim Zeitungstitel ist doch klar, dass Beizen Lebensfreude ausschenken.»

Da mischte sich Konrad D. ein: Die «Sprachlupe» habe schon 2012 ([Band I](#), [Nr. 72](#)) dieses «nichts weniger als» zu retten versucht, nicht nur mit dem Duden 9, sondern sogar mit der Logik. Ob der folgende Satz eine Würdigung oder eine Verunglimpfung bedeute, habe der Autor gefragt: «Einstein war nichts weniger als ein Genie.» Es komme auf die imaginären Klammern an: «Lesen wir «[nichts weniger] als ein Genie», so war er am allerwenigsten

ein Genie. Gemeint ist aber wohl ‹nichts [weniger als ein Genie]›, also nichts unterhalb der Stufe Genie.» Alle horchten auf, als Konrad fortfuhr: «Goldsteins Beispiel taugt jedoch nicht zur Rettung des Zeitungstitels. Ein Genie ist immer hochintelligent, aber die Lebensfreude kann auch im Keller sein. Und was nützt es dann der Gastronomie, wenn man sie mit ‹nichts [weniger als unsere Lebensfreude]› einstuft? Damit ist nur gesagt, sie liege nicht unterhalb des Kellers – doch vielleicht ist sie just dort oder auf der untersten Stufe der Kellertreppe. ‹Nichts weniger› dient – egal, wie man sich die Klammern denkt – dem Niveauvergleich. ‹Nicht weniger› betont dagegen eine herausragende Stellung.»

Den Ältesten freute es, dass dem Zeitungstitel nicht mit der Logik zu helfen war, sondern bloss mit dem Duden 9: «Ja klar, die lassen doch jeden Fehler gelten, wenn er nur oft genug gemacht wird. Aber hoffentlich nicht diesen: Da steht, das Gastgewerbe beschäftige nur vier Prozent aller Erwerbstätigen, ‹und trotzdem scheint unser Land zurzeit eine Frage rund um die Pandemie mehr zu umtreiben als alle anderen›. Da muss es doch ‹umzutreiben› heissen!» Das bestritt nun niemand, und alle wussten weshalb: «Umtreiben» wird auf der ersten Silbe betont; ein auf der zweiten betontes ‹umtreiben› müsste erst noch geprägt werden, etwa so, wie es sich die Jüngste einfallen liess: «Im Wirbelwind umtreiben die dürren Blätter den kahlen Baum.»

Kommen beide Betonungen vor, so ändern sich Bedeutung und Beugung: «Fahr den Pfosten nicht um, umfahre ihn! Denn es ist besser, ihn zu umfahren, als ihn umzufahren. So hast du ihn umfahren statt umgefahren.» Das wusste die Runde, doch schon bekümmerte sie ein neues Zitat, eilends mit dem Handy gefunden (in Nr. [198](#)): «Der Unterschied bei Betonung und Partizip zählt auch, wenn die Polizei den Täter seines Verbrechens *überführt* und dann ins Gefängnis *übergeführt* hat. Nur lässt der Duden leider im zweiten Fall das endbetonte ‹überführt› schon lange ebenfalls gelten.» Das treibt den Stammtisch um.

291: «Der Bund», 19. 3. 2021

## E-ID-Gesetz – ausser Spesen Stilkunde gewesen

Es lag wahrscheinlich nicht an den zwei Tippfehlern im gleichen Satz, dass das E-ID-Gesetz so deutlich abgelehnt wurde. Immerhin entfällt nun auch der Artikel 16/3: «Die E-ID Registrierungsnummer darf er nur Behörden oder andere Stellen bekannt geben, die öffentliche Aufgaben erfüllen.» Hier fehlte nach «E-ID» der Bindestrich gemäss dem Vorbild «E-ID-Gesetz», und es fehlte das Schluss-n bei «andere». Kurz vor der Abstimmung meldete ich das der Bundeskanzlei; bei der Verdankung vermerkte sie, der Satz sei vom Parlament in die Vorlage eingefügt worden.

So gebührt dem Parlament auch das Lob dafür, dass es in diesem Satz die Verschachtelung unterlassen hat, die nach verbreiteter Irrmeinung vorgeschrieben wäre, also: «Die E-ID-Registrierungsnummer darf er nur Behörden oder anderen Stellen, die öffentliche Aufgaben erfüllen, bekannt geben.» Zu solchen «nachklappenden Verben» heisst es bei Heuer, «Richtiges Deutsch» (NZZ Libro, soeben in 33. Auflage erschienen): «Nicht vertretbar ist, was allzu strenge Lehrer auch schon verlangt haben: dass der Relativsatz seinem Bezugswort ... in jedem Fall *unmittelbar anzuschliessen* sei.» Hier eben dem Bezugswort «Stellen».

Beim Artikel 14/3 aber braucht man Geduld und Sprungkraft, um zu erfahren, was dem Subjekt «Systeme» drohte: «Die E-ID-Systeme eines IdP, der seine Geschäftstätigkeit aufgibt oder gegen den der Konkurs eröffnet wurde, können von einem andern anerkannten IdP übernommen werden.» Hier wäre die Entschachtelung etwas schwieriger, aber doch gut möglich gewesen: «Gibt ein IdP seine Geschäftstätigkeit auf oder wird gegen ihn der Konkurs eröffnet, so können seine E-ID-Systeme von einem andern anerkannten IdP übernommen werden.»

Der IdP ist der «Identity Provider», identisch mit dem «er» im eingangs zitierten Satz. Die Abkürzung für «Anbieterinnen von elektronischen Identitätsdienstleistungen» stand nur in der deut-



schen Fassung der Vorlage. Auf Französisch und Italienisch standen die Übersetzungen von «Identitätslieferant» – quelle horreur! Im Deutschen verwendet die Bundeskanzlei manchmal die «grammatisch weibliche Form, ... wenn praktisch nur juristische Personen gemeint sein können», wie sie mir mitteilt. Ferner habe ich erfahren, dass Artikel 16/2 ein Gemeinschaftswerk von Bundesrat und Parlament war: «Dritten darf er die Personenidentifizierungsdaten nach Artikel 5, die Daten, die bei einer Anwendung der E-ID entstehen, und darauf basierende Nutzungsprofile weder bekannt geben noch diese Daten zu anderen Zwecken als zur Umsetzung der in Artikel 15 genannten Pflichten nutzen.»

Dies wäre für Mark Twain ein gefundenes Fressen gewesen, als Exempel für die «Einschachtelungsmanie», die er in «Die schreckliche deutsche Sprache» geisselte (parenthesis distemper, in anderen Übersetzungen «Parenthesenkrankheit»). In einem Vortrag, den er dazu 1897 in Wien auf Deutsch hielt, sagte der amerikanische Schriftsteller über seine angebliche Vorliebe für Brücken: «Dort gibt's den nötigen Raum. Dort kann man einen edlen, langen, deutschen Satz ausdehnen, die Brückengeländer entlang, und seinen ganzen Inhalt mit einem Blick übersehen. Auf das eine Ende des Geländers klebe ich das erste Glied eines trennbaren Zeitwortes und das Schlussglied klebe ich ans andere Ende – dann breite ich den Leib des Satzes dazwischen aus.»

Vom Bundeshaus wäre es nicht weit zur Kirchenfeldbrücke; dort könnte man schön ausbreiten und neu ordnen, was die Anbieterin bzw. der IdP nicht darf: «Die Personenidentifizierungsdaten nach Artikel 5 und die Daten, die bei einer Anwendung der E-ID entstehen, sowie darauf basierende Nutzungsprofile darf er weder Dritten bekannt geben noch diese Daten zu anderen Zwecken nutzen als zur Umsetzung der in Artikel 15 genannten Pflichten.» Oder, um an der frischen Luft auch noch die Substantivitis zu kurieren: «... für etwas anderes nutzen, als um die Pflichten gemäss Artikel 15 zu erfüllen».

292: «Der Bund», 10. 4. 2021

## «Da klemmt's», schlägt die «Sprachlupe» Alarm

Es gibt Leute, die können ganze Sätze schmunzeln: «So konnte ich mich etwas ‹Ausgeflippterem› wie eben dem Schreiben widmen» – das habe der Schriftsteller Joachim B. Schmidt geschmunzelt, war in einem Porträt des Gammelhai-Kenners zu lesen. Klar, er wird das schmunzelnd gesagt haben, und da man schon bei den Schulaufsätzen lernt, nicht immer «sagen» zu sagen, bietet es sich an, Leute stattdessen etwas lachen, grinsen oder eben schmunzeln zu lassen.

Hat man erst einmal damit angefangen, statt dem Mund dem ganzen Gesicht Sätze abzurufen, dann ist kein Halten mehr. «Der Protest aus der Westschweiz sei ‹scharf› gewesen, blickte Alain Berset auf die letzten Tage zurück.» Und im gleichen Artikel vom Dezember 2020: «‹Wir werden für unsere Anstrengungen belohnt›, freute sich die Walliser Gesundheitsdirektorin.» War ihr die Freude anzuhören? Vielleicht zeigte es auch der Gesichtsausdruck, oder die Magistratin tanzte sogar, aber dann hätten wir wohl zu lesen bekommen: «‹Wir werden belohnt›, tanzte sie.»

Spätestens hier dürfte deutlich werden, was mich an solchen Formulierungen stört: Das Verb, das «sagen» ersetzt, hat mit einer Äusserung nichts mehr zu tun, jedenfalls nicht mit einer verbalen. Wie aber verhält es sich im folgenden Satz? «‹Dies hatte sicher einen positiven Einfluss›, windet er ihm ein Kränzchen.» Da ist «ein Kränzchen winden» zwar etwas, das man mit Worten tun kann – aber damit wird die Tätigkeit beschrieben, nicht die Äusserung an sich. Klarer wäre deshalb als Anfang, vor dem Zitat: «Mit den Worten». Oder, weniger umständlich: «‹Dies hatte sicher einen positiven Einfluss› – so windet er ihm ein Kränzchen.» Das Wörtchen «so» wirkt Wunder.

Als ich auf der «Bund»-Redaktion die Nebenaufgabe hatte, das Kollegium mit sprachlichen Ratschlägen zu beglücken, hiess die beschriebene Sorte von Sätzen bald einmal «Dani-Goldstein-

Fehler». Ausgerechnet – wo ich mich ja gerade bemühte, diesen «Fehler» bei mir und andern zu vermeiden. Ausserdem ist es gar kein Fehler, sondern höchstens ein stilistischer Fehlgriff. Seit ich darauf achte, finde ich derlei Sätze auch in älteren Texten, selbst literarisch hochstehenden – aber nie in der Häufung, die in der Presse üblich geworden ist.

Man bat mich dann, einen griffigen anderen Ausdruck zu finden, und ich kam auf [«Taten in den Mund legen»](#). Ein schönes Beispiel stand 2012 in einer «Sprachlupe» ([Band I, Nr. 66](#)): «Man habe schon des Öfteren ähnliche Probleme gehabt und sie immer überwunden, klopfen sie sich auf die Schulter.» Es waren die Aussenminister der EU, und ich spottete: «Man könnte meinen, sie hätten sich mit handgreiflichen Morsezeichen verständigt.» Jetzt aber bleibt mir der Spott im Halse stecken, denn ein hochgeschätzter, stilsicherer Schriftsteller gibt in einem Dialog seine eigene Aussage wieder, Franz von Assisi sei «kein besonders guter Maler» gewesen, und dann das: « – Oder der erste Abstrakte! gab mir der Freund einen frozelnden Puff in die Seite. – Letztlich ist es nur ein Fleck, ein Tintenfleck, richtete ich mich auf.»

Dass der Freund beim frozelnden Puffen auch noch geredet hat, weiss man ja schon, weil die Aussage am Anfang des Satzes steht – und doch versetzt mich dieses Stilmittel bei Navid Kermani in «ungläubiges Staunen» (wie der Titel des Buches lautet, aus dem das Zitat stammt). Schriftsteller dürfen alles, aber nicht alles eignet sich zur Nachahmung in der Gebrauchsprosa etwa eines Zeitungsberichts. Gewiss muss man dort Platz sparen, aber das empfohlene «so» braucht nicht viel – und noch mehr Platz spart man, wenn man der Leserschaft zutraut, ohne Interpretation des Berichterstatters zu merken, was die zitierte Person beabsichtigt. ««Nino hat eindrücklich bewiesen, dass man immer mit ihm rechnen muss», zollte Flückiger dem Europameister Respekt.» Ja gewiss, beleidigen wollte der unterlegene Velofahrer den Sieger mit diesem Lob nicht. Dasselbe auf Niederländisch: [Anhang 10](#)

294: «Der Bund», 7. 5. 2021

## Wenn die Diversität sprachliche Blüten treibt

«Vielfältig» ist Deutschland bereits – das glauben wir der grünen Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock gern. Als sie zum Wahlkampf antrat, sagte sie aber auch, für ein «diverses» Land brauche es noch Veränderungen. Was also muss dazukommen? Der Duden hilft nicht weiter: Online bietet er für «divers» zwar auch die neuere Bedeutung «intersexuell» an, aber wie ginge das für ein Land? Und die herkömmliche Bedeutung «verschieden» illustriert duden.de für die Einzahl mit dem Satz «Die Region ist landschaftlich sehr divers.» Wenn man jedoch nicht sagt, wovon verschieden, wäre «vielfältig» treffender – nur hatten wir das schon.

Besser als das Wörterbuch hilft das aktuelle Schlagwort «Diversität». Mit «Bio-» vorndran bezeichnet es zwar auch nur die Vielfalt in der Natur, doch schwingt der Aufruf mit, sie zu erhalten. Und in der Arbeitswelt ist die Diversität, die (Führungs-)Teams beflügeln soll, die spürbare Vielfalt der Menschen. Gemeint ist meistens: nicht lauter einheimische Männer mittleren Alters. So darf man in Baerbocks «diverse» Deutschland eines vermuten, in dem jede(r) nicht nur «nach seiner Fassung selig werden» (Friedrich II.), sondern auch so leben und voll mitwirken kann. Dass «in den Sechzigern die Wandlung Londons zu einer internationalen und diversen Stadt» stattfand, wie ich anderswo las, belegt aber kaum, dort sei dieser hohe Anspruch längst erfüllt.

Man könnte sagen, das Adjektiv «divers» sei bisher in der Einzahl unterbeschäftigt gewesen, so dass es sich gut mit neuer Bedeutung aufladen liess. So etwas ist gar nicht so selten: Wer heute erzählt, ihm seien auf der Strasse viele Stromer aufgefallen, der meint wohl elektrisch betriebene Fahrzeuge. Ganz früher wären es Landstreicher gewesen, dann – jedenfalls noch in der jüngeren Deutschschweizer Vergangenheit – Elektriker. Zum Glück waren diese Verwendungen so weit verblasst, dass ein deutsches Wort für die Vehikel bereitstand, als deren Erfolgswelle einsetzte.

Sonst kommt ja meistens auch gleich das englische Wort mit, wenn in den USA das nächste grosse Ding ausgerollt wird. Es klingt dann nicht mehr unbedingt englisch: «the next big thing» hat sich eins zu eins übersetzen lassen. Ebenso «ausrollen»: Zuerst war der «rollout» nur die erste (öffentliche) Ausfahrt eines neuen Flugzeugtyps aus dem Hangar. Und wie auf Englisch wird jetzt auch auf Deutsch alles Mögliche ausgerollt. So sprach neu-lich ein Fachmann vom «schnellen Ausrollen des Covid-19-Zerti-fikats», als wär's als eingerolltes Pergament.

Nicht nur «rollen» hat zugelegt, sondern auch «trollen» – früher konnte man nur sich trollen und war dann weg. Gemäss dem jüngsten gedruckten Duden kann man nun auch andere trollen, nämlich «im Internet gezielt provozieren». Sie sind dann durch- aus noch da, weiterhin den neuen Trollen ausgesetzt. Die sind, wiederum zuerst im Englischen, von der Sagenwelt in die virtuel- le gewandert. Dass man auch etwas rocken kann, weiss das Wör- terbuch noch nicht: Dort rockt man einfach, macht also Rock- musik. Doch wer das Boot rockt, der stört die Ruhe anders, näm- lich wie in der englischen Redensart für «Unruhe stiften».

Schon bevor es Rock 'n' Roll gab, bedeutete «to rock» erschüt- tern. In umgekehrter Reihenfolge ist das Wort also ins Deutsche eingewandert: zuerst musikalisch, dann eher nicht. Derlei Dop- pelgrenzgänger können verwirrt sein, etwa im Satz «Bei einem Match schreibt die Frau zuerst.» In diesem Zeitungsbericht ging es nicht etwa um einen sportlichen Schreibwettkampf, sondern um einen Internetdienst zur Kontaktabnung. Findet der eine Paarung passend, also «matching», legt er der Frau den Steck- brief des Mannes vor. Was da gemeint ist, merkt man beim Lesen. Aber nicht unbedingt, wenn eine Gewerkschaft versucht, «die Arbeiter eines Amazon-Warenhauses zu organisieren». Der Versandriese hat beileibe nicht ein Kaufhaus eröffnet: Seine «warehouses» sind Lagerhäuser. Kaufhäuser aber sind in der Schweiz immer noch Warenhäuser. Deutsch ist eben divers.

295: «Der Bund», 21. 5. 2021

## Wenn die Blasensprache in die Zeitung rinnt

Das ist nun wirklich ein abgespachter Typ: Beim Taggen hat er immer eine Bong dabei, und bei der rasenden Heimfahrt lässt er es gern auf ein Chicken Game ankommen. Die Prognose, dass so einer nicht Bundesrat wird, ist ein No-Brainer. Seine Wahl wäre ein schwarzer Schwan und wahrscheinlich auch ein Gamechanger.

Sind Sie noch da, und ohne Kopfschütteln? Dann haben Sie den Test bestanden und dürfen mein Leibblatt lesen. Sind Sie noch da, aber kopfschüttelnd, dann kann ich Ihnen eine kleine Nachhilfelektion anbieten. Nebenbei können Sie raten, welche der befremdlichen Ausdrücke im ersten Absatz ich selber nachschauen musste. So etwas ist ja keine Schande, aber es macht die Lektüre mühsam und gibt einem das dumme Gefühl, nicht mehr zum Zielpublikum zu gehören. Denn all die englischen oder englisch angehauchten Wörter standen – ohne Erklärung – im Möchtegern-Leibblatt, wenn auch in anderen Zusammenhängen.

Früher warf mit Latein um sich, wer «gebildet» sein wollte. Das war schon zu Beginn meines Journalistenlebens verpönt, jedenfalls in Zeitungen für ein breites Publikum. Lateinische Fremdwörter musste und muss man dennoch nicht oder nicht jedesmal erklären, wenn sie beim gerade behandelten Thema gängig sind. Wer den Wirtschaftsteil liest, kann wahrscheinlich mit Aktiven und Passiven etwas anfangen, oder im Inlandteil mit Majorz und Proporz. Zudem lassen sich diese Ausdrücke im Zusammenhang so verwenden, dass sie sich unaufdringlich selber erklären.

Ebenso wenig darf ich erwarten, dass mir in jedem Fussballbericht die Abseitsregel erklärt wird – wohl aber bestimmte Feinheiten, wenn sie eine Rolle gespielt haben. Und wenn ich endlich einmal nachgeschaut habe, was «icing» im Eishockey bedeutet, kann ich es mir hoffentlich auch merken. Doch welche Fachsprache wird oben im ersten Absatz vorausgesetzt? Wenn überhaupt, dann mehr als eine. Näher dran ist man aber, wenn man eine

Szenesprache vermutet: wie jüngere, urbane und auf Weltläufigkeit getrimmte Leute eben so reden. Oder in die Zeitung schreiben und vergessen, dass sie's nicht nur für ihre eigene Blase tun.

So stand denn über David Bowies Musik von 1972: «Abgespact klingt das, trotz der sehr irdischen Prägung durch E-Gitarre, Bass und Drums.» Aha, irgendwie in den Weltraum abgehoben.

[Redensarten-index.de](http://Redensarten-index.de) bestätigt: gedanklich abgehoben wie in Verzückung, Rausch, Trance. «Sprayen und Taggen» stand auf einer Seite, die ganz dem bekannten Sprayen galt; da musste Taggen etwas Ähnliches sein. Ein «Tag», mit ä gesprochen, ist der gesprayed «Chribu» des Täters. Eine «Gummihühnchen-Bong für Cannabis-Konsumenten» wurde als skurriles Internet-Angebot beschrieben; laut Duden kommt «Bong» für Wasserpfeife aus dem Thai. «Chicken» ist, nebst Huhn, auch ein Feigling – so der Vernünftigerer beim «Spiel», aufeinander zuzurasen, ohne auszuweichen. Angeblich droht so etwas zwischen Bern und Brüssel.

Als «No-Brainer» wurde die Idee bezeichnet, etwas gegen die Recyclinglücke bei Plastikabfällen zu unternehmen; das ist im Englischen ganz wörtlich gemeint: auf die Idee kommt man sogar, ohne das Hirn einzuschalten. «Übersetzungsversuche wie <Selbstverständlichkeit> oder <Kinderspiel> bringen es nicht ganz auf den Punkt», sah die «Wiener Zeitung» ein. Ich weiss auch nichts Besseres; ein passender Geistesblitz wäre ein schwarzer Schwan. So nennen Börsianer ein extrem seltenes Ereignis, das den Handel durcheinanderbringt; als «black swan» hat es der Finanzmathematiker Taleb bekannt gemacht. Tritt es ein, so ist es ein Gamechanger: Die Karten werden neu gemischt, es beginnt ein anderes Spiel. Als Gamechanger kommen fürs Leibblatt auch weniger unerwartbare Ereignisse in Frage, so ein Therapieerfolg gegen Covid oder eine bestimmte Kandidatur für die Regierung. Der «schwarze Schwan» aber ist nicht englischen, sondern lateinischen Ursprungs: der Satiriker [Juvenal](#) hat die perfekte Ehefrau mit diesem – in der Antike unbekanntem – Tier verglichen.

296: «Der Bund», 4. 6. 2021

## Fehlt Wissenschaftern in der Schweiz ein I?

Was für eine Zeitenwende das Jahr 2000 bedeutete, wird erst im Rückblick so richtig klar: im Rückblick auf die Statistik der Schweizer Mediendatenbank (SMD). Denn es war das erste Jahr, in dem die erfassten Publikationen häufiger «Wissenschaftler» schrieben als «Wissenschaften». Ob die weiblichen Formen mitgezählt sind, ändert nichts an diesem Befund, und es geht hier auch nicht ums -in, sondern ums I. Was aber soll es mit einer Zeitenwende zu tun haben, wenn die Endung -ler die Nase vorn hat?

Für sich allein noch gar nichts, aber diese kleine Verschiebung ist ein Symptom: ein Anzeichen dafür, dass viele Eigenheiten des schweizerischen Hochdeutsch auf dem Rückzug sind. Es geht dabei nicht um die Dialekte, sondern darum, dass Deutsch eine Sprache mit mehreren Varietäten ist, wie Wissenschaftler sagen. Diese Auffassung hat sich in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt, gegen frühere Ansprüche, die Wissenschaft könne ein einziges, fürs ganze Sprachgebiet allein richtiges Deutsch ermitteln und festlegen. Besonders für Österreich und die Schweiz wurden nun je die Besonderheiten im tatsächlichen Sprachgebrauch erfasst und fanden auch Eingang in den Duden.

Zudem erschien im Dudenverlag 1989 erstmals ein Spezialband «Wie sagt man in der Schweiz?», 2006 als «Schweizer Wörterbuch» bei Huber neu aufgelegt. Darin steht «Wissenschaftler» als hiesige Normalform mit dem Vermerk, seltener komme sie auch in Österreich vor, anderswo sei sie veraltet. Im allgemeinen Duden steht das Wort schon lange als schweizerisch-österreichische Nebenform zu «Wissenschaftler». Das «Variantenwörterbuch des Deutschen» befand aber 2004, in beiden Ländern sei die kürzere Form seltener als die «gemeindeutsche» mit I. In der Neuauflage von 2016 heisst es das nur noch für die Schweiz.

In Österreich führt «Wissenschaftler» gegenüber «Wissenschaftler» laut dem [Blog der Uni Wien](#) noch im Verhältnis 2:1. Allge-



mein dürfte in unserem östlichen Nachbarland das Bewusstsein stärker verankert sein, dass dort eine eigene Varietät des Deutschen die nationale Norm ist. Trotzdem, oder gerade deswegen, wird in Österreich auch oft die Klage laut, Sprachformen aus Deutschland seien auf dem Vormarsch. In der Schweiz gelten solche Formen bei vielen als «richtiger», denn damit entfällt der Zweifel, ob ein hier gebräuchliches Wort fürs Schriftdeutsch tauglich oder allein Dialekt sei. Meistens hilft da ein Blick in den heutigen kleinen Dudenband «Schweizerhochdeutsch».

In meinen Ohren klingt «Wissenschaftler» seriöser, vielleicht auch deshalb, weil in der Mundart oft (leicht) spöttische Bezeichnungen auf -(e)ler enden: Stündeler, Hündeler, Gümmeler. Freilich gibt es auch in Deutschland Heuchler, Frömmeler und Schmeichler. Daneben indes die ehrbaren Tischler, die bei uns Schreiner heißen und ohne I auskommen. Erstere machen manchmal Urlaub, Letztere Ferien – aber auch in meinem Leibblatt habe ich neulich von einer hiesigen «Wissenschaftlerin» gelesen, die wegen Corona auf den «Sommerurlaub» verzichten musste. Hätte sie fliegen können, hätte sie bei der Swiss «Pralinen» bekommen, Lufthansa sei Dank. Aber auch ein ganz schweizerischer Hofladen meint, seinen Spargel anbieten zu müssen statt seine Spargeln.

Letztes Jahr waren die Wissenschaftler in Schweizer Medien schon in dreifacher Überzahl, 1990 waren sie noch nicht einmal halb so oft anzutreffen gewesen wie die (als Wort) einheimischen Wissenschaftler. Bei den – damals insgesamt seltenen – weiblichen Formen war die in Deutschland übliche Endung -lerin allerdings bereits klar im Vorteil. So willkommen die Einwanderung hochgebildeter Personen beliebigen Geschlechts ist – noch willkommener sind sie, wenn sie hierzulande auf das I in der Bezeichnung verzichten und so dazu beitragen, die sprachliche Vielfalt innerhalb des Hochdeutschen zu erhalten. Es wäre ein Jammer, wenn diese Vielfalt, kaum ist sie wissenschaftlich etabliert, der Verflechtung und Verflachung zum Opfer fiele.

297: «Der Bund», 18. 6. 2021

## Jetzt trifft uns gleich der Glottisschlag

«Eine elegante Lösung, wie ich finde», sagte kürzlich Robert Schmid über das «Päuseli» vor «-innen», das neuerdings am Radio manchmal zu hören ist, wenn beide Geschlechter gemeint sein sollen. Und wenn der hochgeschätzte, unlängst pensionierte SRF-Sprechtrainer so etwas sagt, hört man besser zu. Immerhin geht es um die Streitfrage, wie man es denn aussprechen soll, wenn da «Hörer\*innen» steht (oder mit grossem I oder unterstrichenem Leerschlag oder Mediopunkt oder Schrägstrich mit oder ohne Bindestrich). So sollen Frauen und eventuell andere nicht männliche Geschlechter ausdrücklich genannt und nicht nur «generisch» inbegriffen sein.

Wenn man es richtig ausspricht, ist dieses «Päuseli» wirklich nur ein ganz kleines – eigentlich gar keines, sondern ein «Glottisschlag», wie Schmid der «Sonntagszeitung» ebenfalls sagte. Das ist laut Wikipedia «ein Konsonant, der durch die plötzliche, stimmlose Lösung eines Verschlusses der Stimmlippen gebildet wird», also durch einen Vorgang im Kehlkopf. Wer «Theater» korrekt aussprechen könne, meinte neulich im «Magazin» Nele Pollatschek, der könne das auch bei «Student\*innen». Sie bezeichnet sich als Frau und als Schriftsteller, will nicht mit dem Femininum auf ihr «(biologisches) Geschlecht reduziert» werden. Sprachliches «Gendern» lehnt sie ab, nicht wegen Ausspracheschwierigkeiten, sondern weil es «sexistisch» sei.

Eine Diskriminierung anderer Art begeht sie aber, indem sie «Theater» nur dann korrekt ausgesprochen findet, wenn ein Glottisschlag drinstecke und man nicht «Thejater» sage. In der Tat: Gemäss Theodor Siebs (Konrad Dudens Pendant für die Aussprache) ist die Bühnensprache norddeutsch geprägt und damit von Glottisschlägen punktiert, aber am Wiener Burgtheater klingt's anders. Wie, lässt sich auf [Aussprache.at](http://Aussprache.at) anhören, Suchwort «Theater». Da gibt's Tonbeispiele aus Österreich, Deutsch-

land und der Schweiz, je von einer Sprecherin und einem Sprecher (aus der Schweiz Guido Schaller und Monique Furrer).

Von einem «j» in der Mitte ist bei niemandem etwas zu hören. Die deutschen Stimmen setzen beim a neu an; empfindliche Ohren nehmen einen Knacklaut wahr. Der Österreicher und der Schweizer sprechen den verbundenen Doppellaut «ea» aus, mit dem Norddeutsche Mühe haben, wenn sie in der Schweiz Beatrice oder Beat begrüßen. Die Frauen, besonders Furrer, lassen nördlich geprägte Sprechschulung vermuten – wohl nicht bei Schmid genossen. In phonetischer Schrift steht für Deutschland «t'e.át'e»; für Österreich und die Schweiz steht kein Punkt.

Ein Punkt im Wort: Wäre er die Patentlösung auch fürs Schreiben, weil er die Anweisung «Glottisschlag» in sich trägt? Wohl kaum – er wäre nur eine weitere Variante unter all den typografischen Tricks, die als geschlechtergerecht propagiert werden. Wenn schon, wäre der Apostroph mein Vorschlag zur Güte, denn dem könnte man eine Bedeutung für die Aussprache zuweisen – neben seiner herkömmlichen Funktion, eine Auslassung anzuzeigen. Es wäre freilich eine unüblich lange: «Hörer'innen» steht für «Hörer [und Hörer]innen», bei Bedarf für «Hörer[n und Hörer]innen». Immerhin: Lieber ein gekonnter Glottisschlag als die stetige Doppelnennung oder das das genuschelte «nnnnn», zu dem «(n) und -innen» nicht selten schrumpft.

Es bleibt das Problem, diesen Schlag den südlichen Zungen beizubringen, oder besser den dortigen Stimmritzen (Glottides). Richtig gemacht, passt er nicht ins österreichische oder schweizerische Hochdeutsch, und sei es noch so gepflegt. Aber wenn da einfach ein «Päuseli» ist, auch ein extrem kurzes, dann lädt es zu Missverständnissen ein. So habe ich am Schweizer Radio schon gehört, wie es sei, «wenn sich Partner innen trennen» – offenbar in die innere Emigration. Und aus Wien rapportiert ein verängstigter Radiohörer: «Die Waste-Watcher rücken aus, um die Hundehalter innen zu kontrollieren».

298: «Der Bund», 2. 7. 2021

## Mundart, die aus dem Computer kommt

«Assishta, hät's no Chriesigomfi im Chuchichäschtli?» – «Näi, aber ufem Chällerregal isch no weli vorrätig!» Ist der Haushalt fürs Internet der Dinge eingerichtet und mit «smarten» Lautsprechern versehen, dann könnte es bald einmal so tönen. Jedenfalls ist die kürzlich im Internet eingerichtete Dialektsammlung auch als Vorarbeit dazu gedacht, dass Sprachassistenten wie Siri oder Alexa Schweizerdeutsch verstehen. Steigen deren Betreiberfirmen darauf ein, dann werden sie es sich wohl nicht nehmen lassen, ihren Systemen auch das Reden im Dialekt beizubringen.

Wie eine solche virtuelle Mundart herauskommen könnte, lässt sich schon erahnen, wenn man bei [Dialektsammlung.ch](http://Dialektsammlung.ch) mitmacht. Man wird dort dazu aufgefordert, schriftdeutsche Beispielsätze in der eigenen Mundart wiederzugeben. Bei mir fing es ganz unverfänglich an: «Darum brauche es frischen Wind.» Da kommt ungezwungenes Schweizerdeutsch heraus, Wort für Wort; zum Glück lautet die Vorlage nicht «würde ... brauchen». Aber dann fängt's so an: «Anschliessend ...». Also «aschlüssend» oder auch «aschliessend» – kann man sagen, klingt aber papieren; der gewachsene Schnabel sagt lieber «grad drufabe».

Und zuletzt: «Eine Bestätigung für die Verhaftung des Lehmann-Chefs war nicht erhältlich.» Mein Versuch wurde als «zu lang» verworfen: «Me hät kä Beschätigung derfür chöne überchoo, dass de Chef vo Lehmann verhaftet worde sig.» Nur «im Tempo vom ghetzte-n-Aff» lies das System mit sich reden. Bei solchen Vorlagen rächt es sich, dass sie aus Medientexten stammen, statt aus dem Alltag. Dementsprechend kommen auch manche Dialektsätze anderer Beteiligter daher; man kann sie anhören und mit dem Daumen beurteilen. Was zwei verschiedene Prüfungsrunden übersteht, bleibt drin; nach zwei Flops fliegt's raus.

«Die söled vom Publikum gefüettered werde chöne.» Das hatte jemand schriftgetreu wiedergegeben, und ich liess es durch, ob-

wohl für mich eine andere Wortstellung oder ein Aktivsatz natürlicher wären. «Däzitive Probscht isch Dieter Schultz-Seitz.» Das empfahl ich zur Löschung, denn vor den Namen gehört ein Artikel, und «däzitiv» geht gar nicht. Auch die Zeiten bergen Fallen: Eine Zukunftsform mit «wärde» missfiel mir, dagegen freute mich, dass jemand aus «stürzten die Urne vom Sockel» machte: «hei ... vom Sockel gschürzt». Noch besser hätte mir «abem» gefallen, und auch über «schtürze» könnte man noch diskutieren.

Kurz: Die schriftdeutschen Mustersätze verleiten zu einem vorgekauften «Schweizerdeutsch», wie es etwa auch an Gemeinde- oder Ratsversammlungen zu schriftlich vorliegenden Geschäften zu hören ist. Einen anderen Weg wählte kürzlich eine Umfrage aus der Universität Freiburg, bei der es um grammatische Feinheiten ging: Als Antworten auf Alltagsfragen standen verschiedene Sätze zur Auswahl, oder man konnte einen eigenen formulieren. Zudem erhielt man Gelegenheit, echte Perlen aus der Werbung gleich oder anders zu sagen, z. B.: «Für unwidersteelechi XY-Früschi, dere ich äifach nöd cha widerstaa».

Davon inspiriert, habe ich der fiktiven Assista am Anfang «vor-rätig» in den Mund gelegt, zudem das dubiose «Regal» und vor allem «weli», das im Dialekt nur fragend verwendet werden kann. Wenn dereinst die digitalen Dienerinnen (warum bloss sind es meistens Frauenstimmen?) das gelernte Schweizerdeutsch auch selber reden, so dürfte es ähnlich genormt tönen. Und die lieben Kinderlein im Hause lernen es dann ebenso. Besser wäre es, Geräte träten weiterhin nicht wie Familienmitglieder auf, sondern als Hilfsmittel – und die dürfen gern Hochdeutsch reden (am liebsten eine korrekte, schweizerisch gefärbte Variante).

Bei der Dialektsammlung mitzumachen, lohnt sich trotzdem. Wer sich die vorgelegten Sätze neu überlegt, statt sie abzulesen, trägt zum besseren Mundartverständnis bei, auch zum eigenen. Und die Sammlung soll zudem der Forschung und weiteren Anwendungen dienen, so Automaten für Protokolle und Untertitel.

299: «Der Bund», 16. 7. 2021

## Mit Buchstaben Schwarz oder *weiss* malen

«Als Schwarze Sängerin sehe ich schon noch einiges, das nicht gut ist», sagte die Mezzosopranistin Katia Ledoux über – trotz Besserung – verbleibende Diskriminierungen in der Opernwelt. Und die Tamedia-Journalistin präzierte: «Das ‹Schwarz› formuliert sie mit grossem S, als Ausdruck einer politischen Haltung, mit der sie sich auch für die Black Opera Alliance engagiert.» Diese Allianz wolle «Gleichberechtigung von People of Color in allen Bereichen des Opernbetriebs». Nach einer [Zusammenstellung](#) im Magazin von Amnesty International sind sowohl das grossgeschriebene «Schwarz» als auch «People of Color (PoC)» Selbstbeschreibungen von «Menschen, die von Rassismus betroffen sind».

Als Gegenbegriff wird gemäss Amnesty *weiss* verwendet, kursiv und kleingeschrieben: «keine biologische Eigenschaft, sondern eine politische und soziale Position, die mit Privilegien und Dominanz verbunden ist». Einfacher formuliert es das [Netzwerk Black She](#) in seinem [Glossar](#): «Als *weisse* Menschen bezeichnen wir jene, die nicht von Rassismus betroffen sind.» Anders als Schwarz oder PoC ist demnach *weiss* keine Selbstbeschreibung, sondern eine Fremdbeschreibung durch Menschen, die sich nicht so sehen. Im landläufigen Sinn weisse Hautfarbe schützt aber durchaus nicht immer vor rassistischer Diskriminierung – das wissen zum Beispiel Juden nur allzu gut.

Mit Hautfarbe hat all das nur insofern zu tun, als Leute, die andere diskriminieren, dies unter anderem eben wegen der Pigmentierung tun: Sie «rassifizieren» sie, wie die Netzwerk-Aktivistin Rahel El-Maawi schon in der «Sprachlupe» [273](#) zitiert wurde. Im Black-She-Glossar heisst es dazu: «Rassifizierung ... bezeichnet einen Prozess und eine Struktur, in denen Menschen nach rassistischen Merkmalen (Aussehen, Lebensformen oder imaginäre Merkmale) kategorisiert, stereotypisiert und hierarchisiert werden.» Das würde auch auf jene *weissen* Menschen zutreffen, die

andere diskriminieren; El-Maawi nennt indessen im [zitierten Text](#) nur jene rassifiziert, die «struktureller, institutioneller und individueller rassistischer Gewalt ausgesetzt» sind.

Man sieht: Es wird kompliziert – wie immer, wenn es um Identitäten geht, denn das sind «konstruierte Kategorien, die reale Effekte haben». Was im Glossar über Rassifizierung steht, gilt auch für alle andern Kategorien, denen Menschen sich selber zuteilen oder von anderen zugeteilt werden. Eine zusätzliche Komplikation: Nicht alle, die von Aktivisten einer bestimmten Selbstbeschreibung zugeordnet werden, sehen das selber so. Das gilt auch für Fremdzuschreibungen: Man kann z. B. *weiss*, *weiss* oder «weiss» sein, ohne das als Teil der eigenen Identität anzusehen.

Mit den Schreibweisen auszudrücken, wie ein bestimmter Ausdruck gemeint ist, trägt nur dann zur Klärung bei, wenn die Definition gleich mitgeliefert wird. Der Versuch, mit typografischen Besonderheiten den allgemeinen Sprachgebrauch anzureichern, übergeht Regeln und überlädt das Fuder. Sogar wenn die Sprachregelung verstanden wird, ist die beabsichtigte erzieherische Wirkung fraglich: «Man kann auch jemandem korrekt sagen, er sei eine Schwarze Person, und es im Ton doch abwertend meinen», gab die dunkelhäutige Bündner Gemeindepräsidentin Gabriella Binkert der «SonntagsZeitung» zu bedenken.

Bevor man einen anerkennenden, neutralen oder abwertenden Ton in «Schwarze Person» legt, müsste man freilich wissen, wie man das grosse S überhaupt ausspricht. Eine Anleitung habe ich noch nicht gefunden. Soll man «Sch» länger als üblich ausdehnen oder es stimmhaft summen, ähnlich wie im französischen «Jules» und «George»? Die Sängerin Ledoux verfügt sicher über eine passende Intonation, aber vermutlich hat sie einfach nachgeschoben, sie meine das S gross. Und wie sagt man «*weisse* Person»? Statt den Mund schrägzuziehen, liest man besser «Einblick: Rassismus in Lehrmitteln». Diese [Broschüre](#) zeigt – nebst der eigenwilligen Schreibweise – bedenkliches Schulmaterial.

300: «Der Bund», 30. 7. 2021

## Alphamännchen und der Sexismus-Verdacht

«Hätte man eine Frau als Alphaweibchen bezeichnet?» So fragte «meret s.» im Online-«Bund», nachdem dieser zur Nachfolge in der Leitung des Tierparks Dählhölzli getitelt hatte: «Eine Frau folgt auf das Alphamännchen». Eine indirekte Antwort gab's zwei Monate später mit dem Titel «Kampf der Alphaweibchen». Diesmal ohne kritischen Kommentar; freilich ging's da nicht um reale Personen, sondern um die Hauptfiguren des Films «Cruella».

Der Kommentar von «meret s.» war eine Ausnahme: Für einmal ging es nicht um etwas, das man angeblich nur über eine Frau gesagt hätte. Vielmehr wurde der abtretende Direktor gegen die als «daneben» empfundene Bezeichnung in Schutz genommen. Man kann «Alphamännchen» auch humoristisch verstehen, da es sich um die Zooleitung handelte. Gedruckt wurde die Anspielung indessen nicht – wohl aber jene auf die Dalmatinerwelpen in «Cruella». Die grammatisch geschlechtsneutralen «Alphatiere» sind in der Presse ohnehin nicht selten, und meistens sind Männer gemeint; bei ihnen soll ja dieses Auftreten häufiger vorkommen. Als allerdings – nicht im Leibblatt – von fünf Alphatieren in der Wirtschaftskommission des Nationalrats die Rede war, waren zwei der Gemeinten weiblich.

Regelmässig stösst auf den Sexismus-Vorwurf, wer bei Frauen ein stark zielstrebiges Verhalten negativ darstellt. «Die direkte Frau Pappa» blieb wohl nur deshalb unkommentiert, weil online ein anderer Titel stand. In einem weiteren Fall schrieb eine Leserin: «Mit den Worten ‹mit ähnlicher Verbissenheit› bezeichnet er das Engagement von Bundesrätin Karin Keller-Sutter für eine Vorlage, die sie zu vertreten hat. Wie hätte Herr Strahm wohl das Engagement eines (männlichen) Bundesrates bezeichnet?» Nun trifft es sich, dass der Kolumnist Rudolf Strahm recht oft «verbissene» Kämpfe anprangert, solche von Verbänden oder namentlich genannten Personen. Ausser Keller-Sutter habe ich nur Männer



gefunden; kein Bundesrat war dabei (oder nur indirekt beim Bankgeheimnis). In diesem Fall war also der Vorwurf, Frauen würden mit anderen Massstäben gemessen, unhaltbar.

Auch nicht zwingend, aber verständlich war dieser Vorwurf beim Titel «Verschmähte Liebe» zur Bilanz einer Gemeinderätin. Da schrieb ein Leser: «Warum titelt der <Bund> im Jahr 2020 mit solchen Geschlechter-Stereotypen? Warum wird die Bilanz einer Politikerin als tragische Liebesgeschichte mit einer nicht erwiderten Liebe dargestellt? Warum muss ich als Berner mit einer Gemeinderätin <warm werden>? Bei einem Mann würden Sie das sicher nicht so schreiben.»

Gar den Vorwurf «dümmlicher Voreingenommenheit» erntete der Titel «Jetzt soll eine Frau das Problem mit der EU lösen». «Merken Sie wirklich nicht, dass Sie mit der Hervorhebung der Eigenschaft, dass Frau Leu Agosti eine Frau ist, dies zum verblüffenden und kaum zu glaubenden Kriterium dieser Ernennung machen?», fragte eine Leserin zu Recht. Mir scheint nur schon die übliche Feststellung überflüssig, diese oder jene neu Ernannte sei die erste Frau in ihrer Stellung. Neulich lautete ein Titel «Die vierte Frau in diesem Amt» – also eine Selbstverständlichkeit, aber doch wieder nicht, wenn man sie hervorhebt.

Häufig werden Frauen in leitender Stellung gefragt, wie sie denn Kinder und Karriere vereinbaren könnten, während Männer das kaum je erklären müssen. Im Fall der TV-Frau Susanne Wille fand es eine Leserin «beschämend und mehr als ärgerlich». Sie fragte sich auch, ob von einem Mann ebenfalls solche Auskünfte verlangt würden: «Was haben Sie zuletzt gelesen?» oder «Mögen Sie Klassik oder Pop?». Da es um die Leitung der SRF-Kulturabteilung ging, lagen immerhin die Themen nahe. Selbst bei einem archäologischen Befund operiert eine SDA-Meldung mit Stereotypen: «Die Mahlzeiten der Frauen, Männer und Kinder waren erstaunlich ähnlich. Männer assen also nicht mehr Fleisch oder Milchprodukte.» Was doch Machos so tun.

301: «Der Bund», 13. 7. 2021

## Sind Sie durch den Wind? Gehen Sie in die Beiz!

«Wann ist eine Beiz eine Beiz?», fragte mich eine Leserin, nachdem unser mutmasslich gemeinsames Leibblatt einen bestimmten «Bären» so titulierte hatte. Im Fall dieses «klassischen (Land-)Gasthofs» empfand sie die Bezeichnung als abschätzig; weniger gestört hätte sie eine «flapsige, übergeordnete Verwendung, z. B. als Schlagzeile: «Wieder alle Beizen geschlossen»». Ich sehe das ähnlich, aber nicht ganz so streng wie die Leserin, für die es immer «despektierlich» ist, ein namentlich genanntes Lokal als Beiz zu bezeichnen. Ein einfaches, gemütliches Restaurant, eine Dorf- oder Quartierbeiz eben, hat wohl nichts gegen diesen Titel oder wirbt sogar selber damit; eine Fressbeiz eher nicht.

Der kleine Duden «Schweizerhochdeutsch» führt «Beiz» als «mundartnahe» Bezeichnung für «Kneipe, Schenke»; ist sonst ein «Restaurant, Wirtshaus» gemeint, so sei das «salopp». Im allgemeinen Duden (Rechtschreibung) steht «Beiz» als «*schweizerisch mundartlich für Schenke, Wirtshaus*», «Beize» als «*landschaftlich für Schenke*», also regional; wer so ein Lokal führt, ist «*landschaftlich und schweizerisch*» ein «Beizer». Auf [duden.de](http://duden.de) erfährt man zusätzlich, dass «Beiz» auch in Bayern und Westösterreich vorkommt und die gleiche Herkunft hat wie das dortige «Beisel»: «jiddisch bajis = Haus, Gastwirtschaft < hebräisch bayit = Haus». Ist mit «Beize» dagegen ein Beizmittel oder die Beizjagd gemeint, dann ist das Wort mit «beissen» verwandt.

Nun kann man natürlich nicht jedesmal Wörterbücher wälzen, bevor man ein Wort wie «Beiz» in die Zeitung setzt. Aber man kann sich kurz überlegen, ob es für die gemeinten Lokale und in den Zusammenhang passt, in dem sie genannt werden. Für Titel bieten sich «Beizen» als kurzer Sammelbegriff an, doch statt «Beizer» passt «Wirt» bzw. «Wirte» genauso gut. Geht es ums Durchhalten in Corona-Zeiten, so sind kaum alle betroffenen Lokale auch Beizen. Dagegen wird man bei einer «Beizentour»

nicht so genau hinschauen, wo sie überall hinführte: Wenn sie in die Zeitung kommt, dann wegen der Folgen.

Sogar für einen Gerichtsbericht kann ein Titel wie «Das Finanzpuff des Milieuwirts» unwiderstehlich sein. Bei den Corona-Folgen im Milieu indessen müsste nicht unbedingt von «Puff» die Rede sein. Doch weit mehr als die saloppe Ausdrucksweise störte mich da ein Abgleiten ins Fachsimpeln: Was BDSM genau bedeutet, wissen lange nicht alle; Wikipedia hilft. «Puff» ist für den Duden übrigens nicht einmal salopp, nur «*umgangssprachlich für Bordell*»; die seltene Einstufung «salopp» erhält in diesem Bereich nur «Hure (*salopp abwertend, auch Eigenbezeichnung; auch stark diskriminierendes Schimpfwort*)».

Als «schweizerisch salopp» haben es überhaupt nur zwei Wörter in den Duden geschafft: «hirnen» und «kreuzfalsch». «Schweizerisch umgangssprachlich» kommt dort etwas häufiger vor; meistens könnte dabei gerade so gut «mundartlich» stehen, denn schliesslich ist hierzulande die Mundart die Umgangssprache. Schreibt man über und für Leute, also fast immer, dann auch sprachlich gern «bi de Lüt». Dazu passt es, wenn man sich aus der Mundart bedient – jedenfalls soweit ihr schriftdeutscher Gebrauch im Duden (inklusive «Schweizerhochdeutsch») belegt ist.

Dagegen wirken über den Rhein geschwappte Brocken von Umgangssprache oft befremdlich. Einige jüngere Beispiele: «Die Tochter aus gutem Hause schmiss ihr Studium» – oder ohne Objekt: «Er schmiss hin». Vielleicht war er eben «durch den Wind» (Google/Oxford: «geistig verwirrt, konfus»). Ein Redaktor (Redakteur?) hat sein Material über die Rechtschreibreform «in die Papiertonne gekloppt»; eine «herumeiernde Tiefdruckrinne» bestimmt das Wetter; «in den Neunzigern knallte Kara Walker uns Scherenschnitte vor den Latz». Gleich danach, schier zum Trost: «Es ist halt schon schampar interessant zu sehen, ...». Das ist schampar mundartlich, nur in [Dialektwörterlisten](#) zu finden (so im [Wiktionary](#), aber nicht mehr als «[Schweizer Hochdeutsch](#)»).

302: «Der Bund», 27. 8. 2021

## Velofahrerinnen und -fahrer, macht Platz da!

«Wer trinkt, fährt nicht Velo.» Das simple Wort «Velo» hätte früher gereicht, um den eingängigen Slogan zuzuspitzen. Heute aber heisst es in einer Radiomeldung: «Auch für Velofahrerinnen und -fahrer gilt die Alkoholobergrenze von 0,5 Promille.» Der Satz folgte auf die Mitteilung, wie viele «Velofahrerinnen und -fahrer» im Vorjahr verunfallt waren. Anders gesagt, «Leute auf dem Velo». Aber so hätten die zwei Sätze statt einer doppelten Doppelnennung gar keine enthalten und damit keine betonte Geschlechtergerechtigkeit, nur eine unangestrenzte: weder Männer noch Frauen ausdrücklich genannt.

Als ich einmal die «penetranten Doppelnennungen» bemängelt hatte (in Nr. [270](#)), griff eine [Kritikerin](#) zum Wörterbuch: «Doppelnennungen wie ‹Nutzerin und Nutzer› disqualifiziert Goldstein als ‹penetrant›, was unter anderem aufdringlich, lästig, übergriffig und unangenehm heisst.» Aus dem Zusammenhang wäre freilich zu erkennen gewesen, dass es mir nicht um die einzelne Doppelnennung ging, sondern um die Häufung. Aber um Missverständnissen vorzubeugen, auch absichtlichen, schrieb ich beim nächsten Mal (Nr. [297](#)) von «stetiger Doppelnennung».

Oft geht es auch ohne Wörter oder Schreibweisen, bei denen die Geschlechter entweder gar nicht genannt sind (Velofahrende) oder dann alle beide oder beliebig viele. Wer das generische, also alle bedeutende Maskulinum (Velofahrer) oder Femininum (Person auf Velo) vermeiden will, kann auch einfach über die Tätigkeit reden statt über jene, die sie ausüben. Eben: «Wer trinkt, fährt nicht.» Dieser Spruch ist auch besser haften geblieben als etwa «Trinker sind keine Fahrer» oder dasselbe mit Doppelnennungen. Die Substantive passen hier sowieso nicht, es geht weder um Alkoholranke noch um Berufschauffeure. Auch nicht um (gerade) Trinkende und schon gar nicht um Fahrende. In derselben Radiosendung kamen auch noch «alle schulpflichtigen

Burmesinnen und Burmesen im Land» vor. Auch hier: schön zweierlei genannt. Dass es um das Land Myanmar ging, wusste man aber schon, und ein einfaches «alle Schulpflichtigen» hätte zudem jene ohne (anerkanntes) Bürgerrecht eingeschlossen. Auch die waren betroffen – davon nämlich, dass sie ihrer Pflicht, eben dem Schulbesuch, kaum nachkommen konnten.

Im Mai verkündeten die SBB: «Bald können Nachtschwärmer wieder mit dem Öffentlichen Verkehr nach Hause fahren.» Beflissen setzte eine vielgelesene Agentur- oder Zeitungsredaktion dazu: «Nachtschwärmerinnen und». Einfacher wäre gewesen: «Aus dem Nachtleben heimzukehren, ist bald wieder mit dem öV möglich.» Geradezu vorbildlich schrieben die SBB auch: «Es werden mehr Menschen (...) ausserhalb der Stosszeiten pendeln.» Aber die Redaktion interpretierte: Damit «gehen die SBB von einem geänderten Verhalten der Pendlerinnen und Pendler aus». Und schon waren die Frauen wieder einmal daran erinnert, dass es meistens ein Anhängsel an die männliche Form braucht, um sie ausdrücklich zu erwähnen.

Die mit einem Filzstift bewehrte Person, die im Frühjahr unterhalb des Bantigers unterwegs war, griff ebenfalls redaktionell ein: Aus dem Schild «Nur für Wanderer» machte sie «Nur für Wandernde». Danach, so stelle ich mir vor, konnte sie befriedigt der Tätigkeit nachgehen, für die sie hoffentlich gekommen war: auf dem Weg zu wandern. Und dabei kam ihr vielleicht in den Sinn, wie sie ihre Idee von Gerechtigkeit schonender hätte kundtun können: «Nur fürs Wandern». Das Schild dient übrigens dazu, Velos fernzuhalten. Schon länger steht an der Stelle ein gezimmerter Durchschlupf wie bei einer Kuhweide, aber der reichte offenbar nicht, um Velofahrer zur Umkehr zu bewegen. Doch nun, so stelle ich mir weiter vor, bleiben sie wie angewurzelt stehen, um zu enträtseln, ob und wie sie vom Schild betroffen seien. Und falls es der viele Regen reingewaschen hat ... will ich niemanden dazu animieren, mit dem Filzstift hinzugehen.

303: «Der Bund», 10. 9. 2021

## Wer hat ein Flair für grosstädtisches Flair?

Leute mit einem Flair für Sprache mussten sich wundern, als in Schweizer Zeitungen nicht mehr nur Menschen ein Flair für dies oder das zeigten, sondern auch Örtlichkeiten Flair bekamen. Die können natürlich kein Gespür für irgendetwas entwickeln, also musste ihr Flair etwas anderes sein – zum Beispiel: «Der Zürcher Club Mascotte verströmte grosstädtisches Flair.» Oder: «Das blumengeschmückte Neuenburg strahlt französisches Flair aus.» Zuerst argwöhnte ich, da fehle eben das Flair fürs richtige Wort, aber ein Blick in den Duden belehrte mich eines Schlechteren: Das Wörterbuch nennt als erste Bedeutung «Fluidum, Atmosphäre», und als zweite: «*besonders schweizerisch für* feiner Instinkt». Und neben «das» sei auch «der Flair» richtig.

Das französische «flairer» bedeutet wittern, was nur Lebewesen tun können – oder heutzutage Sensoren, aber denen hat meines Wissens noch niemand «un flair» für irgendetwas nachgesagt, also ein Gespür, einen Riecher. Ebenso wenig hat ein Ort «un flair» – will man ein französisches Wort in unveränderter Bedeutung übernehmen, so bietet sich «cachet» an, hier im Sinn von Gepräge. Neuenburg hätte demnach französisches Cachet. Auch dieses Wort führt der Duden, aber allein für die Schweiz. 1961 war es noch ohne Landeskennung verzeichnet, jedoch als «veraltet»; 1991 war es dann «schweizerisch, sonst veraltet».

Noch stärker setzte der Zahn der Zeit dem Flair zu: 1961 war es «veraltet für: Spürsinn», also dem Sinn nach ganz *à la française*. Spätestens 1991 war dann der «Sinneswandel» zur oben angeführten Definition vollzogen, noch ergänzt um «gewisses Etwas». Bereits mit der Einschränkung «besonders schweizerisch» versehen war die eigentliche französische Bedeutung. Die ist im Digitalen Wörterbuch dwds.de gar nicht aufgeführt; da gibt es nur «Atmosphäre, Fluidum». Das Wort gilt als selten, aber ab 1980 verfünffacht sich die relative Häufigkeit, die mit einer Grafik an-

gezeigt wird. Ab 2000 fällt die Kurve wieder ab. Dennoch hat die Umdeutung auch in der Schweiz überhandgenommen: Statt über den Röstigraben kommt die Inspiration über den Rhein.

Dass ein Wort beim Wandern eine veränderte oder zusätzliche Bedeutung annimmt, ist gar nicht so selten. Es hat keinen Sinn, dies als falsch zu brandmarken und mit der Kenntnis der Originalsprache aufzutrupfen. «Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache», erkannte der Philosoph Ludwig Wittgenstein. Er fände heute reiches Anschauungsmaterial gerade bei Importen und Pseudoimporten, viele aus englischer Quelle. Auf Englisch heisst kein Ding Handy und am Public Viewing sieht man keinen Sport, sondern eine aufgebahrte Leiche. Das ändert freilich nichts am deutschen Sprachgebrauch. Wer ihn in solchen Fällen nicht mag, kann sich anders ausdrücken.

Manchmal verschiebt sich die Bedeutung auch bei der Übernahme von Fachausdrücken in die Umgangssprache oder umgekehrt. Oder in beiden Richtungen: «dèjà-vu» kann man auf Französisch im Alltag für irgendetwas sagen, das einem bekannt vorkommt oder, leicht abschätzig, «ja gar nicht neu» ist. In der Psychologie aber bezeichnet der Ausdruck eine «Erinnerungstäuschung, bei der der Eindruck entsteht, gegenwärtig Erlebtes in gleicher Weise schon einmal erlebt zu haben» (duden.de). «Dèjà-vu» ist in viele Sprachen übernommen worden – wird indessen wohl häufiger für eine Erinnerung verwendet, die nicht täuscht: «Die Spitäler stehen vor einem Dèjà-vu-Erlebnis», lautete eine Vorhersage des neuen Andrangs von Covid-Patienten.

Bei «Flair» ist der ursprüngliche französische Sinn so selten geworden, dass die Verwendung auch einmal danebengehen kann: «Warum die Taliban ein Flair für westliche Feministinnen haben» – das erfuh man im Bericht unter diesem Titel dann doch nicht, denn es ging nicht um überraschende Einfühlsamkeit der Kriegerislamisten, sondern nur um die Vermutung, sie freuten sich über feministische Argumente gegen ein Burkaverbot.

304: «Der Bund», 24. 9. 2021

## Wo sich Tote mausern, droht ihnen der Hammer

Versatzstücke sind etwas Praktisches: Vorgefertigt stehen sie bereit, um an passender oder unpassender Stelle eingesetzt zu werden. Der Begriff kommt aus dem Theaterfach: Versatzstücke können rasch in ein Bühnenbild eingefügt oder dort verschoben werden. In derlei Kulissen landen die Dinge wohl meistens an einem durchaus angemessenen Platz. Darauf kann man sich in der Sprache von Zeitungen oder anderen Publikationen weniger gut verlassen.

So ist oft bei bildhaften Ausdrücken zwar der übertragene Sinn klar, aber der wörtliche gibt Anlass zum Schmunzeln oder zum Stirnrunzeln. Bei einer Versteigerung fallen Hammerschläge, die den Tisch treffen, nicht das verkaufte gute Stück – und doch sagt man, dieses sei «unter den Hammer gekommen». Weil der symbolhafte Ausdruck so bildstark ist, sollte man sich überlegen, ob die Preziose hammerfest ist. Jüngst setzten Schweizer Gazetten allerhand Kostbarkeiten Hammerschlägen aus: Papierwerke von Marc Chagall, Diamant-Armbänder von Marie Antoinette, Lady Dianas Drahtesel, das geschredderte Banksy-Bild (als hätte es nicht schon genug gelitten).

Wenn sich jemand zu etwas mausert, braucht er ja nicht gerade sein Federkleid zu wechseln, sonst könnte man das Bild kaum je verwenden. Aber eine feststellbare Veränderung sollte die Person, Ortschaft oder Institution schon selber durchmachen, damit der Ausdruck passt. «Vincent van Gogh mausert sich zum meistverfilmten Künstler aller Zeiten» – selbst wenn es schon zu Lebzeiten geschehen wäre, hätte er es nicht mit Selbstporträts darstellen können, und sähen sie noch so gefiedert aus: Nicht er hat sich «gemausert», sondern die Rangliste der Filmbranche.

Überhaupt ist die sportliche Betrachtungsweise, wie sie hinter Ranglisten aller Art steckt, oft fehl am Platz, weil längst nicht in allen Lebensfeldern Rennen oder Rekordjagden stattfinden. Si-



cher nicht hier: «Die Zahl der täglichen Corona-Neuinfektionen hat die 10000er-Marke geknackt». Ja, toll, die Zahl hat sich aber auch redlich Mühe gegeben. Selbst wenn man nicht der Zahl, sondern dem Virus auf die Schulter klopfen will: Dazu ist, wenn schon keine Schulter da ist, wenigstens so etwas wie Persönlichkeit nötig. Die hat das Virus nicht, darum brauchen wir auch nicht zu rätseln, «was es uns sagen will». Hingegen ist es durchaus «in aller Munde», obwohl man die Redensart hier geschmacklos finden kann.

Wo wirklich Wettbewerbe stattfinden, musste jemand früher in mehreren Kategorien obenaus schwingen (auch ohne Sägemehl), damit man sagen konnte, er habe Preise abgeräumt. In letzter Zeit reicht dafür seltsamerweise ein Einzelsieg: Da hat etwa «der Walliser [Zauberer Lionel] in der Show die Siegestrophäe abgeräumt». Vermutlich hat ihm das ordentlich Geld «in die Kasse gespült» – ein durchaus sinnfälliges Bild, das aber durch allzu häufige Verwendung viel Spülkraft eingebüsst hat.

Ebenso abgenutzt ist «renommiert» für jedwede zitierte Kapazität. Da war die Einstufung «mittelberühmte Hochschule von Schwäbisch Gmünd» origineller, wenn auch vielleicht ungerecht. Wird jemand hervorgehoben, indem er «niemand Geringerer als XY» sein darf, so hat auch das seine Tücken: «Im Verwaltungsrat sitzt niemand Geringerer als der ehemalige deutsche Vizekanzler Philipp Rösler.» Das war wohl nicht so gemeint, wie es eine logische Überlegung ergibt, nämlich: Rösler ist der Geringste im Verwaltungsrat, eventuell auf geteiltem letztem Platz.

Ob dort oder weiter oben auch eine Frau anzutreffen ist, weiss ich nicht. Aber die Chancen dazu steigen: «Frauen holen sich ihren Freiraum, wenn auch so manche Barrieren Stolpersteine darstellen.» Oder umgekehrt, jedenfalls sind aufgetürmte Bilder keine Hilfe. Falls nun jemand findet, ich solle um die Versatzstücke nicht so ein Theater machen, dann hätte ich keine Freude, aber das Bild fände ich gelungen.

305: «Der Bund», 8. 10. 2021

## Wer Unterstellungen merkt, hat mehr vom Lesen

Auch wenn man sie nicht zu praktizieren gedenkt, lohnt es sich, die Kunst der Unterstellung zu kennen. Denn nicht immer kommt sie so offenherzig daher wie in diesem Zeitungszitat aus Brüssel über das Verkehrschaos hüben und drüben vor dem Brexit: Es «passt Johnson ins Kalkül», behauptete der Zwischentitel in Tamedia-Zeitungen, doch darunter stand nur, es komme ihm «möglicherweise ganz gelegen», weil er die Schuld auf die EU schieben könne. Im Gegenteil, der EU passe es, so tönte es gleichentags aus London in den gleichen Blättern: Für den Chef der Brexit-Partei, Nigel Farage, sei der «Stillstand am Ärmelkanal nichts als eine tückische Finte» der EU, um einen Handelsvertrag zu ihren Gunsten zu erzwingen.

Durchschaubar war auch eine Glosse auf [Infosperber.ch](https://www.infosperber.ch), die das aktuelle Corona-Virus als «Vorkämpfer» lobte, unter anderem für: «Unterstützung der massgebenden politischen Eliten bei der Durchsetzung zentraler Entscheidungsstrukturen, bei der Entwicklung neuer Überwachungsmethoden, der Verschärfung von Grenzkontrollen, der Respektierung von Demonstrationsverboten. (...) Impulse für den Ausbau des Onlinehandels, den freien Wettbewerb im Gesundheitswesen, für die Einführung von Kurzarbeit, die Verschlankung unrentabler Abteilungen und ein entschlossenes Eingreifen in die festgefahrene Arbeitsplatzpolitik».

Die vom Virus unterstützten Eliten hatten ihre Rechnung aber ohne eine andere, diesmal deutsche Plattform gemacht. In deren Auftrag holte das Umfrageinstitut Insa Meinungen ein, auch zu folgender Aussage: «Ich finde es falsch, dass die Bundesregierung in der Corona-Pandemie zu wenig auf die Experten hört, welche die Massnahmen der Bundesregierung kritisieren.» So mit der Behauptung geimpft, die Regierung höre zu wenig auf die kritischen Experten, stimmte die relative Mehrheit von 47 gegen 29 Prozent der Meinung zu, Berlin handle damit falsch. Und

die kritische Plattform [Reitschuster.de](https://www.reitschuster.de) konnte titeln: «Mehrheit will, dass Regierung bei Corona mehr auf Kritiker hört.»

Eine subtilere Art der Unterstellung ist bei Zitaten in indirekter Rede möglich. Die Wiedergabe enthält naturgemäss nicht den genauen Wortlaut, sollte diesen aber auch nicht mit Ungesagtem verfälschen. Hier tat sie es: «*«Das Volk» vertraue nur ihm, Vucic dem Grossen»*. Dass sich der serbische Präsident nicht selber als «den Grossen» bezeichnet hatte, liesse sich nur daraus schliessen, dass der Ausdruck ohne Anführungszeichen stand, anders als «das Volk». Haften aber bleibt der Eindruck des offenen Grössenwahns. Auch ein lobender Unterton kann in leichtfertiger Zitierweise stecken: «Allen Konfliktparteien scheint es gut zu tun, dass Merkel das Thema nun zur Chefinnensache erklärt hat.» Hat sie das genderbewusste Femininum selber gebraucht? Wahrscheinlich nicht, und nicht einmal «Chefsache»; sie hatte nur einen «*«Agrargipfel» im Kanzleramt (sic)*» einberufen.

Just bei diesem Thema muss ich nun beichten, dass auch ich mir einst eine gut versteckte Unterstellung erlaubt habe: «Wer würde denn heute in Deutschland noch das Frauenwahlrecht anfechten?» So fragte ich rhetorisch (in Nr. [278](#)) nachdem die Duden-Chefredaktorin Kathrin Kunkel-Razum folgende Aussage bemängelt hatte: «Im Herbst sind 64 Millionen Bürger wahlberechtigt.» Da müsse man «im Prinzip» die Zahl der «Einwohner» kennen, um zu merken, ob auch von Frauen die Rede sei, befand sie. Ergänze man aber «und Bürgerinnen», so sei es gleich klar.

Das wiederum bezeichnete ich als «recht spitzfindig» und unterstellte zur Begründung ebenso, man fechte das Frauenwahlrecht an, wenn man bezweifle, dass weibliche Bürger bei den 64 Millionen mitgezählt seien. Zudem markierte ich leicht maliziös, dass die Chefredaktorin das Maskulinum «Einwohner» allein verwendet hatte. Aber es ist schon so: Selbst wer nur die Anzahl der (wahlberechtigten) Männer kennt, sieht ein, dass unter den 64 Millionen auch Frauen sein müssen.

306: «Der Bund», 22. 10. 2021

## Ein stolzes Programm mündet im «Ber-Bund»

Der Zeitungsname war Programm, als «Der Bund» 1850 erstmals erschien. Das Blatt trat zwei Jahre nach Gründung des Bundesstaats an, um «die Errungenschaften von 1848 zu erhalten und zu vertheidigen und zugleich die aus denselben resultierende Entwicklung zu unterstützen, mit einem Worte: die eidgenössische Politik zu vertreten.» Den Anstoss dazu hatte 1847 eine Gruppe radikal-liberaler Schweizer in London gegeben; hier keimte «die Idee eines grösseren, ausser und über den Parteien stehenden, die allgemeinen schweizerischen Fragen vertretenden Blattes, welches namentlich auch dem Auslande die schweizerischen Zustände in wahren Lichte vorführen sollte».

Dieser landesweite Anspruch wurde ab 1894 auch in Untertiteln festgehalten, die nach einer leichten Umformulierung ab 1911 «Organ der freisinnig-demokratischen Politik» sowie «Eidgenössisches Zentralblatt und Berner Zeitung» lauteten. Nie ein reines Parteiblatt, nannte sich der «Bund» seit 1958 «unabhängige liberale Tageszeitung», nur bis 1962 mit dem Zusatz «für den Kanton Bern und die Schweiz». Über die Bundesstadt hinaus gehört zu werden, blieb aber eine Ambition, und in manchen ausländischen Botschaften meinte man noch lange, die Zeitung sei eine inoffizielle Regierungsstimme.

Paul Schaffroth, der letzte langjährige Chefredaktor (1964–1985), prägte in sprachlichem Anklang an die Londoner Anfänge die interne Losung, Journalismus «Bund»-like zu betreiben. Damit waren Fairness und Offenheit ohne Verzicht auf eigene Meinungen gemeint; mit Liberalität auch im Innern der Redaktion. Den Bedeutungen des Wortes «liberal» in der Geschichte der Zeitung nachzuspüren, fehlt hier der Raum. 1995 hielt das erste und einzige Redaktionsstatut fest: «Der <Bund> ist eine politisch engagierte, dem Streben nach hoher journalistischer Qualität verpflichtete bernische Tageszeitung von überregionaler Bedeutung

und nationaler Ausstrahlung. Er bekennt sich zum freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat, zur sozialen und ökologischen Marktwirtschaft sowie zum politischen Liberalismus im Sinn von Toleranz, Solidarität und Selbstverantwortung.»

Zuvor waren unter der Federführung von Ringier Pläne zum «Going national» geschmiedet worden. Doch vor dem Kraftakt, mit einer überregionalen Qualitätszeitung den Londoner Gründungsanspruch doch noch einzulösen, scheute der Verlag zurück. Vielmehr liess er der «Neuen Zürcher Zeitung» den Vorrang, die auch bei den grossen Regionalzeitungen in St. Gallen und Luzern Fuss fasste. Sie kam jedoch nicht über schonende Ansätze hinaus, im Dreieck mit dem «Bund» eine engere Zusammenarbeit herbeizuführen. Nach dem Rückzug der NZZ aus Bern kam es hier zuerst zur Verlagsfusion mit der «Berner Zeitung» bei Espace Media, dann mit dem «Tages-Anzeiger» unter dem Tamedia-Dach; schliesslich Schritt für Schritt zur redaktionellen Zusammenlegung – für den «Bund» ein passives «Going national».

Damit nicht genug: «Bund»-Wurzeln finden sich auch beim andern nach Flächendeckung strebenden Verlag, CH-Media. Er umfasst die zentral- und ostschweizerischen NZZ-Schützlinge sowie die Mittelland-Zeitungen mit dem «Badener Tagblatt» als Keimzelle. Und in Baden kam, während ich dort meine ersten Schritte als Korrektor und Reporter machte, eine als Occasion dem «Bund» abgekaufte Rotationsmaschine wieder in Gang. Drei Maschinengenerationen danach erlebte ich noch vor meiner Pensionierung, wie die neue Espace-Media-Druckerei am Zentweg mit dem «Bund» als erster Zeitung in Betrieb ging.

Dieser «Bund» erscheint auch in der neuen Konstellation unter seinem angestammten Namen. Für die «Sprachlupe» bringt die redaktionelle Zusammenlegung den Abschied mit sich. Ich erlaube mir zum Schluss einen Vorschlag, wie der Zeitungstitel nicht nur dauerhaft beibehalten, sondern auf den ganzen Verbund ausgeweitet werden könnte: eben «~~Ber~~-Bund».

Anhang 1 (zu Nr. [157](#))

Wie viel Mal grösser?



Foto: Zurbrügg AG, Frutigen

Anhang 2 (zu Nr. [172](#))

## Hickhack über den Röstigraben

Fathi Derder und Reaktionen:

[www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/abrechnung-mit-deutschschweizer-franzoesischbanausen/story/28791067](http://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/abrechnung-mit-deutschschweizer-franzoesischbanausen/story/28791067)

José Ribeauds Anklage:

[www.24heures.ch/signatures/reflexions/guerre-langues-imposture-thurgovienne-anarchie-alemanique/story/28218621](http://www.24heures.ch/signatures/reflexions/guerre-langues-imposture-thurgovienne-anarchie-alemanique/story/28218621)

Christophe Büchis Replik:

[www.24heures.ch/signatures/reflexions/Quand-Jose-Ribeaud-derape/story/22593159](http://www.24heures.ch/signatures/reflexions/Quand-Jose-Ribeaud-derape/story/22593159)

José Ribeauds Duplik: [sprachlust.ch/Was/Ribeaud.pdf](http://sprachlust.ch/Was/Ribeaud.pdf) (Archiv)

José Ribeaud: Vier Sprachen, ein Zerfall ([Nagel & Kimche](#) 2013)  
Besprechung: [«Sprachlupe»](#) 109 in [Band I](#)

Anhang 3 (zu Nr. [173](#))

## Reden über das Alter

Aufsatz von Carolin Krüger: [dx.doi.org/10.5169/seals-676377](https://dx.doi.org/10.5169/seals-676377)

Dissertation Krüger: [g.co/kgs/hPKA4d](https://g.co/kgs/hPKA4d)

Aufsatz von Jeannine Wintzer: [dx.doi.org/10.5169/seals-676376](https://dx.doi.org/10.5169/seals-676376)

Dissertation Wintzer: [www.steiner-verlag.de/titel/60157.html](http://www.steiner-verlag.de/titel/60157.html)

«Quadratur der Greise»:

[www.spiegel.de/spiegel/print/d-7861470.html](http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-7861470.html)

Anmerkung zu Nr. [237](#): Dem [Bund für vereinfachte rechtsschreibung](#) danke ich für den Hinweis, dass der vereinfachte Plural *Babys* schon 1880 im ersten Duden stand, neben *Babies*; diese englische Pluralform fiel 1922 weg. *Ladies* stand noch 1897 als einzige Form im Duden; kurz nach 1900 kam *Ladys* dazu, wurde aber erst 1996 alleingültig.

### Volksanwaltschaft verurteilt Genderzwang

Dieter Schöfnagel

Seit Jahren werden Schüler und Studenten, unter Androhung schlechter Benotung oder Zurückweisung ihrer Arbeiten dazu angehalten, verschiedene Formen vorzüglich geschlechtergerechter Ausdrucksweise zu verwenden. Verständlicherweise hat es bisher kein Betroffener gewagt, sich gerichtlich dagegen aufzulehnen.

In den „Wiener Sprachblättern“ vom Dezember 2014 haben wir berichtet, wie die Leitung des österreichischen Normungsinstituts mit ihrem für Textgestaltung zuständigen Komitee umgesprungen ist. Die damals gefeuerten ehrenamtlichen Mitarbeiter haben sich schließlich an die Volksanwaltschaft gewandt, um der Behördenwillkür einen Riegel vorzuschieben. Nun liegt das Prüfungsergebnis endlich vor. Beschwerdeführer Dr. Horst Fröhler schrieb uns am 9. September 2017:

„... Das oberste Prüforgan der Republik Österreich ist im Wesentlichen den Argumenten unserer Eingabe gefolgt und bestätigt somit, dass die Zwangsmaßnahmen im Bildungsbereich bezüglich einer konsequent gegenderten Sprachgestaltung als nicht rechtskonform zu betrachten sind. Dementsprechend hat die Volksanwaltschaft das Ergebnis dieses Prüfungsverfahrens in seine offizielle ‚Missstandsliste‘ aufgenommen. [...] Ähnlich wie bei Untersuchungsergebnissen des Rechnungshofs kann es sich keine Regierung leisten, die Missstandsmeldungen der Volksanwaltschaft einfach zu ignorieren. Seit August 2017 ist der ‚Gender-Missstand‘ aktenkundig. Die nächste Regierung [...] wird darauf angemessen zu reagieren haben.“

In der Zusammenfassung (<https://Volksanwaltschaft.gv.at>) steht:

#### Geschlechtergerechtes Formulieren als Beurteilungsmaßstab

Beanstandet wurde die Verwendung des Binnen-I und ähnlicher Formen als Beurteilungskriterium bei Arbeiten an Schulen und pädagogischen Hochschulen, weil sie in den Rechtschreibregeln nicht vorgesehen sind. Vollständige Paarformen sind selbstverständlich zulässig. Es muss aber auch auf didaktische Erfordernisse Rücksicht genommen werden. Schließlich darf das geschlechtergerechte Formulieren nicht zur Erschwerung der eigentlichen Aufgabenstellung führen. Das BMB folgte den mit diesen Beanstandungen verbundenen Anregungen der Volksanwaltschaft nicht.

Das an das Bundesministerium für Bildung gerichtete Prüfungsergebnis lässt erkennen, wie die Argumente der Beschwerdeführer und Sachgutachter vom Ministerium mit Hinhaltetaktik beantwortet wurden. Es seien einige Stellen daraus wiedergegeben:

„Hinsichtlich der Zulässigkeit bzw. Richtigkeit des ‚Binnen-I‘ bzw. von Sternchen, Linien u. ä. zur Hervorhebung von ‚Transgenderpersonen‘ habe ich die Argumentation Ihres Ressorts anerkannt und erfahrenen facheinschlägigen Experten zur Stellungnahme zur Verfügung gestellt und deren Stellungnahmen wiederum Ihrem Ressort übermittelt. [...] Als Ergebnis ist festzuhalten, dass die Zulässigkeit o.a. Schreibweisen mit gewichtigen Argumenten bestritten wird. Insbesondere der Sichtweise Ihres Ressorts, dabei handle es sich um legitime, graphostilistische Ausdrucksformen‘, halten die von der Volksanwaltschaft herangezogenen Experten nachvollziehbar entgegen, dass diese Argumentation mangels klar nachvollziehbarer Abgrenzung zwischen legitimen ‚graphostilistischen Ausdrucks-

formen‘ und tatsächlich fehlerhaften Ausdrucksweisen jede Leistungsbeurteilung in der Sache ad absurdum führe. [...]

„Ebenso nachvollziehbar wird die Auffassung Ihres Ressorts, wonach ‚Binnen-I‘ etc. gesellschaftliche Konventionen darstellen, mit dem – von Ihnen nicht bestrittenen – Hinweis auf Meinungsumfragen widerlegt, denengemäß die große Mehrheit der Bevölkerung solche Schreibweisen ablehnt. [...]

Hier wird [...] eine quasi-normative Regelung gesetzt, die den Sprachgebrauch planmäßig abändern soll, und zwar gegen den erklärten Willen bzw. entgegen der tatsächlichen Übung des Großteils der Bevölkerung. [...]

Aber auch soweit es sich um grammatikalisch bzw. syntaktisch korrekte Formulierungen handelt (‚korrekt gegenderte Ausdrucksweise‘), erscheint es problematisch, wenn Studenten, die im Rahmen der deutschen Staatssprache legitime Ausdrucksweisen verwenden, eine schlechtere Benotung oder gar eine Zurückweisung von schriftlichen Arbeiten zu erwarten haben, lediglich weil sie einer Vorgabe zur geschlechtsneutralen Formulierung nicht nachkommen. Dadurch wird nämlich das Recht jedes Bürgers, sich gemäß Art 8 (1) B-VG der deutschen Amtssprache zu bedienen, im Ergebnis eingeschränkt. [...]

Zur Rechtfertigung dieser Einschränkungen führt Ihr Ressort den Grundsatz der Gleichstellung von Mann und Frau an und das damit aus Sicht Ihres Ressorts verbundene Gebot der ‚sprachlichen Sichtbarmachung der Geschlechter in allen Schriftstücken, die von Angehörigen der Pädagogischen Hochschulen, also auch von Studierenden (§ 72 Ziffer 1 HG), verfasst werden‘. [...]

Zur Erreichung der im Art 7 (2) B-VG festgelegten Ziele ist es nicht erforderlich, sprachliche Gleichstellungspostulate in jedem einzelnen Satz zu beachten. Einer solchen Auffassung scheint ein pädagogisches Konzept zugrunde zu liegen, welches mit den seinerzeitigen (heute zurecht verpönten) ‚Strafarbeiten‘ verbunden war: Demgemäß sollte durch möglichst häufiges Schreiben gewisser Verhaltensgebote eine Gesinnungsänderung erreicht werden. [...]

Diese Argumente blieben bis dato unwiderlegt bzw. wurden seitens Ihres Ressorts auch zuletzt [...] bloß bereits widerlegte Überlegungen wiederholt, ohne auf Gegenargumente einzugehen. [...]

Das ‚lückenlose‘ Gendern ist jedoch nicht nur nicht geeignet, ein an sich selbstverständlich legitimes Ziel – Bewusstseinsbildung im Sinne der Art 7 (2) B-VG – zu verfolgen, es erschwert auch die Erreichung der eigentlichen Unterrichtsziele. Dies gilt schon für reifere Schüler oder Erwachsene (z.B. PH-Studenten), die sich neben der Lösung schwieriger Prüfungsaufgaben in komplexen Fächern auch noch darüber Gedanken machen müssen, wie sie – potentiell in jedem einzelnen Satz – ‚genderte‘ Formulierungen finden. Dies bedeutet eine permanente Zusatzbelastung bzw. Ablenkung von der eigentlichen Aufgabenstellung. Noch schwieriger wirkt sich diese Zusatzbelastung bzw. Ablenkung naturgemäß bei jüngeren Schülern [...] oder bei Schülern mit einer anderen als der deutschen Muttersprache aus. [...]

Es wird erwegen, die gegenständliche Problematik im nächsten Parlamentsbericht der Volksanwaltschaft darzustellen.“



## Anhang 5: Gastbeitrag in der «NZZ am Sonntag» (zu Nr. 229)

## Der externe Standpunkt

NZZ am Sonntag, 18.11.2018

## Keine Angst vor Helvetismen, sie gehören zum Hochdeutscht!

In der Deutschschweiz darf man so schreiben, wie einem der Federkiel gewachsen ist. Was auch für auswärtige Augen bestimmt ist, muss aber verständlich bleiben, **schreibt Daniel Goldstein**

Beim Coiffeur habe ich letzthin in einem Heftli etwas über einen Abwart gelesen, der auf dem Pausenplatz immer wieder Verhüterli findet und meint, Schulbuben hätten damit gespielt. Dass ein Deutschschweizer diesen Satz geschrieben hat, merken Sie sicher – aber woran genau? Und ist es schlimm, dass man es merkt?

Ein Kandidat für beides ist «Verhüterli». Das Wort ist in der Schweizer (Boulevard-) Presse schon in den achtziger Jahren aufgetaucht, aber rar geblieben. Erst dieses Jahr lebt es auf – in Rezensionen, weil es in Thomas Hülimanns neuem Roman auf einem Plakat prangt. Der Autor will wohl, dass es blöd wirkt, und vielleicht auch: in deutschen Augen schweizerisch. Seit Jürgen Drews in einem Schlager das «Verhüterli» besang, hat es in Deutschland Karriere gemacht. Der Duden führt es in der Online-Ausgabe als «scherzhaft gebildet mit schweizerischer Verkleinerungssilbe»; in Wahrigs Synonymen-Wörterbuch dagegen gilt das ganze Wort als «schweizerisch». Ich kann mir aber schlecht vorstellen, dass ein Deutschschweizer in der Apotheke «Verhüterli» verlangt – schon eher sagt ein Deutscher in der Schweiz «Verhüterli», weil er meint, er werde sonst nicht verstanden.

Für einen echten Helvetismus – einen nur oder vorwiegend in der Schweiz verwendeten Ausdruck – gibt es im Einsteigssatz ein besseres Beispiel: «Heftli». Nicht jedes typische Mundartwort darf aber als Helvetismus gelten; Voraussetzung ist, dass es auch in hochdeutscher Form gebräuchlich ist und damit zur Standardsprache gehört, wie Linguisten sagen. Im Zweifel helfen Wörterbücher weiter. So steht «Heftli» im Duden 1 (Rechtschreibung) als «schweizerisch» – ohne den Zusatz «mundartlich», den es meiner Meinung nach tragen sollte. Denn nur mit Mundartenkenntnissen hört man den liebevoll-spöttischen Beiklang; wer das Wort in Deutschland liest oder hört, meint wohl, so heisse in der Schweiz ein kleines Heft. Der

soeben in zweiter Auflage erschienene kleine Spezialwörterbuch «Schweizerhochdeutsch» bezeichnet es denn auch als «mundartnah». Er enthält nur Helvetismen; mit 3500 wohl etwa doppelt so viele wie der Duden.

«Coiffeur» steht in beiden Wörterbüchern, aber im schweizerischen als gewöhnliche Berufsbezeichnung, im allgemeinen als «schweizerisch, sonst gehoben für Friseur». In der Tat findet man auch von Wien bis Lübeck Coiffeure und muss daher nicht befürchten, dort nicht verstanden zu werden. Beim «Abwart» ist das schon fraglicher; das Wort ist rein «schweizerisch für Hausmeister, Hauswart», «Pausenplatz» erklärt sich zwar selbst, ist aber «schweizerisch für Schulhof». Auch hierzulande schreiben Zeitungen in jüngerer Zeit öfters «Schulhof» – sei es, weil sie deutsches Personal beschäftigen oder weil übereifrige Schweizer meinen, das sei besseres Deutsch.

Denn das Vorurteil, Helvetismen seien kein richtiges Deutsch, geistert in vielen

Köpfen herum – auch in der Schweizer Lehrerschaft bis hinauf in Hochschulen, wo solche Wörter weitherum als «unwissenschaftlich» gelten. Übrigens: Auch «weiterherum» ist zusammengeschrieben ein Helvetismus. Und nochmals: Helvetismen gehören zur Standardsprache. Unter Wissenschaftlern (schweizerisch ohne l) ist kaum noch unstritten, dass Deutsch eine plurizentrische Sprache ist wie etwa Englisch, also unterschiedliche «Varietäten» kennt, die je als vollwertig gelten.

Etlliche dieser – meist nationalen – Sprachversionen sind vollständig kodifiziert, etwa das österreichische Deutsch mit einem eigenen amtlichen Wörterbuch und einem gewissen sprachlichen Nationalstolz, jedenfalls bei manchen Linguisten. In der Deutschschweiz hängen Heimatgefühle weit mehr an den Mundarten als am «Schweizerhochdeutsch», das entsprechende Wörterbuch umfasst denn auch nur Helvetismen ohne den «gemeindeutschen» (im ganzen Sprachgebiet verbreiteten) Wortschatz, den wir selbstverständlich ebenfalls verwenden. Wo wir eigene hochdeutsche Ausdrücke haben, sollten wir sie pflegen und nur dann durch gemeindeutsche ersetzen, wenn wir uns auch an Auswärtige richten und Missverständnisse befürchten müssen.

Helvetismen haben es umso schwerer, als deutsche Medien hierzulande eifrig konsumiert werden. Diese verbreiten naturgemäss nicht nur gemeindeutsche Ausdrucksweisen, sondern auch bloss in Deutschland oder Teilen davon verbreitete Wörter, also Teutonismen beziehungsweise Regionalismen. Manche davon sind salopp (und im Duden so vermerkt), was ja in lockeren Texten angehen mag. In der Schweiz und in Österreich werden sie oft übernommen, gedankenlos oder um möglichst «deutsch» zu tönen (hier Helvetismus für «Klingens»), manchmal ungewollt salopp. So werden aus Buben nicht bloss Jungen, sondern Jungs.

## Daniel Goldstein



Daniel Goldstein, 72, ist seit Anfang 2012 Redaktor des «Sprachspiegels», der Zeitschrift des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache ([www.sprachverein.ch](http://www.sprachverein.ch)). Zuvor hatte Goldstein viele Jahre lang als Journalist beim «Bund» gearbeitet, unter anderem als USA-Korrespondent, Auslandschef und Zuständiger für Sprachpflege.

Anhang 6: Quellen und Ressourcen zu Nr. [231](#)

## Österreichisches Deutsch

Dem Thema gilt der Schwerpunkt im «[Sprachspiegel](#)» 5/2018; der Hauptautor, Prof. Heinz-Dieter Pohl, bietet Informationen zum österreichischen Deutsch an (nachgeführt bis 2018): [members.chello.at/heinz.pohl/OesterrDeutsch.htm](http://members.chello.at/heinz.pohl/OesterrDeutsch.htm)

Broschüre des Bildungsministeriums (online und Download): [docplayer.org/73003-Oesterreichisches-deutsch.html](http://docplayer.org/73003-Oesterreichisches-deutsch.html)

Rudolf Muhr (Uni Graz, s.u.) hat eine [Kritik](#) dazu publiziert.

Forschungsprojekt

[oesterreichisches-deutsch.bildungssprache.univie.ac.at/home/](http://oesterreichisches-deutsch.bildungssprache.univie.ac.at/home/)  
und [Resultate daraus](#)

Medienberichte

[www.muttersprache.at/uploads/wsb-03-2012-auswahl-29101122.pdf](http://www.muttersprache.at/uploads/wsb-03-2012-auswahl-29101122.pdf) (S. 9–11, mit Link zu «[Die Presse](#)», 7. 7. 2012)  
[tt.com/artikel/8188328/das-oesterreichische-vertschuesst-sich](http://tt.com/artikel/8188328/das-oesterreichische-vertschuesst-sich)  
[www.nachrichten.at/nachrichten/kultur/Moehre-Sahne-Quark...orf.at/stories/2417476/2417477](http://www.nachrichten.at/nachrichten/kultur/Moehre-Sahne-Quark...orf.at/stories/2417476/2417477)

Weitere Websites

Informationen der Universität Graz: [wortschaetze.uni-graz.at](http://wortschaetze.uni-graz.at), [www.oedeutsch.at](http://www.oedeutsch.at) (bis 2008) und [www.gsoed.at](http://www.gsoed.at) (bis 2014); Klingendes Aussprachewörterbuch mit österreichischen, deutschen und Schweizer Varianten: [aussprache.at](http://aussprache.at)

Diss. Oldřich Břenek «Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich»: [theses.cz/id/qtcnwi/Brenek\\_Oldrich\\_disertace.pdf](http://theses.cz/id/qtcnwi/Brenek_Oldrich_disertace.pdf)

Besprechung von «Wenn ist *nicht* würdelos» (Robert Sedlaczek): [sprachlust.ch/Was/Lupen4/Lupe40.html](http://sprachlust.ch/Was/Lupen4/Lupe40.html) (= [Band I](#), Nr. 40)

Fussballsprache: [gfd.s.de/22-der-ball-muss-in-die-butte-oder-ins-aluminium-fussballjargon-in-oesterreich-und-der-schweiz](http://gfd.s.de/22-der-ball-muss-in-die-butte-oder-ins-aluminium-fussballjargon-in-oesterreich-und-der-schweiz)

Anhang 7: Friedrich Dürrenmatt «Zu einem Sprachproblem»\*

### Leserkommentar zur «Sprachlupe» 242

Als aus dem Hochschwarzwald stammender Deutscher kenne ich sogenannte «Helvetismen» wie «Türfalle», «Finken», Dach«kännel», «Spriessen», «anläuten» und sogar das «Trottoir» als zum heimatlichen Dialekt gehörend. Ich bin zwar im Elsässer Dialekt nicht bewandert, vermute aber, dass diese «Helvetismen» dort ebenso gebräuchlich sind. Alemannisch wird eben nicht ausschliesslich in der «deutschen» Schweiz gesprochen. *Franz-Peter Dinter*

Antwort von D.G.: Mit der Bezeichnung «Helvetismus» wird keine Exklusivität für die Schweiz beansprucht. Es ist nur so, dass die genannten Wörter, die für Herrn Dinter auch zu seinem Schwarzwälder Dialekt gehören, bei uns zudem als standardsprachlich gelten. In Baden-Württemberg aber bestätigen sie die Eigenwerbung, man könne dort alles – ausser Hochdeutsch. Was zur Standardsprache gehört, ist nicht genau definiert, wird aber z. B. von der Duden-Redaktion anhand publizierter Texte ermittelt. Wird ein Wort (fast) nur in der Schweiz geschrieben, so erhält es den Eintrag «schweizerisch». Steht auch «mundartlich» bzw. «mundartnah» dabei, so findet sich das Wort praktisch nur bei der Wiedergabe oder Imitation mündlicher Äusserungen.

Ein besonders interessanter Fall ist «anläuten»: Da ist nicht das Wort an sich ein Helvetismus, sondern die Verwendung mit Dativ; Duden: «jemanden, *süddeutsch auch, schweizerisch nur* jemandem anläuten». Hier ist Süddeutschland gewissermassen ein «zugewandter Ort», wo manchmal der helvetische, manchmal der bundesdeutsche Sprachgebrauch gepflegt wird. Bevor der Lektor «einen Arzt anzurufen» durchsetzte, stand bei Dürrenmatt «einen Arzt anzuläuten». Auf den helvetischen Dativ hatte der Schriftsteller also von Anfang an verzichtet, und das Wort hätte auch der auf BRD-Deutsch erpichte Lektor gemäss Duden akzeptieren müssen: «anläuten» stand schon damals drin, nur punkto Dativ regional markiert.

\* in: Roberto Bernhard, *Alemannisch-welsche Sprachsorgen und Kulturfragen. Schriften des DSSV Nr. 3. Frauenfeld 1968, S. 37–39.*  
Online: [SchweizerDeutsch 3/2010](#), (S. 26–27).

## ● Gesucht: Genderspezialist ☹

Gesucht: *Rausschmeisser (m/w)* oder *Geburtshelfer (w/m)* – so kann man in Stelleninseraten relativ elegant beide Geschlechter nennen. Nach der Anerkennung des dritten Geschlechts (divers) in Deutschland kommt nun die Version (m/w/d) allmählich auch zu uns.

Höchste Zeit also, über eine Vereinfachung nachzudenken, bevor weitere Varianten dazukommen. Das Gleichheitszeichen bietet sich an: *Zimmermann (=)*, *Hebamme (=)*. So wird jedem und jeder ohne Weiteres

klar, dass das Maskulinum bzw. Femininum hier generisch gemeint ist. Damit, anstelle zahlloser Doppelnennungen, würden auch Packungsbeilagen und andere «gegenderte» Texte schlanker.

Die Klammer lässt sich zum Symbol ausbauen: ☹ (abgeleitet vom Smiley *ausdrucksloses Gesicht*: ☹). Hochgestellt, ähnelt es dem Zeichen für Markenschutz®<sup>®</sup>, das man zur Kenntnis nimmt, ohne es laut lesen zu wollen. Was, liebe Leser ☹, halten Sie davon? dg

*Der «Schlusspunkt» glossiert eine sprachliche Zeiterscheinung. Themen- oder Textvorschläge aus der Leserschaft sind erwünscht (maximal 1000 Anschläge).*

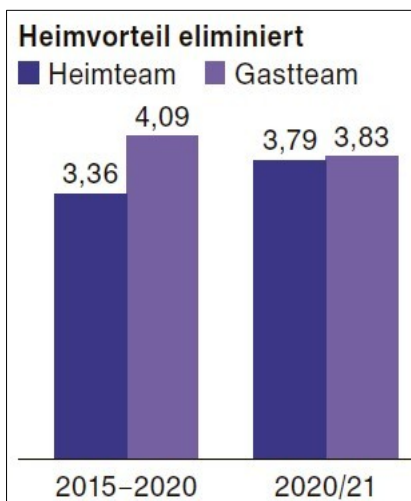
Nachtrag zu Nr. [272](#)

### Eishockey ohne Publikum

Die Tamedia-Redaktion\* hat die Spiele der Corona-Saison mit jenen früherer Jahre verglichen. Dabei zeigte sich, dass nun die beiden Teams im Durchschnitt praktisch gleich oft wegen Fouls bestraft wurden (je 3,8 Mal).

Wie es sich mit den Sprachen der Vereine und der Unparteiischen verhielt, wurde nicht erhoben.

\* [Ausgaben](#) vom 2. 3. 2021, © Grafik



## Anhang 9: Herablassendes Ihrzen (zu Nr. 245)

## «So, zelled Er Gäld?»

aus: «Der schweizerische Knigge» (Adolf Guggenbühl, 1945)

Auch die Einteilung der Mitbürger in das «Volk» und das «Nichtvolk», also in eine Art Unter- und Obermenschen, hat etwas ganz Gefährliches, weil es praktisch gewöhnlich darauf hinausläuft, daß man die Armen als zur Masse gehörig betrachtet. Sicher ist das Verständnis für die großen geistigen Werte, für die Religion, für die Kunst, für die Moral verschieden; aber es kann doch keine Rede davon sein, daß die Geistigkeit bei den Mächtigen besser ausgebildet sei, als bei den wirtschaftlich Schwächern.

Für die demokratische Kultur ist es wichtig, daß auch die einzelnen Stände auf demokratische Art miteinander verkehren.

Ein Bauer beklagte sich einmal bei mir über den merkwürdigen Ton, den die Städter im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung anschlugen. Die meisten hätten entweder einen gewollt humoristischen oder einen unangenehm bledermännischen Ton, der ihn einfach beleidige.

Keinem Menschen falle es ein, zu einem Bankbeamten zu sagen: «So, zelled Er Gäld?» oder

»\*

115

zu einem Vermessungsingenieur: «So, schaffed Er mit dr Mäßlatte?»

Sobald aber ein Städter einen Bauern bei der Arbeit sehe, so meine er, er müsse jetzt in väterlichem Tone bemerken: «So, sind Er am Heue?» oder «So, händ Er bald Fyrabig?»

«Ihr» ist sicher eine schöne Anredeform, wo sie Brauch ist, wie zum Beispiel im Kanton Bern. Es gehört sich aber nicht, wenn man zu allen Leuten «Sie» sagt, einzelne Stände mit «Ihr» anzureden.

eingesandt von einem «Bund»-Leser

Anhang 10: (zu Nr. [292](#))

## Taten im niederländischen Mund

Einer Leserin der niederländischen Zeitschrift [«Onze Taal»](#) (4/21) sind seltsame «Zitatausläuter» ebenfalls aufgefallen (mit einem seltenen deutschen Fachwort: Zitatausleitungen):

### CITAATUITLUIDERS

As je na een citaat wilt aangeven wie de uitspraak deed, kun je ,zei hij' schrijven, of ,riep zij', of 'schreven zij'. Maar in plaats van zulke neutrale ,citaatuitluiders' (zoals ze worden genoemd) kom je ook heel andere tegen, zoals "'Binnen een maand is alles geregeld!', legde hij de lat hoog.'

Nog twee voorbeelden (uit de Volkskrant):

- „Als je vasthoudt aan je plannen ben je te star en als je ervan afwijkt ben je aan het zwabberen“, berustte hij voor de camera's van de NOS in zijn lot.
- „Als ik een verliesgevend bedrijf winstgevend heb gemaakt, zoek ik een nieuwe uitdaging, liefst wat moeilijker“, klopte Sanderink zich op de borst.

Misschien denken journalisten die zulke zinnen gebruiken dat hun verhaal of verslag daar levendiger door wordt? Of is het gemakzucht? In mijn ogen is het vooral slecht Nederlands!, ergerde zij zich groen en geel ...

ERNESTINE HULK – EELOE

Der [Sprachratgeber](#) der Zeitschrift behandelte das Thema schon im Jahr 2011.

Nachtrag zu Nr. [287](#) (Infosperber, 29. 3. 2021)

## Duden merkt: Auch Frauen dürfen Mieter sein

Viel Kritik erntete die Dudenredaktion für die Abschaffung des generischen Maskulinums in ihrem Online-Wörterbuch [duden.de](#). Sie hatte Anfang 2021 damit begonnen, 12 000 Einträge wie etwa «Mieter» zu ändern: Aus «jemand, ...» wurde «männliche Person, die etwas gemietet hat». Nach ihren gewundenen Erklärungen für die neue Praxis ergänzte die Redaktion ab Frühjahr die Einträge mit einem Kästchen:

In bestimmten Situationen wird die maskuline Form (z. B. *Arzt*, *Mieter*, *Bäcker*) gebraucht, um damit Personen aller Geschlechter zu bezeichnen. Bei [dieser Verwendung](#) ist aber sprachlich nicht immer eindeutig, ob nur männliche Personen gemeint sind oder auch andere. Deswegen wird seit einiger Zeit über [sprachliche Alternativen](#) diskutiert.

Wer den Link bei «dieser Verwendung» anklickt, findet eine differenzierte Betrachtung darüber – also über das generische Maskulinum und die Fälle, in denen es missverständlich sein kann. Der Grund, generell davon abzurücken, wäre demnach das Streben nach Klarheit. Nur ein Nebeneffekt wäre es also, Frauen sichtbar zu machen – wenn wir das der Dudenredaktion glauben wollen.

Beispiel zu Nr. [151](#) (Infosperber, 9.4.2022)

## Ein Komma fehlt, und schon versinkt sie statt er

Selten hat mein Lieblingskomma so folgenreich gefehlt wie in dieser Frage der «SonntagsZeitung» an den Buchautor Tobias Haberl: «Sie schreiben: Männer seien <wie Leonardo DiCaprio in *Titanic*, wenn er nicht mehr auf die schmale Holztür passt, weil da schon Kate Winslet drauf liegt und schliesslich tragisch, aber irgendwie auch ergreifend im Eismeer versinkt>. Das ist sehr lustig – wie viel davon ist Ihnen ernst?»

Fast könnte man meinen, die Interviewerin habe aus lauter Mitleid mit gekränkten Männern nach «drauf liegt» (Dudenkonform wäre «draufliegt») absichtlich kein Komma gesetzt, damit Winslets Rose untergeht und DiCaprios heldenhafter Jack weiterschwimmt. Dem befragten Autor von «Der gekränkte Mann» dürfte die Finesse aber entgangen sein, zumal er sie gar nicht bemerken konnte, wenn das Interview mündlich geführt wurde: Da war der eingeschobene Nebensatz «weil ... liegt» gewiss im Tonfall so abgesetzt, als stünde am Schluss das obligate Komma.